This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

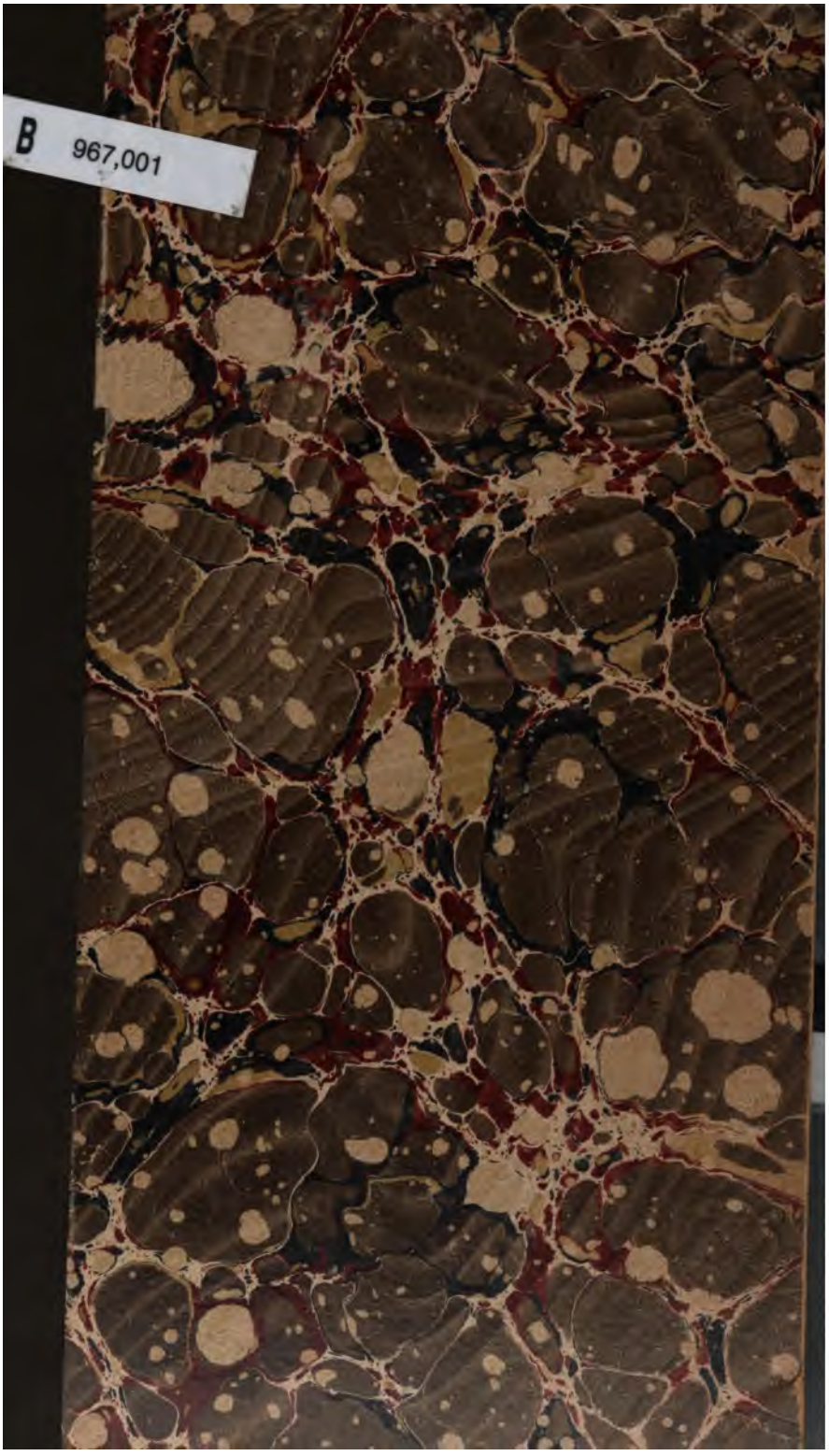
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

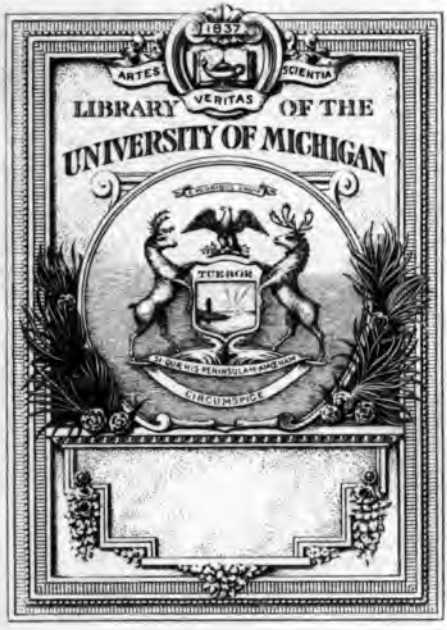
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 967,001




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
H20
D6

UNIV. OF MICH.

Wegweiſer

zu

Johann Georg Hamann,

dem Magus im Norden,

von

Julius Diſſelhoff.

Mit einem photographiſchen Bildniſſe Hamanns.

„Wenigſtens will ich meinen hölzernen Arm, ſo weit ich kann, ausſtrecken, um fähigen Köpfen den rechten Weg zu weiſen.“

J. G. Hamann an F. H. Jacobi am 14. Dezember 1785.

Elberfeld.

W. Langewieſche, vormals W. Haſſel's Buchhandlung.

1871.

Fähigen Köpfen

gewidmet

vom

Wegweiſer.

„Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke, wie so eine edle Gabe Gottes, als die Wissenschaften sind, verwüstet, — von starken Geistern in Coffeeschenken zerrissen, von faulen Mönchen in akademischen Messen zertreten werden (Matth. VII, 6); und wie es möglich, daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare — etwa falsche — verliebt sein können!“ (Hamanns Werke B. II, 221.) Denn noch immer leben wir in den Tagen, wo „die Weltweisheit aus einer allgemeinen Wissenschaft des Möglichen zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen — „Fleisch und Blut sind Hypotheſen, der Geist ist Wahrheit“ (I, 362) — auszuarten“ fortfährt. (III, 243.) „Und dennoch baut man durch einen fast unvermeidlichen Trug der Sinnlichkeit die ganze Erlösung des menschlichen Geschlechts von jedem communi hominum errore auf neue Formeln und Figuren und Typen gelehrter und philosophischer Einsichten und ihrer Ausbreitung per fas et nefas unter dem Volk.“ (VI, 28.) Aber das „gehört zum hohen Geschmack des erleuchteten Jahrhunderts, wo die Verleugnung des christlichen Namens eine Bedingung ist, ohne die man zu dem Titel eines Weltweisen keine Ansprüche wagen darf. Daher wird es den boshaftesten und unvernünftigsten Schriftstellern immer leichter, durch ein eitles Nichts das Publikum zu bezaubern, ohne in ihrer Abscheulichkeit erkannt zu werden.“ (III, 244.)

Denn „sein und seiner Worte schämt sich ein philosophisch-politisches Weltalter.... Anstatt also die Schmach Christi und das Aergernis seiner Nachfolge auf sich zu nehmen, sucht man das Kreuz zu vernichten, weil es ein leichtes ist, die Vernunft in einen Engel des Lichts und in einen Apostel der Gerechtigkeit zu verstellen, dem Fleische angenehmer, klug in Christo, als ein Narr um Christus willen zu sein, und weil der natürliche Mensch sich gern durch vernünftige Reden (Col. 2, 4.) und vergebliche Worte (Eph. 5, 6.) betrügen, aber schwer überzeugen läßt, einer geistlichen Erkenntnis unfähig zu sein." (III, 255.) Darum werde auch noch heute „den gleißenden Vorspiegelungen von Vernunft und Moral nichts anders als Thatsachen und ihre verhaßte Evidenz und erstickte Energie dem allgemeinen Wortstrom der Spekulation entgegengesetzt" (IV, 336), um „unsere Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes" hinzulocken. (II, 42.)

„Ohngeachtet nach dem Glaubensbekenntnis eurer antisalomonischen Schulmeister die Furcht des Herrn der Weisheit Ende ist; so bleibe es mein großer Gewinn, gottselig und genügsam zu sein! Der Friede in der Höhe übersteigt alle Vernunft, und Christum lieb haben, Engel- und Menschenzungen." (IV, 19.)

„Niemand betrüge sich also selbst. Welcher sich unter euch dünkt, weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein. 1. Cor. III, 18." (II, 100.)

PLAUDITE!

Συμμιμηταί μου γίνεσθε, ἀδελφοὶ, καθὼς κἀγὼ
ΧΡΙΣΤΟΥ.

(II, 102.)

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Wer iſt Hamann? 5

Aus Hamanns Leben 11

1. Hamann vor ſeiner Umwandlung 11
2. Hamann nach ſeiner Umwandlung 12

Allgemeine Charakteriſtik der Hamannſchen Autorſchaft 49

1. Wurzel und Sele der Hamannſchen Autorſchaft . 49
2. Der Leib der Hamannſchen Autorſchaft 72
3. Schatten im Leben und der Autorſchaft Hamanns . 95

Die Vorläufer der Hamannſchen Autorſchaft 107

Hamanns Autorſchaft. Erſter Zeitraum 1759–1763 . . 138

I. Sokratiſche Denkwürdigkeiten 138
II. Wolken, ein Nachſpiel ſokratiſcher Denkwürdigkeiten 166
III. Beilage zun Denkwürdigkeiten des ſeligen Sokrates 176
IV. Kreuzzüge des Philologen 183
1. Die Magi aus Morgenlande, zu Bethlehem . . . 189
2. u. 3. Verſuch über eine akademiſche Frage und Abaelardi Virbii Chimäriſche Einfälle 192
4. Kleeblatt helleniſtiſcher Briefe 200
5. Aesthetica in Nuce. Eine Rhapſodie in kabbaliſtiſcher Proſe 215

Zweiter Zeitraum (1772—1776.)

I. Neue Apologie des Buchſtabens h 238
II. Christiani Zacchaei Telonarchae Prolegomena über die neueſte Auslegung der älteſten Urkunde des menſchlichen Geſchlechts 252
III. Verſuch einer Sibylle über die Ehe 263
IV. Vettii Epagtahi Regiomontioulae hierophantiſche Briefe 267

Seite

V. Zweifel und Einfälle über eine vermiſchte Nachricht der allgemeinen deutſchen Bibliothek 284
VI. Kleiner Verſuch über große Probleme 297

Dritter Zeitraum (1779—1786.)

I. *Κογξομπαξ*. Fragmente einer apokryphiſchen Sibylle über apokalyptiſche Geheimniſſe 302
II. Hamanns letzter Kampf gegen die Grundſäulen der modernen Philoſophie 323
1. Licht über Hamanns Kampf gegen die moderne Philoſophie aus dem Briefwechſel der letzten Lebensjahre 323
2. Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft 345
III. Golgatha und Scheblimini von einem Prediger in der Wüſte 357
IV. *A* und *Ω*. Fliegender Brief an Niemand den Kundbaren 383

Wer iſt Hamann? 403

Beilagen:

Beilage I. Die hier nicht erklärten kleinern Schriften und Recenſionen Hamanns 409
Beilage II. Zur Titel-Photographie 410
Verbeſſerung einiger Druckfehler 412

Wer ist Hamann?

Nach **Männern** verlangt uns!

Warum achten wir denn nicht auf Männer, welche uns längst zu Zeichen gesetzt sind?

Oder ist **Hamann** kein Mann?

„Du bist mir ein gewaltiges Zeichen!" schrieb F. J. Jacobi an ihn schon am 4. Sept. 1786. Und wer kennt heute diesen Starken? In unsern Geschichtsbüchern liest man einige Seiten über ihn, die von gläubigen Lesern nachgesprochen werden. Hegel bewundert und bedauert, Gervinus wirft mit Kot, der freilich auf den Werfer zurückfällt, Gelzer ahnt, lobt und macht Excerpte, Gildemeister schreibt ein gelehrtes, treffliches, vierbändiges Werk.

Aber wer kennt Hamann?

In zehn Jahren sind mir vielleicht zehn Menschen begegnet, die etwa wußten, was Gott den Deutschen in Hamann gegeben hat. Aber in zehn Jahren ist es mir kaum gelungen, in die Seele eines Jünglinges den Mut zu hauchen, im Schweiß des Angesichtes aus den Schachten Hamanns Gold zu graben.

„Gebet Jedermann, was ihr schuldig seid: Ehre, dem die Ehre gebühret!" Sollte nicht wenigstens die Theologie auf dieses Wort merken, das sie auszulegen berufen ist? Warum preist sie Schleiermacher, dessen Ehrenkranz jedes gebührende Blättlein behalten soll, als den Vater einer neuen Epoche ihres Daseins, und sperrt den Erzvater Hamann in eine Camera obscura, die nicht viel besser ist, als das Spinn- und Raspelhaus, zu dem der weiland Hamburgische Nachrichter den Patriarchen und Propheten verdammen wollte. (H's Werke, B. II, S. 61.)

Wir suchen Bundesgenossen im Kampfe wider die Feinde unseres großen Königes, und den Einen, der tausend sagt, lassen wir im Winkel stehen. Warum? Weil seine Worte uns das einemal ein „Eselskinnbacken", ein andermal eine „Herkuleskeule" dünken. Wir schreiben, hören, lesen Apologien über die Vernunft des Schönsten unter den Menschenkindern, seiner Thaten und Worte, und achten den nicht, welchen der Vater selbst seinem Sohne zum Apologeten für diese vernünftige Zeit gegeben hat. Müde, die Sintflut der guten und schönen Gedanken, die aller Orten gedruckt werden, in uns zu schlucken, durstet uns nach einem Weine, von dem ein Becher das Leben mit Kraft durchströmt, und sind zu träge, das allerdings gut verschlossene Gefäß zu öffnen, in dem dieser Trank seit hundert Jahren verwahrt liegt! —

Das thut mir wehe in meinem Herzen und sticht mich in meinen Nieren, denn ich weiß, welche Vollopfer des Dankes die Bürger des Reiches, das nicht von dieser Welt ist, ihrem Haupte für den einen Hamann bringen sollten. Ich wäre ein undankbarer und auch liebeleerer Mensch, wenn meine Sele nicht brännte, den Pilgrimen und Hausgenossen Gottes dies verachtete Kleinod anzupreisen!

„Des Büchermachens ist kein Ende!" sagt Salomo. „Die Welt seufzt unter Büchern, wie unter Soldaten!" schreibt Moser an Hamann. Weder die Klage Salomos noch das Seufzen der Welt begehre ich zu vergrößern. Nach dem Ruhm eines zunftmäßigen Schriftstellers verlangt mich nicht. Ich schreibe aus dem Leben und für das Leben. Ob ich der Wissenschaft diene, gilt mir gleich. Mein Beruf soll bleiben, den lebendigen Menschen zu dienen. Es geht mir ähnlich, wie vor etwa einem Jahrzehnt. Damals hatte ich keine Ruhe, bis ich meinen Mund für die Idioten aufgethan hatte, deren Kopf unfähig ist, die Gedanken anderer Menschen zu fassen. Heute muß ich, um mit Hamann zu reden, meinen hölzernen Arm so weit und deutlich, als ich vermag, ausstrecken, um fähigen Köpfen den Weg zu einem Idioten anderer Art zu zeigen, welcher alle lebendige Herzen und denkende Köpfe bis auf diese Stunde fragt: „Ist nicht der Titel und Widerspruch

am Schandpfahl des Kreuzes der wahre Idiotismus?" (B. VI, S. 14.) und der das klare Bewußtsein von jenem Idiotismus, der dem Menschen wesenhaft und die Mutter der Weisheit ist, unter den klugen Leuten der Zeit zu wecken für seine Lebensaufgabe hält. (B. IV, 136.) Wäre uns nicht noch ein kleiner Same von solchen Idioten übrig geblieben, „die beste Welt wäre längst ein todtes Meer geworden!" (II, 389.) Was wollte ich lieber, als daß nach zehn Jahren dies Büchlein eben so überflüssig geworden wäre, als heute jenes erste ist, so unnütz wie ein Wegweiser für den, welcher selbst den Weg sammt dem Ziele kennt. —

Es haben vor mir Andere, die wahrlich mehr, als eines Hauptes höher sind, als ich, auf Hamann hingewiesen. Das sei zuerst in's Gedächtniß zurückgerufen, zumal man unter diesen Häuptern Kinder dieser, wie einer andern Welt antrifft.

Man weiß es ziemlich allgemein, daß der edle Moser nach harten Schlägen, die er von Hamanns Stabe empfangen hatte, seinen Züchtiger als den Magus aus dem Norden verherrlicht hat. (1760.) Selten ist ein Wort mit mehr Gedankenlosigkeit nachgesprochen, als dieses. Moser wußte wohl, was er sagte. „Sie haben, schreibt er an Hamann, den Stern gesehen; lassen Sie Andere Irrwischen nachlaufen!" Hamann sah den Stern, den Gott aus Natur, Geschichte und Offenbarung, aus Sünde und Sehnsucht der Menschenbrust und des Völkerlebens am geistigen Himmel als Herold jenes Königes leuchten läßt, der einherzieht der Wahrheit zu gute. Es ist nicht leicht zu sagen, wer durch ödere Wüsten und Steppen gezogen, von giftigeren Feinden angefallen ist, wer mehr Heuchelei und Leichengeruch der Hohen und der Hefe, der Schriftgelehrten und der Vernünftigen im Lande des gesuchten Königes angetroffen hat, die Magier aus dem Osten oder der Magus aus dem Norden. Jene durften ihre Lasten in Gemeinschaft tragen, dieser mußte seine Straße einsam ziehen. „Meine Muse mit besudeltem Gewande, schreibt er an Moses Mendelssohn (Br. 99.), kommt von Edom und tritt die Kelter allein," und an J. G. Lindner (Br. 82.): „Ich arbeite allein — — Keiner, der mir mit seinen Einsichten, Urteil oder

wenigſtens Geſchmack zu Hilfe kommt. Sie können leicht denken, wie verlegen mich das öfters macht. Aber auch von der andern Seite deſto mehr Vorteile, und der Lohn meiner Mühe wird deſto reicher ſein am Ziele meiner Laufbahn." Als er an's Ende derſelben angekommen war, ruft er aus: „Mit wie viel getäuſchter Sehnſucht habe ich wie ein anderer Diogenes einen Menſchen oder vielmehr einen Nächſten geſucht, dem ich mich ganz anvertrauen könnte!" (B. VII, 241.) Dennoch hat er, fröhlich und ſtark durch Hoffnung, nicht aufgehört, wiewohl ein unverſtandener Fremdling aus einer anderen Welt, angeſtaunt wie ein Meteor, belächelt wie ein Narr, gehaßt wie ein Barbar, ſeinen König zu ſuchen und der Cultur unſeres Aeons zu bezeugen, daß ſie einen König und Erlöſer hat. Anbetend iſt er vor dieſem niedergefallen, hat ihm ſeine Schätze aufgethan und gegeben, was er hatte, den ganzen Inhalt eines Mannesgeiſtes, wie die haushälteriſche Vorſehung in jedem Jahrhundert kaum einen läßt geboren werden. „Jeruſalem, ſagt der Magus in ſeinem letzten fliegenden Blatte, als er an der Grenze zwiſchen Zeit und Ewigkeit auf ſein Leben zurückblickte, Jeruſalem iſt eines großen Königs Stadt. Dieſem König, deſſen Name wie ſein Ruhm groß und unbekannt iſt, ergoß ſich der kleine Bach meiner Autorſchaft, verachtet wie das Waſſer Siloah, das ſtille geht. Kunſtrichterlicher Ernſt verfolgte den dürren Halm und jedes fliegende Blatt meiner Muſe, weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte ſitzen, ſpielend pfiff, und das fliegende Blatt taumelte und ſchwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Sanftmut und Demut des Herzens von ſich rühmen konnte: Hier iſt mehr, denn Salomo! Wie ein lieber Buhle mit dem Namen ſeines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet, und keinen jungen Baum des Gartens noch Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verſchont: ſo war das Gedächtniß des ſchönſten unter den Menſchenkindern, mitten unter den Feinden des Königs, eine ausgeſchüttete Magdalenen-Salbe, und floß wie der köſtliche Balſam vom Haupte Aarons hinab in ſeinen ganzen Bart, hinab in ſein Kleid. Das Haus Simonis des Ausſätzigen ward voll vom Geruche der evangeliſchen

Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunstrichter aber waren unwillig über den Unrat und hatten ihre Nase nur vom Leichengeruche voll." So hat der Magus aus dem Norden den König geküsset.

Was Herder und F. H. Jakobi ihrem Freunde Hamann zu danken und wie sie ihn gepriesen haben, würde vollständig erst durch ein Eingehen auf beider Schriften und Entwicklung sich zeigen lassen. Hier genügen einzelne Aussprüche: „Dieser Mann, ruft Jakobi, durch kein Beiwort läßt er sich näher bezeichnen, ein wahrer Pan!" eine ganze, in sich gegliederte Welt. Aehnlich drückt sich Herder aus. Er schreibt einmal an Hamann selbst: „Du Ruprecht Pförtner, ein Magus von Natur, bist allein geschaffen, den König des Himmelreichs zu feiern. Lebe wohl, lieber, treuer Ruprecht — Pan, dem seine höhere, unverwelkliche Krone über all sein Mühen und Leiden aufbewahrt bleibt!" (V, 147.) Uns alle, die wir vom Glauben leben, sollte insbesondere folgendes Wort Jakobis zur gründlichen Bekanntschaft mit Hamann reizen: „Ihm ist der wahre Glaube, wie dem Verfasser des Briefes an die Hebräer, auf den er sich beruft, Hypostasis. Alles Andere, spricht er verwegen, ist heiliger Kot des großen Lama. Wer aber den wahren Glauben hat, der weiß auch, wie er dazu gekommen ist, und hält sich nicht mit eitlen Versuchen auf, Anderen die Wahrheit einzutrichtern."

Drei andere Männer, die mehr Licht hatten, als der Mensch aus sich selbst zu schöpfen vermag, Claudius, Lavater und Sailer, haben die innerste Bedeutung der Hamannschen Autorschaft noch klarer gesehen. Die beiden erstern vergleichen ihn mit dem Beherrscher der Meere, der im Toben der Wellen sein Haupt emporhebt und mit einem Worte die schwatzenden Rebellen zur Ruhe bringt. „Wir unseres Orts können, sagt Claudius, auch diesen Recensenten (Hamann) mit nichts besser vergleichen, als mit dem bekannten Mann bei Virgil, der, wenn er sein Haupt über die Wellen heraushebt, Majestate oris und manus alle windige beaux Esprits, Dog- und Schis-Matiker der Wasserwelt auf der Stelle mores lehrt."

Lavater, der Physiognomiker, knüpft sein dithyrambisches Urteil an die Betrachtung des Hamannschen Antlitzes: „Siehe, den hochstaunenden Satrapen!... Im Auge ist gediegener Lichtstral. Was es sieht, sieht's durch, ohne mühsame Meditation und Ideenreihung.... Kann ein Blick mehr tiefer Seherblick sein? Prophetenblick zur Zermalmung mit dem Blitze des Witzes.... Und im Munde? Wie kann ich aussprechen die Vielbedeutsamkeit dieses Mundes, der spricht, und innehält im Sprechen — spräche Areopagiten-Urteil — Weisheit — Licht und Dunkel u. s. w. Diesen Prophetenblick! Dieses durchschauende, Ehrfurcht erregende Staunen! voll wirksamer, gebärender, treffender Urkraft! Dieses stille, kräftige Geben weniger, gewogener Goldworte — diese Verlegenheit, keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben — Hieroglyphensäule! Ein lebendiges:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus."

Der Bischof Sailer sagt in seiner Schrift über Erziehung: „Bibliothekenwert haben Hamanns socratische Denkwürdigkeiten, die nur 64 Seiten stark sind. Solche Wurzelmänner kannst du vergessen, liebe Zeit, um dein Laub und Gras andächtig auf den Altar zu setzen."

Noch zwei Männer entgegengesetzter Art stelle ich zusammen, Lessing, den Denker, und Jean Paul, den edlen Uebersprudler. Kein Hamburger Götze hat mit so markigen Griffen wie Hamann die aufgeblähte Vernunft zerquetscht und alle ihre Ausgeburten mit so unerbittlichem Grimme in die Löcher der Fledermäuse gejagt, noch auch mit solcher Energie Gott und seine Offenbarung als das einzige Licht der Welt gepriesen. Während Lessing mit Götze umgeht, wie mit einem Schuljungen, steht er mit Ehrfurcht vor Hamann und bekennt wenigstens, daß, um ihn zu verstehen, Panhistorie nötig sei. Für Jean Paul ist der „große" Hamann „ein Heros und Kind zugleich, ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne." Er nennt ihn „gleichsam mit einer Ewigkeit geboren," so daß er „jede Zeit antizipirte." Von seiner Kürze sagt er, daß ihre Kommata zuweilen aus Planeten-Systemen und deren Perioden aus Sonnen-Systemen bestehen und deren Worte ganze Sätze sind.

Ich komme zu Göthe, dem schönen, ruhig-stolzen, behaglichen Weltkinde, welcher durch seine außerordentliche Gabe, die Erscheinungen des Lebens objektiv aufzufassen, so manches Geheimnis ausgesprochen hat, von dem seine Seele wenig wußte. Derselbe, welcher den Inhalt der Weltgeschichte den Kampf des Unglaubens und Glaubens nennen und seiner Zeit weissagen konnte, daß das verirrte Christentum sich stets wieder am Kreuze zurecht finden werde und müsse, derselbe konnte auch ahnen, was Deutschland an Hamann besitzt. Nachdem er in Wahrheit und Dichtung erzählt, daß „eine aufstrebende Jugend" sich von Hamann angezogen gefühlt, und er selbst, Göthe, die Hoffnung nicht aufgegeben habe, eine Herausgabe der Hamannschen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern, fährt er fort: „Das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamanns sich zurückführen lassen, ist dieses: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich!" —

Auf seiner italienischen Reise lernte Göthe die Schriften des Italieners Johann Baptista Vico kennen und sagt, es seien darin sybillinische Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll, gegründet auf ernste Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Dann fügt er das weissagende Wort hinzu, auf das, wie auch auf das erste, ich noch später zurückkommen muß: „Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater besitzt; den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden!"

Zuletzt stehe hier das Urteil der Fürstin Amalie von Gallitzin, geb. von Schmettau, die unbestritten als eine der bedeutendsten Frauen des letzten Jahrhunderts dasteht. In einem Fragmente über ihren Entwicklungsgang (1789) erzählt sie ausführlich, welchen Eindruck Göthe, Lavater, Herder und der eben heimgegangene Hamann auf sie gemacht haben.*)

*) Mitteilungen aus dem Tagebuche und Briefwechsel der Fürstin A. A. von Gallitzin. Stuttgart. Liesching 1868.

„Göthe, der einzige der berühmten Männer, der mich als Mensch wahrlich begeistert und mein Herz berührt hatte, gab mir den schmeichelhaftesten Anlaß, in Correspondenz mit ihm zu treten, indem er mir nach meiner Rückkehr schrieb, ich allein hätte den Schlüssel seines lange verschlossenen Herzens gefunden, mir möchte er sich ganz öffnen, nach meinem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn. Einen ganzen Winter blieb ich im Kampf, solle ich, solle ich nicht. Aber da ich keinen wahrscheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zu viel Beschäftigung für mein Herz darin mutmaßte, konnte ich mich zu keiner Antwort entschließen. Kurz vorher hatte Lavater mir zweimal geschrieben und denselben Anlaß zu einer Verbindung angeboten. Diese unbeantwortet zu lassen, kostete mich nicht einmal einen Kampf, und Herdern, der auch nachher an mich schrieb, dessen Berühmtheit aber meinem Herzen gar nichts anbot, zu antworten, fühlte ich, so zu sagen, einen unüberwindlichen Widerwillen. Diese Erfahrungen beruhigten mich ungeachtet der fortdauernden augenblicklichen Versuchungen über das, was man Zustand der Sele nennen kann, aber nun fing ich an, ein besonderes Wohlgefallen an meiner Ehrgeizlosigkeit und an der Verachtung der Gelehrsamkeit zu haben. Da mir aber nun das Christentum zur Seite stand, ließ mir dieses es nicht lange unbemerkt, daß auch das nichts taugte. Endlich kam Hamann und zeigte mir den Himmel wahrer Demut und Ergebenheit — Kindersinn gegen Gott. Dieser begeisterte mich über alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi, indem er mich das Bild ihrer wahren Anhänger von der erhabensten Seite lebendig an sich wahrnehmen ließ. Ihm allein bis dorthin war es gegeben, mir die schwerste Kruste von den Augen zu reißen — er allein sah auch darin eine Kruste. Alle übrigen Freunde, Fürstenberg nicht ausgenommen, hatten bisher meinen starken Vervollkommnungstrieb als das liebenswürdigste, ja als etwas bewunderungswürdig Schönes an mir betrachtet. Weit entfernt also, selbst darin etwas Böses zu sehen, war dieses beständige Gefühl ein Ruhekissen in drohender Mutlosigkeit für mich. Hamann aber sah darin Stolz und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den

Knochen; mich dünkte, man raubte mir Lahmen eine einzige Krücke, aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Sele aufzunehmen. Ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Sele und befand sie wahr. Nach dieser Zeit ward unser Umgang immer vertraulicher, und siehe, ich verlor ihn mitten im besten Genuß dieser Vertraulichkeit, diesen ersten wahren Vater, der mich liebte, wie noch keiner mich geliebt hatte. Aber zum Glück verlor ich ihn den Tag vor seiner Abreise, da er mir ohnehin für immer entrissen werden sollte, und ich glaube, er betet dort wirksamer für uns, als er es zu Königsberg hätte thun können. Nach seinem Tode ging eine wunderbare Veränderung oder vielmehr die Fortsetzung der Veränderung in mir vor, die sein Umgang schon bei seinem Leben in mir angefangen hatte. Bisher hatten die Leidenschaften, bald mehrere auf einmal, bald eine, nur mit Abwechselung der Art in meiner Sele gebrauset und sie in anhaltender Unruhe erhalten. Die letzte herrschende war Vervollkommnungssucht für mich, meine Kinder und Freunde. Jetzt ward mir ungefähr so zu Mute, wie wenn man aus einem dauerhaften großen Lärmen mit einmal in eine totale Stille gerät."

So haben Deutschlands hervorragende Geister, Männer und Frauen, über Hamann gedacht. Aber erst 1821, also ein volles Menschenalter nach seinem Tode, begann die Herausgabe seiner Schriften, für die sich in ganz Deutschland, trotzdem dieselbe in besonderen Briefen und drei Literatur-Zeitungen angekündigt wurde, nur 481 Subscribenten fanden. —

Seitdem ist beinahe ein halbes Jahrhundert dahin geschwunden. Noch ist die von Göthe vorhergesehene Zeit nicht da, auch jene Nachwelt nicht, welche der gläubige Hamann als gegenwärtig schmeckte, wenn er in der Vorrede seiner Kreuzzüge sagt: „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geschmack an den Kräften einer besseren Nachwelt." —

Sollen die Kinder des Reiches sich nicht schämen, daß ein Fremdling, wie Göthe, ihnen sagen muß, welchen Schatz sie besitzen?

Müſſen ſie ſich nicht zehnfach ſchämen, daß ſie dieſen Schatz bis heute noch nicht gehoben haben! Wenn ſie nicht Gold graben mögen, um ſich ſelbſt zur Luſt ihrem Könige eine Krone zu ſchmieden, deren er nicht bedarf, warum ſchämen ſie ſich nicht wenigſtens, apologetiſche Flicken und Lappen zu betteln, um in ſündhafter Scham ſeine Blößen zu decken, die ſeine Kraft und Ehre ſind!

„Um Zions willen, ſo will ich nicht ſchweigen, und um Jeruſalems willen, ſo will ich nicht inne halten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne, wie eine Fackel!“ Denn ich bin gewiß, daß Bauleute und Anbeter mit fähigem Kopfe und brennendem Herzen in den irdiſchen Gefäßen des nordiſchen Magus viel Gold, Weihrauch und Myrrhen für den leuchtenden König dieſer großen Stadt finden werden. —

Aus Hamanns Leben.

1. Hamann vor seiner Umwandlung.

Das Wort ist uns gegeben, daß es die Offenbarung des unsichtbaren Wesens sei. Seitdem aber die Menschennatur durch den Glauben an die Urlüge: „Ihr werdet sein, wie Gott!" von ihrem Urgrunde sich geschieden hat, scheidet sich Alles, was Gott zusammengefügt hat, auch Wesen und Wort. Das Wort wird statt des wahren Spiegels die verdeckende Hülle des Wesens. So lange daher in einem Schriftsteller die Urscheidung fortwirkt, ist stets ein Unterschied zwischen seinen Worten und seinem Wesen zu machen, und diesen nicht zu beachten, bringt Verwirrung. Bileam hat gesegnet, wiewohl sein Herz ferne davon war. Wer aus den Worten Bileams seine Frömmigkeit beweisen wollte, würde dieselbe Narrheit begehen wie der, welcher aus seinem Leben zu demonstriren versuchte, daß auch seine Worte nicht von dem Meister in Israel zeugen können. Erst wenn in einem Menschen die Urscheidung aufhört, haben auch die getrennten Theile den Trieb, sich wieder so zusammen zu fügen, wie sie zusammen gehören. Man muß sich daher ebenso sehr hüten, für das eigentliche Verständnis bileamitischer Schriftsteller den Commentar in ihrem Leben zu suchen, als man sich Mühe geben muß, bei allen denen, in welchen der Wiederhersteller der Werke Gottes aus zweien eines gemacht hat, auf Leben und Charakter zu achten. In diesem Sinne gilt Hamanns Wort in Aesthetica in nuce: „Man kann allerdings ein Mensch sein, ohne daß man nötig hat, ein Autor zu werden. Wer aber guten

Freunden zumutet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstractionen aufgelegt." Hamann kann also, wie wir dies schon Göthe als das Charakteristische hervorheben hörten, nur in der Einheit seines Wesens begriffen werden. Wir müssen daher zunächst zum Verständnis seines Lebens zu gelangen suchen. „Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist?" Wir folgen also den Winken, die Hamann selbst über seinen verborgenen Menschen gibt; wollen aber vorher den äußeren Lebensgang mit wenigen Worten andeuten.

In Königsberg 1730 geboren, hat er einige Winkel- und öffentliche Schulen, darnach die Universität daselbst besucht. Im Jahr 1752 ging er als Hauslehrer nach Liefland, bald darauf nach Kurland. Durch seinen Freund Joh. Christoph Berens in Riga veranlaßt, machte er 1756 im Auftrage dieses Hauses eine Geschäftsreise nach London, die gänzlich verunglückte, ihn in äußere und innere Gefahr, und aus beiden zu einem neuen Leben brachte. Er kehrte 1758 nach Riga in das Haus Berens zurück, hielt vergebens um Katharina Berens an und reiste auf die Aufforderung seines kranken Vaters 1759 nach Königsberg, bei dem er vier Jahre in Muße lebte, worauf er sich als Kopist beim Magistrat, dann als Kanzlist der Kriegs- und Domänenkammer zu Königsberg sein täglich Brot zu verdienen suchte, was er indeß nur ein halbes Jahr aushielt. In dieser Zeit — 1763 — schloß er die sogenannte Gewissens-Ehe mit der Magd seines Vaters. Von 1765—67 war er wieder auswärts in Mietau und Warschau, bis ihn der Tod seines Vaters nach Königsberg zurückrief, wo er zehn Jahre lang „copista bilinguis" d. i. Schreiber und Uebersetzer bei der Accise-Direktion war, bis er 1777 Packhofverwalter wurde, aber 1782 durch einen Machtspruch der General-Accise-Direktion den größten Teil seiner Nebeneinkünfte verlor. Der Edelmut des jungen Franz Buchholz in Münster, Besitzers von Wellbergen, schützte ihn vor Hunger. Wider Willen pensionirt, reiste er 1787 nach Düsseldorf zu Jacobi und nach Münster zu Buchholz, und starb hier am 20. Juni 1788, nachdem der Düssel-

dorfer und Münsterſche Freundeskreis ſeine letzten Tage verklärt hatte.*) —

In dieſen engen Ufern hat das innere Leben Hamanns gewogt und gewallt, wie ein tiefes Meer. Er war eine univerſelle Natur, mit allen Kräften des Geiſtes in ſeltenſter Weiſe ausgeſtattet. Sein Wiſſens- wie ſein Thatendrang ging ins allgemeine. Fachwiſſenſchaft verſchmähte er, weil er in der Geſammtwiſſenſchaft leben, auch der Welt nicht als Fachmann, ſondern im ganzen Umkreis menſchlicher Erkenntnis dienen wollte. Alles zugängliche Wiſſen raffte er in ſeinen Kopf zuſammen; die Sprache und die Gedanken aller Völker und Zeiten ſollten ſeine Nahrung ſein. So unbeſchränkt dieſer Trieb ihn beherrſchte, konnte derſelbe, ſeiner centrifugalen Natur nach, doch keinen feſten, das Leben ordnenden Mittelpunkt in ihm ſchaffen. Hamanns Wiſſen war darum anfänglich eine chaotiſche Maſſe, die in tauſend unzuſammenhängenden Bruchſtücken in ihm umher lag, zu keiner organiſchen Einheit ſich zuſammenſchließen, auch keinem einheitlichen Ziele zuſtreben konnte. Er ſelbſt hat dies, ſobald ſein Leben von einem wahren Centrum beherrſcht war, ſo klar eingeſehen und ſo derb ausgeſprochen, wie kein Anderer. „Meine lateiniſchen und griechiſchen Zuſammenſetzungen, erzählt er in ſeinem Lebenslauf, waren Buchdruckerarbeit, Taſchenſpielerkünſte, wo das Gedächtniß ſich ſelbſt überfrißt, und eine Schwindung der übrigen Selenkräfte entſteht, weil es an einem geſunden und gehörigen Nahrungsſaft fehlt . . . Ich fand mich mit einer Menge Wörter und Sachen auf einmal überſchüttet,

*) Er wurde beerdigt im Parke der Fürſtin Gallitzin. Auf dem Grabſteine ſtand 1 Cor. 1, 23. 27. — Im Jahre 1834 ſuchten Geiſtesfreunde das Grabmal auf. Man fand es in einem Kartoffelfelde; es war zertrümmert, mit Kraut überwuchert. Durch Cabinetsordre vom 14. Febr. 1848 übernahm Friedrich Wilhelm IV. die Koſten eines neuen, dem alten genau nachgemachten Denkmals. Die Leiche wurde ausgegraben und am 31. Juli 1851 auf dem Ueberwaſſer-Kirchhofe neu beigeſetzt.

deren Verstand, Grund, Zusammenhang, Gebrauch ich nicht kannte. Ich suchte immer mehr und mehr ohne Wahl, ohne Untersuchung und Ueberlegung auf einander zu schütten, und die Seuche hat sich über alle meine Handlungen ausgebreitet, daß ich mich endlich in einem Labyrinth gesehen habe, von dem ich weder Aus- noch Eingang noch Spur erkennen konnte." „Ein neues Feld zu Ausschweifungen wurde mir offen, und mein Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren. Ich brachte diesen Wirbel mit auf die hohe Schule, wohin er eigentlich gehörte." „Was mich vom Geschmack der Theologie und aller ernsthaften Wissenschaften entfernte, war eine neue Neigung, die in mir aufgegangen war, zu Altertümern, Kritik — — hierauf zu den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, Poesie, Romanen, Philologie, den französischen Schriftstellern, und ihrer Gabe zu dichten, zu malen, schildern, der Einbildungskraft zu gefallen u. s. w." Er schmeichelte sich, wie alle andern gleich reich begabten Geister, ehe das Licht der Wahrheit in ihre Augen gefallen ist, es sei „Großmut und Erhabenheit, nicht für Brot zu studiren, sondern nach Neigung, zum Zeitvertreib, und aus Liebe zu den Wissenschaften selbst, und daß es besser wäre, ein Märtyrer, denn ein Taglöhner und Mietling der Musen zu sein." Später hat er über diese „erhabene" Gesinnung, wie die Liebhaber der Selbstschmeichelei sie nennen, spottend geseufzt: „Was für Unsinn läßt sich in runden und voll-lautenden Worten ausdrücken!"

Wie die Kenntnisse der Völker auf seinen Kopf, ließ Hamann ihre Thaten und Leiden auf seine Sele wirken. „Wie kann man, fragt er in der Beilage zu Dangeuils Anmerkungen, wie kann man seinen Stand der Schöpfung und Gesellschaft erniedrigt sehen, ohne sich und Andere unerträglich zu finden? Macht euch, Menschen, zu leblosen, zu unvernünftigen Geschöpfen; ja, macht euch um den Verderber der Welt als um euern Gott verdient! Wer aber an euch mit kaltem Blute denken kann, sündigt schon . . . Ich bin ein Mensch, und ziehe mir alle menschliche Zufälle wie meine eigenen zu Herzen."

Man meint hier Göthes Fauſt ſprechen zu hören:

Mein Buſen
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen;
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern.

Und auch der Schluß: „Und wie ſie ſelbſt am End auch ich zerſcheitern!" ſollte nicht fehlen. Doch ehe ich davon erzähle, müſſen wir uns mit der religiös-ſittlichen Geſtaltung des jugendlichen Hamanns bekannt machen.

Die ungemeinen Anlagen gaben Hamann frühe ein ebenſo ungemeines Selbſtgefühl. Drang nach Freiheit und ureigner Entwicklung, ſtolze Luſt, ſelbſt der Geſtalter ſeines Lebens zu ſein, waren der Pulsſchlag ſeiner Jugend. Die natürliche Anhänglichkeit an eine fromme, zärtliche Mutter und einen ehrenfeſten, gottesfürchtigen Vater, die anerzogene Frömmigkeit und der überlieferte Bibelglaube waren nicht im Stande, ſeinem Drängen nach Selbſtgeſtaltung von vornherein die rechte Bahn vorzuzeichnen. Er wollte und ſollte erfahren, wie weit ein Menſch ſich ſelbſt zu bringen vermag.

„Ich wollte, erzählt Hamann in ſeinem Lebenslauf, in der Welt meine Freiheit verſuchen; ich wollte Meiſter meines Geldes ſein," und nicht blos ſeines Geldes. Er brannte, aus dem Elternhauſe zu kommen, um „ſich ſelbſt führen zu lernen," wie er an ſeinen Vater ſchreibt (1752). „So ſchlecht," fährt er fort, „das Vertrauen iſt, das Sie mich auf meinen Verſtand und mein Herz zu ſetzen gelehrt haben, ſo darf ich doch nicht verzweifeln, daß die Freiheit, mich meiner Gemütskräfte zu gebrauchen, dieſelben verbeſſern möchte. Dieſe Freiheit zu denken und zu handeln, muß uns wert ſein, denn ſie iſt ein Geſchenk des Höchſten und ein Vorrecht unſers Geſchlechts und der Grund wahrer Tugenden und Verdienſte. Gott ſelbſt hat uns den Gebrauch derſelben zugeſtanden, und ich ſchmeichle mir, daß Sie dieſelbe bei meiner Erziehung niemals aus

den Augen gelassen haben. Die Eingriffe, die ein menschliches Ansehen in unsere Freiheit thut, bringen uns entweder zu einer Unempfindlichkeit, die niederträchtig oder verzweifelnd ist, oder zur Heuchelei. Die Sittenlehrer bestätigen diese Wahrheit mit dem Beispiele ganzer Völker." Das Pochen auf das Recht zur Freiheit wird gegen den Schluß des Briefes fast zum Trotz: „Ich werde mir den ersten den besten Weg gefallen lassen müssen, Königsberg und meinem Verdrusse, der mich gegen alles Gute zuletzt unempfindlich machen wird, zu entfliehen, wenn Ihre Gründe so erheblich sein sollten, mir eine abschlägige Antwort zu geben."

Uebrigens verlangte er nicht Freiheit für sich, um der Tyrann Anderer zu werden. Nur selbständiges Leben hielt er wert, menschliches Leben zu heißen. Totes oder sklavisches Nachplappern und Nachahmen erschien ihm eine Herabwürdigung zur unvernünftigen Kreatur. An die Baronin v. B., die Mutter seines ersten Zöglings, den er mechanisch zustutzen sollte, schrieb er (1753): „Gewissenhafte Eltern erinnern sich bei Gelegenheit der Rechenschaft, die sie von der Erziehung ihrer Kinder Gott und der Welt einmal ablegen sollen. Diese Geschöpfe haben menschliche Selen, und es steht nicht bei uns, sie in Puppen, Affen, Papageien oder sonst etwas noch ärgeres zu verwandeln." Diese Lust an freier Entwicklung, die er für sich in Anspruch nahm und andern nicht verkümmert wissen wollte, setzte ihn freilich sehr bald außer Brot. Aber sein Mut, sich selbst zu führen, blieb ungebrochen. „Nicht zu viel Mißtrauen, wenn ich bitten darf, schrieb er an seinen Vater (1753), und nicht gar zu viel Anteil. Sie müssen mich jetzt schon dem lieben Gott und mir selbst überlassen. Gott wird Ihre Stelle vertreten, und ich will der Ueberlegung und dem Gewissen folgen." Als er auf seiner zweiten Stelle in Grünhof mit seinem Freiheitsdrange gleichfalls scheiterte, schrieb er an den Vater, der ihn aufgefordert hatte, nach solchen mißglückten Versuchen zurückzukehren (4. Mai 1755): „Entschlagen Sie sich der Sorgen, die Ihrer und meiner Ruhe nachteilig sind, der Sorgen für ein Glück, das ich nicht dafür erkennen kann. Die Erde ist des Herrn; seine Gegenwart und die Vorstellung meiner

Pflichten, denen ich lebe, möge mir allenthalben gleich nahe sein .... Ich habe noch Herz genug, mehr zu erfahren, mehr zu leiden, mehr zu übernehmen." Dann schlägt er dem Vater vor, ihm folgenden Brief zu schreiben: „Mein lieber Hans, ein eigensinniger Junge bist Du allemal gewesen; wenn es nun aber Dein Ernst ist, ein ehrlicher Kerl zu bleiben, so kannst Du von Deinen Eltern versichert sein, daß sie so einen Sohn lieber in der Fremde haben wollen, als in Schanden in ihrem Hause ernähren." Hamann wurde später in dasselbe Haus zurückgerufen. Statt sich dieser Genugthuung zu freuen, zürnte er der unfreien Gesinnung, mit der man die Kinder nicht zu lebendigen Menschen, sondern zu eiteln, gleißenden Zierpuppen, zu Sklaven des Modegeschmacks bilden wollte. Er schreibt seinem Vater (17. März 1756): „Die Welt will betrogen sein; es ist nicht jedermanns Sache, sich diesem Verlangen zu bequemen. Was sagt Gewissen, Pflicht dazu? Sieget über Alles! Der eine Teil weiß gar nicht, was Erziehung ist, der andere weiß nicht, was Söhne sind. Brauchet zu einer Tochter Schminke und Eitelkeit. Wenn ihr nicht Tugend haben wollt, so laßt wenigstens Ehre in das Herz eines Kindes, weil ein Mann aus ihm werden soll ... Glaubt ihr, daß ich für euch lebe, und euch zu Gefallen auf dem Kopfe gehen soll, weil ihr desselben euch so wenig als eurer Füße gehörig bedienen könnt? Ich sehe zu, schweige und wundre mich. ... Sie sehen hieraus, geliebtester Vater, daß ich meinen Beruf mit Ernst treibe. Der äußere Beifall genügt mir nicht; der Schein auch nicht. Ich kann weder kalt noch lau sein." Zwei Monate später schrieb er an seinen Freund J. G. Lindner: „Ich bin ein freier Mensch, der keine anderen Gesetze als Pflichten und Umstände erkennt. Von meinen Entschließungen hängt Niemand sonderlich ab, meine Ehre von meinem Gewissen, mein Glück von meiner Wahl. Ich kann Niemanden als mir selbst nachteilig sein. Bei der Freiheit ist jeder Schaden zu ersetzen, und jeder Versuch macht uns klüger."

Bei diesem Freiheitsdrange war der junge Hamann von einem hohen, selbstlosen Streben erfüllt. In einem Briefe an den Vater vom 10. April 1756 heißt es: „Es gibt Menschen, die sich selbst

das Ziel mit so viel Bequemlichkeit setzen und von andern setzen lassen, daß es eine Schande ist; es gibt hingegen welche, die weder so feig gegen sich selbst sind, noch diesen Schimpf Anderer Willkür überlassen u. s. w." In dem schon erwähnten Brief an Lindner entwirft er von sich selbst folgendes Bild: „Mein Eigensinn, in so ferne er aus meiner Gemütsart fließt, beruht auf zwei Stücken. Nichts oder Alles zu thun; das Mittelmäßige ist meine Antipathie; eher eins von den äußersten. Das andere ist dies: ich bin entweder zu gut oder nicht groß genug, mich in jede willkürliche Lage zu schicken." Hierzu noch eine Stelle aus der Beilage zu Dangeuils Anmerkungen: „Es ist der erste Zeitvertreib meiner Vernunft gewesen, den Thoren und Bösewichtern wie die jungen Spartaner dem Schauspiel ihrer trunkenen Sklaven zuzusehen. Spott, Verachtung und Abscheu erfüllte meine Sele bei ihrem Anblick: er gereichte mir zu einem Hilfsmittel, den Anstand der Tugend zu erkennen, und zu einem Bewegungsgrunde, ihre Seligkeit mir zuzueignen."

Aus den bisherigen Aufzeichnungen erkennt man zugleich den männlichen Wahrheitssinn Hamanns, nicht minder seine kräftige und in gewisser Weise demütige Gradheit, die allezeit mit jenem verbunden ist. Weder sich selbst, noch seinem Vater verhehlt er, daß sein Trieb nach Selbstgestaltung in Eigensinn umschlägt und ihn darum in äußere und innere Nöten führt. Wie er den Schein an Anderen haßte, so war es ihm auch zuwider, aus rechthaberischem Dünkel die Wunden zu verbergen, die sein eigenes Wesen ihm verursacht hatte. Er verachtet die Hohlheit und prunkende Schande seiner Umgebung, aber wahrlich nicht in der Art des Pharisäers, sondern mit dem Ernst eines Mannes, der aus der Sünde des Nächsten die eigne kennen und bekämpfen lernt. Von Riga aus schreibt er an seine Eltern (23. Okt. 1755): „Mein weniges Vertrauen auf mich selbst, meine Furchtsamkeit, meine Schwierigkeit, mir und andern genug zu thun, der Eindruck, den ich von Menschen bekommen habe, die ich nicht anders als bedauern, verachten und hassen konnte — daß ich selbst unter diese Menschen gehöre, daß man so oft aus Schwäche wider seinen Willen ihnen nachgeben

muß — haben mich leutſcheu, unumgänglich gemacht, demütigen und nähren wechſelweiſe meinen Stolz und entfernen mich von der Welt, gegen andere Triebe, die mich zu ihr anziehen." Ende Februar des folgenden Jahres: „Traurige Beiſpiele umgeben mich, bei denen ich für mich ſelbſt zittere. Vielleicht biſt Du eben das, was Du an Andern verabſcheuſt, eben der Greuel vielleicht in einer andern Geſtalt, oder ſie haben dem Schein nach den traurigen Vorteil, ruhiger und ſorgloſer bei ihrer Gefahr und Schande zu ſein."

Dieſe Selbſtzeugniſſe geben ein klares Bild von dem geiſtig-ſittlichen Leben des jugendlichen Hamanns. Glaube und Gottesfurcht fehlten ihm auch in dieſer Zeit nicht; aber ſie waren bis dahin nur überkommene, noch nicht ſelbſt erworbene Güter und bildeten darum weder den Kern ſeines Weſens, noch das einigende Band ſeiner Kräfte, noch endlich das Ziel ſeiner Triebe.

Wir kennen nunmehr das Samenkorn. Was iſt durch die freie Selbſtentwicklung aus ihm geworden? Hamann ging, wie er ſich ausdrückt, (B. I, 176) wie ein mutig Roß im Pflug, in die Arbeit und den Kampf des Lebens. Wenn er ſich bald und oft „wund und blutig gegen den Stachel ſtieß" (S. 185), ſo hub er das ſtarke Haupt immer neu empor. Indeß zu einem Ziele, das ihn befriedigt hätte, konnte er nicht kommen. Alle ſeine Unternehmungen und Anſchläge bekamen nach ſeinem Bekenntniße ein Loch, anſtatt ein Ende zu nehmen (S. 185). Innerlich fühlte er ſchon „die Unvermögenheit, ſich ſelbſt zu ertragen." (S. 177 und Brief 7). Sein guter Witz und ſtarker Humor ſollten ihm Krücken und Pflaſter zugleich ſein. Aber ſein ſatyriſcher Witz war ihm doch nur eine „Läuſeſucht." (Br. 15). „Nichts als die Einbildung eines irrenden Ritters und die Schellen meiner Narrenkappe waren meine gute Laune und mein Heldenmut." (S. 202). Es wogte in ihm „ein Tumult von Affekten, in dem ſein Gemüt, wie ein Nachen auf einer ſtürmiſchen See beſtändig hin- und hergeworfen wurde!" (S. 184). Er war ſich ſelbſt kaum vier Jahre überlaſſen geweſen, da ſtanden ihm ſelbſt die Grundpfeiler des ſittlichen Lebens nicht mehr feſt. Mit einer „offenbaren Lüge" belaſtete er, der ſeinen Stolz in die

Wahrheitsliebe gesetzt hatte, das Gewissen (S. 189). Der Mann, welcher die Unreinheit gründlich zu verabscheuen wähnte, muß doch bekennen: „Meine Vernunft fand immer die Hurerei als ein sehr menschlich und vergeblich (verzeihlich) Verbrechen. Ich hatte Josefs Geschichte ohne Nutzen gelesen. Ja, ich hielt selbige für ein Mittel der Tugend, um dem Unglück einer ungleichen Ehe oder dem Meineide des Ehebruchs zu entgehen. So wenig vernimmt der Mensch von dem, das des Geistes Gottes ist. Ich bin in Riga dem Ehebruche sehr nahe gewesen, ich habe Versuchungen des Fleisches und Blutes, sowol als des Witzes und Herzens gehabt, und Gott hat mich gnädig bisher selbst vor den Schlingen der Huren, ich möchte sagen durch ein Wunder, behütet." (S. 165).

Innerlich hatte der reiche Geist also bereits bankerott gemacht. Er bekennt in seiner ersten Schrift, Beilage zu Dangeuils Anmerkungen (1756), öffentlich und unverholen: „Das Beispiel niederträchtiger und getünchter Handlungen, mit denen ich lange umgeben gewesen bin, scheint mich jetzt edler Muster entwöhnt zu haben. Ich finde mich durch ihre Ueberlegenheit übertäubt, wie eine Kugel, deren Bewegung durch den Stoß einer größern oder geschwindern vernichtet wird. Die Ehrerbietung, welche mein Herz wahren Verdiensten so gern abträgt, gibt mir jetzt mehr Mißtrauen, als Mut, und eben die Begeisterung, mit der ich mich sonst denselben zu nähern suchte, scheint mich nun von ihnen zu entfernen.

— — — Dich, glücklichen Leichtsinn,
Find ich nicht mehr und klügle mich elend.
Seht, mich hat die gütge Natur, in blühender Jugend,
Zu der Empfindung der Wollust erschaffen.
Aber nicht mehr! Ein gekünstelter Greis, der das Elend der Menschheit
Doppelt beweint und doppelt empfindet,
Schlepp ich mich menschenfeindlich dahin, von traurigen Bildern
Klug ersonnenen Jammers begleitet."

Auch der Drang zur Selbstentfaltung, um dessen willen er sich von seinem Vater losgerissen hatte, war unter ein knechtisches

Joch gefangen. Denn von den bezaubernden Aussichten und Anschlägen seines Freundes Berens, von dessen „Begriffen von der Welt, neuen Wissenschaften, dem herrschenden Geschmack des Jahrhunderts“ u. s. w. (I, 183) wurde Hamann so geblendet und geknechtet, daß er sich aus seiner eigentümlichen Sphäre in eine, seinem innersten Wesen fremde Bahn locken und zu jener Geschäftsreise nach England gebrauchen ließ, auf der seine Freiheit gänzlich verloren ging, er auch äußerlich Schiffbruch litt, und somit an das Ende seiner Selbstentwicklung gelangte. „Ich sollte, erzählt er im Lebenslauf, meine Bahn zu Ende laufen, und das Ziel sehen meiner unbedachtsamen Wünsche, meiner thörichten Neigungen, meiner ausschweifenden Einfälle.“ Und doch fiel gerade in diese Zeit ein Ereignis, das ihn hätte frei machen müssen, wenn blos irdisch-menschliche Kräfte überhaupt im Stande wären, einem Menschen die Ketten zu lösen. Die fortschreitende Krankheit seiner Mutter rief ihn aus Kurland nach Hause. Er war von den Eltern fortgeeilt, um ein freier, selbständiger Mann zu werden, und mußte fühlen, daß er nicht einmal auf eine schwache, sterbende Frau den Eindruck größerer Männlichkeit machte. „Ich sah meine Mutter, erzählt er; sie bestrafte mich mit den ersten Augenblicken wegen des Tones, mit dem sie mich reden hörte, der ihr verändert und nicht männlicher geworden zu sein schien.“ Er war noch acht Tage Zeuge ihres Leidens, und sah sie dann „den Tod eines Christen“ sterben. Sein Gemüt wurde gewaltig angefaßt. „Ich wohnte, sagt er, ihrer Beerdigung mit unsäglicher Wemut und Betrübnis bei, worin mein Herz zu zerschmelzen schien.“ Er legte in diesen Tagen, was er fühlte, in seinem Denkmal nieder. Wie ein Sohn in einem Leichnam, auf dem er bei einem Schiffbruch dem Tode entrann, die kalten Gebeine seines Vaters erkannte, die ihm ein zweites Leben gaben; so sollte der Tod seiner Mutter ihn zu neuem, wahrem Leben führen. Seine Empfindungen sind innig, seine Gedanken richtig, seine Worte ergreifend, seine Vorsätze, die Trauer um die Tote einen Wandel nach ihrem Sinn, ein Leben in Gott sein zu lassen, ohne Zweifel aufrichtig. Und doch — „ich wurde durch die Welt und durch die Grillen meines Glückes bald wieder getröstet.“

Seine Empfindungen und Gedanken waren eben nur Empfindungen und Gedanken, ein Erzeugnis des von seiner Mutter ihm anerzogenen Christentums, noch nicht Leben und wahre Erfahrung. „Die Zufriedenheit einer falschen Hoffnung" war stärker als solche Empfindung. Er reiste nach London und fast unmittelbar nach jenen ergreifenden Eindrücken wurde er von dem Wirbel erfaßt, der ihn an das traurige Ende seiner freien Selbstentwicklung, in die Sklaverei führte. „Ich ging, bekennt er, unterdrückt und taumelnd hin und her, hatte keinen Menschen, dem ich mich entdecken, und der mir raten und helfen konnte. Ich war der Verzweiflung nahe, und suchte in lauter Zerstreuungen selbige aufzuhalten und zu unterdrücken. Was Blindheit, was Raserei, ja Frevel war, kam mir als das einzige Rettungsmittel vor."

Die Laute, — schon bei seinem ersten Scheiden aus Königsberg hatte er seinen Vater um dieses Instrument gebeten, — sollte seine Trösterin und Erlöserin werden, und machte ihn, dem die väterliche Autorität eine zu drückende Sklaverei gewesen war, zum Sklaven eines Menschen, der eine Aussatzbeule der Menschheit war. Sie kuppelte ihn nach seinem eigenen Ausdruck wie einen Mühlensklaven an diesen Menschen, um einen gleichen Gang der Sünde und Laster mit ihm zu thun. „Er hatte sein eigen Haus, unterhielt eine Hure — — Er bot mir alles an. So sehr mich mein Urteil, mein erstes, von ihm entfremdet hatte; so viele Bedenklichkeiten ich über seinen Charakter in meinem Sinn hegte, so wurde alles von ihm eben gemacht. Ich glaubte jetzt gefunden zu haben, was ich wollte. — Du kannst durch ihn bekannt werden. Du hast jetzt wenigstens einen Menschen, mit dem Du umgehen kannst, Du hast ein Haus, wo Du Dich zerstreuen kannst, Dich auf der Laute üben und an seine Stelle treten, Du kannst so glücklich als er werden. —" „Mein blindes Herz ließ mir gute Absichten bei meiner Vereinigung sehen, einem Menschen, der ohne Erziehung und Grundsätze war, Geschmack und die letzteren einzuflößen. Ich Blinder wollte der Wegweiser eines Anderen sein, oder vielleicht ihn unterrichten, zierlich zu sündigen, Vernunft zur Bosheit zu drehen. — — Ich fraß umsonst, ich soff umsonst, ich

buhlte umsonst,*) ich rann umsonst; Völlerei und Nachdenken, Lesen und Büberei, Fleiß und üppiger Müßiggang wurden umsonst abgewechselt; ich schweifte in beiden, umsonst in beiden aus. Ich fand nirgends Ruhe; alles war betrügerisch, niederträchtig, eigennützig Volk."

Da erhielt Hamann sichere Beweise, daß sein Freund, dessen Glück sein Ideal geworden war, in den Sünden — Sodoms lebte. Der Freund, Geselle, Nacheiferer, Sklave eines Sodomiters!! Bis in solche dunkle Tiefe war der Freie, Stolze, Edle herabgesunken! Das fraß in ihm, wie ein Wurm, daß er, wie er sagt, um eine Hölle zu fühlen, des ewigen Wurmes nicht erst bedurfte. Er griff zu seinen Büchern, den Götzen seines Geistes. Aber „sie waren mir leidige Tröster, diese Freunde, die ich nicht glaubte entbehren zu können, für deren Gesellschaft ich so eingenommen war, daß ich sie als die einzige Stütze und Zierde des menschlichen Schicksals ansah."

Früher hatte er sich, wenn Kopf und Herz auf seinem freien Gange an Felsen blutig gestoßen waren, „so weit er konnte, in den Mantel der Religion und Tugend eingewickelt, um seine Blöße damit zu decken." Diese Hülle war nun zerrissen wie eine Spinnwebe. Er stand jetzt ganz blos da. Im April 1756 hatte er noch an J. G. Lindner geschrieben: „Es kostet, sagen Sie; ja, es bringt aber auch was ein. Ob wir unser Leben so oder so abnutzen. Ohne Klippen thun wir diese Fahrt nicht. Laß uns an unsern Gütern Schiffbruch leiden, wenn wir unser Leben retten und damit erkaufen können." Wahrlich, er sah nun, was ein so abgenutztes Leben einbringt. Der Schiffbruch war vollständig. Nicht nur die Güter, auch das Leben war verloren. Keine Rettung durch Selbsthilfe, keine Rettung durch Menschenarm. Das ist das Ende der Selbstentwicklung der von Gott losgelösten Menschennatur, auch wenn sie höchste Kraft, seltensten Reichtum des Geistes besitzt. —

---

*) Bis zur Thatsünde gegen das 6. Gebot ist er nicht gekommen; das muß auf Grund seines bestimmten Bekenntnisses ausdrücklich angemerkt werden.

Aus den verſchlingenden Wirbeln ſchrie der ſchiffbrüchige Mann zum Gott ſeiner Jugend, zu dem er wohl erzogen, der aber nicht der lebendige, geſtaltende Mittelpunkt ſeines Weſens und Lebens geworden war. — Wir müſſen Hamann ſelbſt hören: „Unter dem Getümmel aller meiner Leidenſchaften, die mich überſchütteten, daß ich öfters nicht Othem ſchöpfen konnte, bat ich immer Gott um einen Freund, um einen weiſen, redlichen Freund, deſſen Bild ich nicht mehr kannte. Ein Freund, der mir einen Schlüſſel zu meinem Herzen geben konnte, den Leitfaden von meinem Labyrinth, — — war öfters ein Wunſch, den ich that, ohne den Inhalt deſſelben recht zu verſtehen und einzuſehen. Gottlob! ich fand dieſen Freund in meinem Herzen, der ſich in ſelbiges ſchlich, da ich das Leere und das Dunkle und das Wüſte desſelben am meiſten fühlte.“ Er griff zur Bibel. Es war am 13. März 1758. Ihm ſchien, wie er ſich ausdrückt, als würde er eine Decke über ſeiner Vernunft und ſeinem Herzen gewahr, die ihm dieſes Buch bei früherem Leſen verſchloſſen hätte. Er nahm ſich vor, mit mehr Ordnung, Aufrichtigkeit und Hunger dasſelbe zu leſen. „Je weiter ich kam, je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desſelben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber; ich ſchämte mich, ſelbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals ſie demſelben zur Seite geſetzt, ja jemals ein anderes demſelben vorgezogen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlöſung Jeſu Chriſti, daß alle Geſchichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf dieſen Mittelpunkt zuſammenliefen, die Sele des Menſchen aus der Sklaverei, Knechtſchaft, Blindheit, Thorheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchſten Seligkeit und zu einer Annehmung ſolcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unſere Unwürdigkeit oder die Möglichkeit, uns derſelben würdig zu machen, erſchrecken müſſen, wenn ſich uns ſelbige offenbaren.“ Am Abend des 31. März las er 5 Moſe 5 und hörte dabei in ſeiner Sele fort und fort das Wort Gottes an Kain: „Die Erde hat ihren Mund aufgethan, um das Blut Deines Bruders zu empfangen.“ Er hörte eine Stimme in der Tiefe ſeines Herzens

ihm bezeugen, daß das Verstopfen des Ohrs gegen jenes Gottes-zeugnis Kain unstät und flüchtig gemacht hatte. „Ich fühlte, fährt er fort, auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Thränen, und ich konnte es nicht länger — — ich konnte es nicht länger meinem Gotte verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Bruder-mörder seines eingebornen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, ungeachtet des langen Widerstandes, den ich bisher gegen sein Zeugnis angewandt hatte, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohlthat des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Heiland immer mehr und mehr zu offenbaren."

„Ich fuhr unter Seufzen in Lesung des göttlichen Wortes fort, und genoß eben des Beistandes, unter dem dasselbe geschrieben worden als des einzigen Weges, den Verstand dieser Schrift zu empfahen." Am 21. April brachte er seine Arbeit zu Ende. „Wenn ich, sagt er, das große Gute, die unschätzbare Perle, den Preis, zu dem mich Gott hat geboren werden lassen, von ihm er-halten; wie sollte ich an seiner Regierung meines ganzen Lebens jetzt zweifeln? Das Ende desselben ist erreicht. Ich überlasse mich seinem weisen und allein guten Willen. Ich kenne die Blind-heit und das Verderben des meinigen jetzt zu sehr, als daß ich denselben nicht verleugnen sollte."

---

2. Hamann nach seiner Umwandlung.

Hamann war ein neuer Mensch geworden. Wie sein altes hat er auch sein neues Leben mit kräftigen Strichen gezeichnet. Hier nur die Umrisse; jeder folgende Abschnitt wird eine weitere Ausführung bringen, bis am Ende dieses Buches, so hoffe ich, die Decke, welche bisher über dem Bilde Hamanns gehangen hat, für ein gesundes Auge hinweggenommen oder doch wenigstens durch-sichtig geworden sein wird.

Den bestimmenden Grundzug dieses Bildes finde ich in dem energischen Bewußtsein vom Grundwesen sowohl des alten als des

neuen, aus Gott geborenen Lebens, ich sage im Bewußtsein von beiden, nicht in der völligen Ueberwindung des erstern und der harmonischen Ausgestaltung des letztern.

Hamann hat zwei Leben durchlebt; das ist Thatsache. Er kennt beide Leben, ihre Urwurzel, ihr Entwicklungsgesetz, ihre Früchte. Diese Kenntnis ist seine Weisheit und Kraft, die Offenbarung dieser Kenntnis sein Beruf und seine Bedeutung. Zunächst bleibt er sich der grundlegenden Verschiedenheit zwischen dem alten und neuen Leben stets und aufs bestimmteste bewußt. Seine natürlichen Anlagen und Gaben sind zwar nach wie vor dieselben, aber die unsichtbare Kraft, welche sie beherrscht und gestaltet, ist eine wesenhaft andere geworden. Dadurch sieht er eine vollständige Umkehrung aller Grundanschauungen hervorgerufen. „Cum Deo et die kehrt sich alles um; was jetzt hell ist, wird Nacht, und das Schwarze der Dämmerung steigt zum vollen Mittage, der alles erleuchtet. Was im jüdischen Lande Beelzebub gelästert wurde, wird jetzt sinnreicher mit dem Geiste der Schwärmerei verglichen, welcher der oberste Widersacher unserer kleinen Weltweisen, Kunstrichter und Schulfüchse ist.“ (III, 199.)

Vom Anfang an — die spätern Abschnitte über die sokratischen Denkwürdigkeiten, die Wolken u. s. w. erzählen Näheres, — bis auf den heutigen Tag*) wurde die absolute Lebensquelle, aus welcher Hamann sein neues Dasein geboren wußte, als trüb und verpestet ausgeschrien, „für Wolken, für Nebel, für Vapeurs und Hypochondrie angesehen.“ (I, 435.) Was ihm als Herz und Haupt seines Christenglaubens galt, das nannte und nennt eine anders geartete Mitwelt die pudenda der Religion, deren ein vernünftiger Mensch sich schämen muß, und die auszureißen die wissenschaftliche und philosophische Glorie der Zeit ist, im Lichte Hamannschen Lebens aber als „Aberglaube, Raserei“ dasteht. (V, 242.)

*) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 1853. B. IV, S. 401. H. „nannte sich den Brudermörder des eingeborenen Sohnes Gottes und bezog nun Alles auf die Erlösung, deren er sich bedürftig fühlte. Der Königsberger Pietismus, der dort uralt ist, ... steckte auch ihn wie eine Pest an.“

Alles, was eine dem Gottesleben entfremdete Zeit hervorbringt, konzentrirt sie in das Wort Aufklärung, und wird davon so bezaubert und entzückt, daß sie die Morgenröte eines besseren Tages über den Erdkreis anbrechen sieht und darum mit gutem Gewissen schwört, daß alle Geister, welche diesen Tag fliehen, Eulen und Fledermäuse sein müssen. Hamann steht unbezaubert, unverzückt, weinend, mit zerrissenem und zürnendem Herzen da und erblickt in der gepriesenen Aufklärung des Jahrhunderts „ein bloßes Nordlicht, aus dem man nur in Schlafmütze und hinter dem Ofen" einen lichten, warmen Völkerfrühling wahrsagen kann, „ein kaltes, unfruchtbares Mondlicht ohne Aufklärung für den feigen Verstand und ohne Wärme für den feigen Willen, eine blinde Illumination für jeden Unmündigen, der im Mittage wandelt." (VII, 191.)

Der Zeitgeist, seine vornehmsten Propheten an der Spitze, schilt das Leben in dem Gehorsam und der Furcht Gottes selbstverschuldete Vormundschaft, Lichtscheu, Faulheit und Feigheit im Denken, und erblickt in dem Ausgang aus der Lebensgemeinschaft mit Gott Mündigkeit, Aufklärung, Denkermut, Kampf für Wahrheit und Freiheit. Hamann hingegen weiß und wird nicht müde, es mit Energie zu bezeugen, daß nur das Leben in Gott zur Mündigkeit, das Leben ohne Gott in eine selbstverschuldete Vormundschaft bringt, „daß die wahre Aufklärung in einem Ausgange des unmündigen Menschen aus einer allerhöchst selbstverschuldeten Vormundschaft bestehe. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und diese Weisheit macht uns feig zu lügen und faul zu dichten — desto mutiger gegen Vormünder, desto barmherziger gegen unsere unmündigen Mitbrüder und fruchtbarer an guten Werken der Unsterblichkeit." (VII, 192.)

Hamann ist erfüllt vom Ideale des Königs, durch den er sein neues Leben empfangen hat, findet in ihm alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis, füllt mit seinem Namen Himmel und Erde, und muß alles, was von ihm nicht durchdrungen ist, für ein eitles Nichts erklären. Umgekehrt gehört, „sich nichts vom Gott der Christen verlauten zu lassen, zum hohen Geschmack des erleuchteten Jahrhunderts, wo die Verleugnung des christlichen

Namens eine Bedingung ist, ohne die man zum Titel eines Weltweisen keine Ansprüche wagen darf. Daher wird es den boshaftesten und unvernünftigsten Schriftstellern immer leichter, durch ein eitles Nichts das Publikum zu bezaubern, ohne in ihrer Abscheulichkeit erkannt zu werden." (III, 244.) „Verführer des Volks und Gotteslästerer — seht Christen; das ist euer Haupt. Sein und seiner Worte schämt sich ein philosophisch-politisches Weltalter!" (III, 255.) Er nicht. Er weiß, daß er ihm alles verdankt, was er hat, sein Leben mit allen Kräften und Trieben. (I, 228.) So gewiß nämlich jeder von uns weiß, daß er sein Leben nicht von sich selbst, sondern von anderm Leben empfangen hat, so unzweifelhaft gewiß ist Hamann, daß sein neues Leben nicht aus ihm selbst, sondern aus Gott, durch Geist und Wort, durch das ewige, persönliche, fleischgewordene Wort Gottes geboren ist. Es ist sammt allen seinen Anlagen eine freie Gnadengabe, die nicht erworben, sondern nur angenommen und durch Aufnahme der naturgemäßen Nahrung zu dem Ziele hin entwickelt werden kann, welches vom Geber schon in den Keim hineingelegt ist. „Nicht nur das Ende, heißt es in den Magi, sondern der ganze Wandel eines Christen ist das Meisterstück (Eph. II, 10.) des unbekannten Genies, das Himmel und Erde für den einigen Schöpfer, Mittler und Selbsterhalter erkennt und erkennen wird in verklärter Menschengestalt." (II, 159.) An seinen Freund J. G. Lindner schreibt der Neugeborne: „Das Pfund ist von Gott, der Gebrauch desselben von Gott, der Gewinn gehört ihm. Meine Sele ist in seiner Hand mit allen moralischen Mängeln und Grundkrümmen derselben. Ihre Richtigkeit ist das Werk eines Geistes, eines Schöpfers, eines Erlösers; und sie grade und gesund zu machen, gehört weder für mich noch meinen Freund, gehört auch nicht für diesen Leib und für dieses Leben." (I, 363.)

So kräftig dieses Bewußtsein war, eben so kräftig mußte es Hamann dringen, den Schöpfer und Erlöser seines Lebens auch als solchen anzuerkennen und zu bekennen, und den Baum der Erkenntnis, welcher aus diesem Samenkorn erwuchs, mit Fleiß zu hüten und ihm freies Wachstum zu erkämpfen. Zugleich stammt

aus diesem Bewußtsein jener charakteristische Doppelzug in Hamanns Natur, den er selbst oft und gerne securitas Dei und imbecillitas hominis nennt. (IV, 323.)*) Er trägt in sich ein aus Gott geborenes, aus menschlicher Kleinheit und Verkrüppelung zur göttlichen Größe sich entfaltendes Leben; daher jene mutige Sicherheit, jener kräftige, erhabene Stolz, jener zerschmetternde Spott, jene Majestät gegen die, welche, vom Leben aus Gott nichts ahnend, gleichwol ihr aufgeblasenes Dasein über Gott erhöhen, Gott und Gottesleben in der Menschheit zu nichts und sich und das von Gott emanzipirte Menschenleben zu Alles machen. Aber er besitzt das wahrhaftige Gottesleben als eine Gabe, deren Erhaltung und Vollendung durch die fortwährende Verbindung mit dem Geber bedingt ist, er besitzt dieses einzige Gotteskleinod noch dazu in einem unreinen irdischen Gefäße, in dem alten Leben, das kein Leben, sondern ein Hinsiechen zum Tode ist: daher die tiefe Demut und unbedingte Beugung vor dem ewigen, absoluten Geber, die heilige Scheu, auch nur ein Sandkorn mehr nehmen, ein Haarbreit weiter bringen zu wollen, als dem Menschenleben in seiner jetzigen Entwicklung gegeben ist,**) der Heldenmut, der unwiderstehliche Drang, vor einem sich selbst vergötternden und Gott verhöhnenden Zeitalter die Grenzen der menschlichen Kraft und Erkenntnis zu

---

*) „Alles ist gut — Alles ist eitel! Wol mir, daß ich imbecillitatem hominis und securitatem Dei mit gleicher Intension zu fühlen im Stande bin!" (Hamanns Briefwechsel mit Fr. H. Jacobi, herausgeg. v. Gildemeister. S. 571. Vgl. S. 41. 60.)

**) Ich kenne keinen christlichen Forscher, welcher diese Demut so unbedingt geübt und das Bewußtsein, daß ein Mensch nichts nehmen kann, was ihm nicht gegeben ist, so kräftig in seinem Denken hat herrschen lassen. Selbst ein Luther schlug mit dem Simonsschwerte drein und meinte, mit seinem Geiste, oder mit der Erkenntnis, die er aus Gottes Wort besaß, bestimmen zu können, daß der Brief Jakobi eine stroherne Epistel sei. Oetinger ist der Magus des Südens genannt. Aber ist bei ihm die unbedingte Demut? Er vermißt sich, durch theosophische Blicke auch dahin eindringen zu können, wo der Geber des Lebens kein Licht gegeben hat.

bekennen und nachzuweisen! Aus demselben Mutterschoße geboren und innigst verwandt mit der securitas Dei und imbecillitas hominis ist die kräftige Gebundenheit an Gott und die Freiheit vom Despotismus menschlicher Autorität. Es ist ein wahres Labsal und eine Erhebung über den Jammer des zu ärgster Menschensklaverei geneigten Jahrhunderts, wenn man sieht, wie Hamann vom ersten Augenblick des neuen Lebens an bis zum letzten Athemzuge die Flügelmänner sammt den Schleppenträgern der Tagesmeinungen von sich schleudert, die mit ihren Ketten ihn binden wollen, wie die Philister den Simson. Keine philosophische Delila hat den Helden gefangen. Er kann es nur Feigheit nennen, wenn der Kiel oder die Kehle unserer Kundschafter jeden Schöps, der in einer thierischen Eingebung die Erstgeburt und Priesterstimme der natürlichen Religion, der ephemeren Modeweisheit annimmt, zum Riesenwuchs starker Geister oder Enakskinder erhöht, wenn die ganze Gemeinde derer, welchen Gott sein Leben mitgeteilt und verheißen, sich zu Heuschrecken erniedrigt und vor den vermeintlichen Riesengeistern davon läuft. (II, 169.) Diese epidemische Heuschreckenangst vor der aufgeblähten Menschenvernunft hat Hamann nie gekannt. Er steht da, ein freier Mann. Es ist keine Ueberhebung, wenn er schreibt: „Stehen muß man wenigstens können, um ein Erdbeweger oder Welterschütterer zu sein!“ (VII, 274.) Er hat gestanden, ein einsamer Leuchtturm im brandenden Ozean. Er hat gestanden, auch als die Imbezillität seines Leibes so groß war, daß er nur an einem Stock stehen oder gehen konnte. Ich werde noch oft Gelegenheit haben, auf den Freien hinzuweisen, welcher dem Zeitgeiste auch nicht ein Körnlein Weihrauch gestreut hat.

Dieser Freie ist ein Gebundener Gottes; seine Freiheit von Menschen ist nur eine Offenbarung seiner Gebundenheit an das Leben, aus dem er stammt. Oft und in verschiedener Weise betont er, daß allein seine Einwurzelung im Leben Gottes ihn in den Wirbeln der Zeit frei und aufrecht erhält, daß er ohne Gott ein elender Sklave der Zeitideen sein würde, wie der große Haufe.

Wie Gott es ist, welcher das neue Leben geschaffen hat, so ist Er es auch, der es erhält, nährt, aus der Irre zurecht bringt,

zum Ziele führt. „Alles muß uns zum Beſten dienen, wenn wir nur unſere Fehler erkennen und auf Gott uns verlaſſen, der Andere und uns regiert, und ihnen und uns öfter den Zügel ſchießen läßt, nicht uns zu ſtürzen, ſondern Ehre in unſerer Schwachheit einzulegen.“ (I, 384.) So in ſeiner Jugend, und im Alter: „Der das Leben gibt, wird auch alles, was dazu gehört, uns ſchenken, und Ernte wird auch erfolgen zu ſeiner Zeit, wenn gleich die Sichel ebenſo müde macht und zuweilen mehr Schweiß auspreßt, als der Pflug. Gott wird für Keller und Tenne ſorgen, den Mühſeligen zu erquicken.“ (VII, 132.) Dieſe Erkenntnis iſt das Lebensgeſetz Hamanns. Es iſt, das fühlt er, eine Siſyphusarbeit und muß den Menſchen vernichten, etwas erringen zu wollen, was Gott entweder gar nicht oder noch nicht geben will. „Die arme Raupe thut am beſten, daß ſie die Vorſehung walten und für die Flügel ſorgen läßt zur Erreichung unſerer Wünſche, die auch ihre Abſichten ſind.“ (VII, 208.) Jetzt Raupe, einſt Schmetterling. Es wäre Unnatur und Unvernunft, im Raupenſtande die Wiſſenſchaft ſich erarbeiten zu wollen, welche der Schmetterling durch ſein Leben von ſich ſelbſt hat. „Je älter ich werde, deſto weiſer kommt mir der Spruch vor — Hamann führt ihn oft und mit Vorliebe an —: Quae supra nos nihil ad nos. (VI, 222. 253.) Der edle Wein wird freilich aus dem Moſte. Aber man muß den Moſt ausgähren laſſen, auch den jungen Moſt des Erdenlebens, ſonſt läuft man Gefahr, hintergangen zu werden. (Vgl. III, 386.) Ihn, der das Leben gegeben hat, das Leben mit allen darin enthaltenen Keimen und Trieben ausgeſtalten, ausreifen laſſen: das iſt Weisheit. „Unus est Oeconomus!“ iſt Hamanns Lied auf Erden und wird es ſein im höheren Chor. (III, 357). „Ich überlaſſe alles der göttlichen Vorſehung, verſichert er ſeinen Vater, ich ſehe mich als ihren Ball an, der durch nichts anders als die Kraft ſeiner Hände lebt.“ (III, 359.) In Gottes Händen ſieht Hamann die Umſtände, die den Ball zum Ziele treiben, aus ſeinen Händen entſprungen ſieht er die einzelnen Triebe des menſchlichen Lebens, die in kräftiger Friſche auswachſen ſollen. Daher das ebenſo kühne als tiefe Wort: „Man muß mit ebenſo viel

Vertrauen sich dem Strome der Umstände als dem Strome der Leidenschaften*) überlassen, wenn Gott mit uns, und unser Leben in ihm verborgen ist." (III, 185.) An Herder schreibt er: „Bisweilen komme ich mir unter meinem Druck als ein Palmbaum vor. Also mit dem Lose auf des Zeus Schoße zufrieden zu sein, ist das wahre Geheimnis des Optimisten. Also, vom Laufe der Umstände gegängelt, mit den Mutterhänden der Vorsehung geleitet hin und her unter dem Vaterauge des Alten der Tage, wollen wir ein jeder dem Ziele entgegengehen — wieder aufrichten die lässigen Hände und die müden Kniee und aufsehen auf den *ἀρχηγον και τελειωτην — αἰσχυνης καταφρονησαντα.*" (III, 120.) Von den vielen Bekenntnissen dieser Art hier nur noch ein Wort aus seinem Alter an Frau S. M. Courtan: „Desto besser für uns, daß das beste Teil nicht von unserer Wahl abhängt, die oft ärger als kindisch ausfallen würde. Ein höherer Vater und guter Meister wählt für uns, nicht was angenehm, sondern was heilsam ist, und den wollen wir walten und schalten lassen, so wird es uns immer wol gehen im Lande der Lebendigen." (VII, 336.)

Läse man solche Stellen allein und wüßte nicht schon aus dem früheren Leben Hamanns, was für ein Meer von lebendigen Kräften und Trieben in dem Manne gewogt hat, so könnte man auf die Meinung kommen, daß er wie ein Stoiker oder Aszet sich verhalten habe. Aber eben weil er sein Leben von Gott empfangen hat, verlangt er mit Nachdruck, daß alle Keime dieses Lebens nach der Absicht des Gebers entwickelt, keiner unterdrückt oder gar getötet werde. Nur in der gesunden Entfaltung aller Lebenstriebe offenbart sich ihm das Leben in seiner Wahrheit und Herrlichkeit. Es ist dem gesunden Leben eigen, daß es pulsirt, in Kraft ausbricht, nicht daß es hinschleicht wie im Sande. Darum nennt Hamann diese Triebe Leidenschaften*), die zum Wesen des neuen Lebens gehören. „Ein Herz ohne Leidenschaften, ohne Affekte, ist ein Kopf ohne Begriffe, ohne Mark. Ob das Christentum solche Herzen

*) Ohne Verständnis dieses charakteristischen Wortes bleibt Hamann an vielen Stellen unverständlich. Zur Erklärung diene noch, was er am

und Köpfe verlangt, zweifle ich ſehr." (I, 494). „Wenn der natürliche Menſch fünf Sinne hat, ſo iſt der Chriſt ein Inſtrument von zehn Saiten, und ohne Leidenſchaften einem klingenden Erz ähnlicher, als einem neuen Menſchen." (I, 393). „Was das für eine ungezogene Moral iſt, die die Leidenſchaften verwerfen will! Doch dieſe Moral wird ebenſo bewundert, wie die Politik, welche das Eigentum der Güter aufzuheben ſucht, von Papageien, die ihr χαιρε und ſonſt nichts dem Kaiſer zu ſagen wiſſen. Brauch deine Leidenſchaften, wie du deine Gliedmaßen brauchſt, und wenn dich die Natur zum longimanus oder Vielfinger gemacht, ſo wird ſie und nicht du verlacht, und deine Spötter ſind lächerlicher und mehr zu verdammen als du mit deiner längern Hand oder mit deinen ſechs Fingern." (I, 515.)

Ein Gotteszorn flammt aus Hamanns ganzem Weſen, wenn er ſehen muß, wie gottgegebene Lebenskräfte, noch dazu die innerlichſten, weſenhafteſten, nicht nur mit Füßen getreten oder beſchnitten, ſondern ganz ausgerottet werden ſollen. Wird dieſe tolle Barbarei vollends als Blüte der Humanität, als Frucht der Menſchengeſchichte und Philoſophie vergöttert, dann wird der Zorn zum verzehrenden Feuer, zum Feuer, an deſſen Liebesglut der Menſchenbruſt noch lange warm und licht werden wird.

Will Hamann ſein Leben mit deſſen ganzem Inhalte in die Hände legen, welche es geſchaffen und ſeine Natur beſtimmt haben, weil nur ſie es auch zur Vollendung bringen: ſo macht er ſich damit wahrlich nicht zum toten, willenloſen Ball oder Ton. Wir wiſſen, wie verhaßt ihm ſchon früher Klötze und Puppen mit Menſchenangeſichtern waren und wie ihn nach Freiheit als der rechten Lebensluft verlangte. Nach ſeiner Umwandlung wurde ihm beides klar, daß der Drang nach Freiheit nur in Gott geſtillt wird und

---

2. Nov. 1783 an Fr. H. Jacobi ſchreibt: „Geſetz und Propheten gehen auf Leidenſchaft von ganzem Herzen, von ganzer Sele, von allen Kräften — auf Liebe." (Gldmſtr. S. 7.) S. 258 daſ. nennt er Religion, Patriotismus, Freundſchaft, Selbſtliebe (er meint die wahre) auch Leidenſchaften.

daß Freiheit zum Weſen des Gotteslebens gehört, denn nur Gott wird rein durch ſich, durch nichts außer ſich beſtimmt. Freiheit iſt alſo auch ein weſentlicher Zug des abbildlichen Gotteslebens. Gott kann keine Klötze und Puppen, keine gezwungenen Sklaven, nur frei ſich entſcheidende Geiſter in ſeine Gemeinſchaft ziehen, und wiederum kann die von Gott ausgeübte Wirkenskraft nur mit Freiheit aufgenommen und angeeignet werden. Eben darum gab ſich Hamann, der Freiheit erſehnte, mit Entſchiedenheit dem Gottesleben hin.*) Er ſchreibt an J. G. Lindner: „Ein natürlicher Hang zur Freiheit iſt mir gewiſſermaßen mehr natürlich, als Ihnen: ich liebe alſo auch in dieſer Abſicht das Chriſtentum als eine Lehre, die meinen Leidenſchaften angemeſſen iſt, die nicht eine Salzſäule, ſondern einen neuen Menſchen verlangt und verſpricht. Wo der Geiſt Gottes iſt, da iſt Freiheit. Und die Wahrheit macht uns frei. Die Gerechtigkeit in Chriſto iſt kein Schnürleib, ſondern ein Harniſch, an den ſich ein Streiter, wie ein Mäcenas an ſeine loſe Tracht gewöhnt.“ (I, 496.)

Tief im geheimnißvollen Schoße des Lebens fühlte Hamann tauſend Triebe, Kräfte, Anlagen, welche für ſich betrachtet nicht nur im Gegenſatz, ſondern in unauflöslichem Widerſpruch ſtehen, die aber vom Leben zuſammengehalten, verſöhnt werden, ja in deren harmoniſcher Vereinigung zu einem einheitlichen Ganzen das Leben beſteht. Wo dieſer Widerſprüche wenige oder keine ſind, da erblickt er ein leeres, armes, niedriges Leben; je voller, reicher, höher das Leben, deſto mannigfaltiger und mächtiger ſieht er die Widerſprüche ſich regen. Friede zwiſchen ihnen zu ſtiften, hält er

*) In den bibliſchen Betrachtungen, Kleukers Nachlaß, bemerkt H. zu 3 Moſ. 19, 5: „Gottes geoffenbarte Religion iſt die größte Beförderin der Freiheit, das einzige Mittel, als ein freiwilliges Opfer Gott zu gefallen. Wie ſollten alle freien, chriſtlichen Staaten auf ihre Belebung und Ausbreitung bedacht ſein! Denn die Sünde macht uns zu Sklaven. Wer einen Tyrannen haſſet, wer die Freiheit liebt, der bekenne ſich zu Gottes Fahne, um an dem herrlichen Siege Teil zu nehmen, den Gott ſich über den grauſamſten Wüterich und den deſpotiſchſten Uſurpator vorbehalten hat.“ Theolog. Stud. u. Krt. 1837. 1. Heft.

für die Aufgabe des Lebens; aber nicht dadurch wird diese erfüllt, daß von zwei widersprechenden Kräften die eine unterdrückt wird, sondern daß beide zu einer höheren Einheit versöhnt werden, in welcher jede ihre Verklärung findet. Wie ein Hungriger nach Brot sucht Hamann bis ins Alter nach diesem principium coincidentiae oppositorum. Im April 1781 schreibt er an Herder: „Nichts scheint leichter, als der Sprung von einem Extrem zum andern und nichts so schwer, als ihre Vereinigung zu einem Mittel. Ungeachtet aller meiner Nachfrage ist es mir nicht möglich gewesen, des Jordanus Brunus Buch de Uno aufzutreiben, worin er sein principium coincidentiae erklärt, das mir Jahre lang im Sinne liegt, ohne daß ich es weder vergessen noch verstehen kann. . . . Diese Coincidenz scheint mir der einzige zureichende Grund aller Widersprüche und der wahre Prozeß ihrer Auflösung und Schlichtung, aller Fehde der gesunden Vernunft und reinen Unvernunft ein Ende zu machen." (VI, 183.) Anderthalb Jahre später: „Jordani Bruni principium coincidentiae oppositorum ist in meinen Augen mehr wert, als alle kantische Kritik." (VI, 301.) Noch einmal kommt er im Briefe an Jakobi vom 16. Jan. 1785 darauf zurück: „Seit vielen Jahren suche ich eine Schrift des Jordanus Brunus . . . . . wegen eines principii coincidentiae oppositorum, welches ich, ohne zu wissen, warum? liebe und den principiis contradictionis und rationis sufficientis immer entgegengesetzt, weil ich letztere von meiner akademischen Jugend an nicht habe ausstehen können, und ohne Manichäismus allenthalben Widersprüche in den Elementen der materiellen und intellektuellen Welt gefunden habe."

Man darf das Suchen nach dem Buch des Jordanus Brunus nicht falsch verstehen. Er hatte das Urprincip, in dem alle Widersprüche zu einer lebendigen Einheit werden, längst gefunden. Schon im Klaggedicht an ein geistreiches Frauenzimmer heißt es: „Wo findet man stärkere Antithesen, als in Zweien, die ein Fleisch sind?" (B. II, 171.) Ohne Gott, — Hamann hatte das schmerzlich erfahren, — zerfällt alles Zusammengehörige, Mensch und Gott, Mensch und Natur, Mensch und Mensch, Geist und Materie,

Kopf und Herz, Vernunft und Glauben, Willen und Wiſſen u. ſ. w. in feindliche, unvereinbare Widerſprüche. Das Leben aus Gott und in Gott vereinigt alle Widerſprüche zu einem organiſchen Ganzen. Auch das hatte Hamann erfahren. „Die Liebe brennt, die Klugheit iſt kalt. Man muß ein Genie ſein (vgl. S. 28), um den Krieg der Elemente in der kleinen Welt zu ihrer Erhaltung regieren zu können. Der Glaube iſt aber nicht Jedermanns Ding.“ (B. III, 50.)

Bis zum vollen Frieden hat Hamann den Krieg der Elemente ſeiner reichen Natur nicht durchgekämpft; aber er hat mit Ernſt und Eifer den Widerſprüchen nachgeſpürt, um ſie zu überwinden. Noch ein Jahr vor ſeinem Tode ſagt er in ſeiner Sprache: „Widerſprüche zu verdauen, iſt noch immer eine pica*) meines alten Magens, der des Spieles nicht ſatt werden kann.“ (G. S. 554.)

Gehört es zum Weſen des Lebens, daß in ihm die Einheit unverſöhnlich ſcheinender Widerſprüche Wahrheit und Wirklichkeit wird, dann verſteht man leicht, wie wenig ein Hamann ſich imponiren läßt, wenn die Philoſophie die Unmöglichkeit einer Sache dadurch für bewieſen erklärt, daß dieſelbe widerſprechende Momente enthält. Der Magus iſt überzeugt, daß zum Urbaren einer Geſchichte, zum Kernpunkt einer Lebensthatſache eine Art von Unwahrſcheinlichkeit gehört, weil ſie ſtets Widerſprüche enthält. „Ein demütiger Beobachter der Natur und Geſellſchaft, — das iſt ſein Axiom — will eine Erſcheinung deßhalb nicht verworfen wiſſen, weil ſie wegen ihrer Widerſprüche unglaublich erſcheint; vielmehr ſagt ein ſolcher mit tiefſinniger Bündigkeit und Unerſchrockenheit: Incredibile sed verum!“ (B. II, 192.) Dem philoſophiſchen Satze: „was dem Merkmale eines Dinges widerſpricht, muß nach einer Regel, die keines Beweiſes fähig iſt, dem Dinge ſelbſt widerſprechen,“ ſetzt er mit ebenſo treffendem Spotte als tiefem Ernſte das Wort entgegen: „Da teils Hypotheſen, die auch keines Beweiſes, teils Erſcheinungen, die keiner Unbeweglichkeit fähig ſind, zu dieſen Merkmalen der Dinge mit gehören, ſo warnt der erfahrene Plinius

*) Das eigentümliche Gelüſte der Schwangern nach einer beſtimmten Speiſe.

(Hist. Natur. Lib. VII, 1) noch immer umſonſt: Quam multa fieri non posse, priusquam sunt facta, iudicantur!" (B. II, 427.) Unwahrſcheinlichkeit iſt alſo kein Beweis gegen die Wahrheit. Freilich „Wahrſcheinlichkeit ſticht mehrenteils die Wahrheit aus, wenigſtens durch ihr Gewand." (B. VI, 301.) Weil Hamann eine kräftige Ahnung vom Geheimnis des Lebens hatte, darum hat er ſich niemals weder durch Unwahrſcheinlichkeit gegen die Wahrheit, noch durch Wahrſcheinlichkeit für den Schein und Trug einnehmen laſſen. Was er in friſcher Unmittelbarkeit bald nach ſeiner Umwandlung an ſeinen Bruder ſchrieb, das tönt klar und kräftig durch alle ſeine Gedanken und Worte: „Iſt es nicht ein alter Einfall, den Du oft von mir gehört: Incredibile sed verum? Lügen und Romane müſſen wahrſcheinlich ſein, Hypotheſen und Fabeln; aber nicht die Wahrheiten und Grundlehren unſeres Glaubens. Was für ein ſchaler Glaube, der aus der Begreiflichkeit und Sinnlichkeit der Predigt entſteht." (B. I, 425.)

Nicht unwahrſcheinlich blos, auch unſcheinbar iſt die Wahrheit des Lebens. Ihre Herrlichkeit iſt noch verdeckt; ſie lockt nicht durch ihren Glanz, erſcheint vielmehr oft niedrig, verächtlich, unſchön gegen die ſtralenden, aber toten Gebilde unſerer Phantaſie oder Vernunft. Freilich „einem Kenner iſt ein roher Diamant ſchätzbarer, als ein geſchliffener, böhmiſcher Stein." (III, 88.) Aber auch nur einem Kenner. Wer die Natur des Lebens nicht kennt, muß ſich vom Schein und Schimmer menſchlicher Erdichtungen hinreißen laſſen. Es geht ihm „wie einem Cavalier in Liefland, der ſeines gallonnirten Kleides wegen den Scharfrichter umarmte und Herr Bruder nannte." (B. VI, 263.) Hamann ſieht, wie die Menſchheit ihren erſtgebornen Bruder, deſſen Leben unter der Knechtsgeſtalt verborgen iſt, mißachtet, zurückſtößt, und dafür die glänzend ausſtaffirten Zeitmeinungen, Räuber und Mörder des wahren Lebens, als perſönliche Brüder umarmt. Durch die Kenntnis des Gotteslebens hat er von dieſer allgemeinen Schmach — und er iſt ſtolz darauf — ſich unbefleckt erhalten. Wenn er ſeine Zeitgenoſſen mehr noch vom Glanz und Flimmer als der Wahrſcheinlichkeit ihrer Hypotheſen und Fabeln bezaubert ſieht, ſo ruft er

mit warnender Stimme: „Wehe dem Patienten, bei dem der größere Quackſalber den kleineren ausſticht!“ (III, 263.)

Das Leben aus Gott iſt ein werdendes, kein vollendetes. Hamann weiß ſich auf der zeitlichen Stufe der Entwicklung noch im Raupenſtande, im Kindesalter. „Wenn alte Leute, ſagt er, ſich recht kennten, ſo würden ſie nicht über kleine Kinder die Schultern zucken.“ (I, 385.) Denn ſie ſind ſelbſt noch Kinder im Vergleich zu dem, was ſie werden ſollen. Mit dieſem Wiſſen vollen Ernſt gemacht und es auf alle Gebiete des Lebens und Erkennens angewendet zu haben, iſt eine Grundeigentümlichkeit Hamanns. Er will die Fertigen zur Demut der Werdenden führen, die Raupen-Vernunft zur Erkenntnis, daß ſie noch nicht Schmetterlings-Vernunft ſein kann. Er will die Mit- und Nachwelt überzeugen, daß es ebenſo lächerlich als gefährlich iſt, ſich einen ausgewachſenen Mann zu dünken, wenn man noch ein Kind iſt. (Vgl. B. VI, 151.)

Dagegen geht ihm das Herz weit auf, wenn er einen Mann, einen ganzen Mann vor ſich hat, der weiß, daß er noch im Werden ſteht. Wie ein Schwamm, ſchreibt er fünfzig Jahre alt an Herder, habe er ſich eben darum an Luthers Schriften vollgeſogen und führt dann folgende Stelle an: „Dieſes Leben iſt keine Frommkeit, ſondern ein fromm werden, nicht eine Geſundheit, ſondern ein geſund werden, nicht ein Weſen, ſondern ein Werden. Wir ſinds noch nicht, wir werden's aber. Es iſt noch nicht gethan und geſchehen, es iſt aber im Gang und Schwung. Es iſt nicht das Ende, es iſt aber der Weg; es glüht und glitzt noch nicht alles, es fegt ſich aber alles!“ (B. VI, 127.) Darum bekennt Hamann: „Ich will noch nichts als ein Schüler ſein und meine Lehrjahre redlich aushalten mit Gottes Hilfe. Ich habe eben ſoviel Geduld zu warten als Oel zur Lampe nötig, bis der Tag anbrechen und der Morgenſtern aufgehen wird.“ (III, 193.) „Er ſchuf den Menſchen ſich zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn — wir ſind ſeines Geſchlechts. — Die Differentia specifica liegt blos darin, daß wir noch in der Mache ſind und unſer Leben noch verborgen iſt mit Chriſto in Gott. Unſere Vernunft muß warten und hoffen.“ (Gldmſtr. S. 16.)

Weil sein Leben ein werdendes ist, fühlt er einen beständigen, nicht zu stillenden Hunger und Durst: „Ich ließ mich dünken, den Jordan mit meinem Munde auszuschöpfen.“ (V, 280.) Er fragt nicht, ob etwas süß oder sauer schmeckt; er verlangt nur Nahrung, die den Hunger stillt, das Leben fördert. „Ein so hungriger Leser, wie mein Magen, hat keinen Gaumen eines Kunstrichters, sondern verschlingt und verdaut mehr, als er schmeckt und unterscheidet.“ (Gldmstr. S. 2.) „Bücher sind kein Spielzeug für mich, sondern Handwerksgeräte, gehören zu meines Leibes Nahrung und Notdurft.“ (VI, 105.) Je nahrungskräftiger die Speise, der Trank, desto größer das Verlangen, sein Genuß. „Was Homer den alten Sophisten war, sagt er, sind für mich die h. Bücher geworden, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauch vielleicht mich überrauscht, εὐκαίρως, ἀκαίρως.“ (G. S. 38.) Was dem Geschmack angenehm ist, kann, weiß er, dem Leben sehr gefährlich sein. „Warm Brot schafft Bäckern und Aerzten Kunden.“ (III, 118.) Fühlt er aber, daß sein Hunger gestillt, sein Leben genährt wird, dann jauchzt er auf: „Das rechte Wolgefallen und Behagen ist göttlicher Genuß ohne Geschwätz.“ (VI, 59.)

Den Keim, die Knospe des werdenden Lebens fühlt Hamann umschlossen nicht blos von den naturgemäßen, schützenden Deckblättern, sondern von widernatürlichen Banden, Reifen, Dornen, die drücken, einengen, die Entfaltung hemmen und verletzen.*) Sein neues Leben seufzt und stönt unter diesen Ketten, womit es vom alten gefesselt wird, er sehnt sich nach Entpuppung durch Liebe Gottes und der Menschen, schämt sich seiner eisernen Windeln und kann und will sie, aufrichtig gegen sich und andere, doch nicht unter allerlei schöne Schleier verstecken. „Mit eben der Wahrheit, schreibt er am Ende seiner irdischen Laufbahn an Franz Buchholz in Münster, womit sich St. Paulus eine unzeitige Geburt nannte, sah ich mich selbst als eine große Windelpuppe an, die noch immer auf ein, ich weiß nicht was für ein Wunder seiner Entwicklung,

*) Das Nähere hierüber enthält der Abschnitt: Schatten im Leben und der Autorschaft Hamanns.

Ausbildung und lebenerweckenden Liebe seines Pygmalion ohne Hoffnung gehofft. Sollten Sie der Jüngling sein, den Gott dazu ausgerüstet, mich alten, versteinerten Sokrates — Wenigstens wollen wir uns bei unserer leiblichen und persönlichen Zusammenkunft weder heucheln noch schmeicheln, sondern Wahrheit soll unsere Freiheit oder die Rechte des Eigentums unter einander entscheiden." (VII, 242.) Wie starken Ekel Hamann selbst auch vor seinem Gestöne hatte, so bleibt es doch sein Grundsatz: „Es ist immer besser mit Stönen als mit Pralen anzufangen." (III, 323.) Denn er hält es für unmöglich, aus den Ketten und Windeln frei zu werden, wenn man ihren Druck nicht fühlt, sie gar für Königs- und Philosophenmäntel ansieht. „Lücken und Mängel, schreibt er an Herder, ist die höchste und tiefste Erkenntnis der menschlichen Natur, durch die wir uns zu ihrem Ideal hinaufwinden müssen." (V, 25.) Aus diesem Gefühl stammt auch das köstliche Wort an J. G. Lindner: „Was mein eigen Herz betrifft, so traue ich demselben nicht, wenn es mich absolvirt, nicht, wenn es mich verdammt. Gesetzt, daß es mich verdammt, so ist Er größer als mein Herz. Herz gegen Herz gerechnet, liegt mir meines näher als meiner Nachbarn Herz. Wenn ich an selbiges appelliren möchte in einigen Augenblicken, in gewissen Schäferstunden, so würden Sie nicht mehr Herrlichkeit in ihrem eigenen als in meinem finden. Schlechter Trost — und noch schlechterer Grund, auf den ich bauen soll. — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, der mich von allem Uebel erlösen wird und auch von der Sünde, die mich wie meine eigene Haut umgibt, mich träge macht und allenthalben anklebt. — Ich weiß, daß meine Muse auf einer glühenden Asche singt und ihrer Feder statt einer Scherbe braucht, um sich zu kratzen. — Ich weiß, daß die Erde meine Mutter und Würmer meine Brüder sind. — Leben Sie wol, Gott sei uns allen gnädig!" (III, 155.) Man sieht, daß Hamann darum die Wunden der Mitwelt ganz bloslegen und das Eitergeschwür so scharf treffen, so unverdrossen ausdrücken konnte, weil er diesen Liebesdienst zuerst und unerbittlich seinem eigenen alten Menschen erwies. Schon früher hatte er an denselben Lindner geschrieben: „Was lese ich in ihren (der Freunde)

Briefen? nichts, als die Schlüſſe meines eigenen Fleiſches und Blutes, das verderbter iſt, als ihr eigenes, nichts, als das Murren und die Heuchelei meines eigenen alten Adams, den ich mit meinen eigenen Satiren geißele und die Striemen davon eher als ſie ſelbſt fühle, länger als ſie ſelbſt behalte und mehr darunter brumme und girre als ſie, weil ich mehr Leben, mehr Affekt, mehr Leidenſchaft beſitze nach ihrem eigenen Geſtändnis." (I, 486.)

Man hört dieſes Brummen und Girren Hamanns in den eiſernen und ſtachlichten Windeln, unter den feſten Schlägen ſeiner eigenen Satiren aus allen Briefen und Schriften; aber ſtärker noch als dieſes hörbare Seufzen iſt das, was nur Gott hört und der arme Gefangene ſelbſt, jener „tacitus clamor einer ſchmachtenden Sehnſucht!" (VI, 244.), jene tiefe, innere Not des neuen Gottes-lebens inmitten der tauſend Feinde von innen und außen, die in einem Briefe an Herder ſo charakteriſirt wird: „Dieſe Angſt in der Welt iſt der einzige Beweis unſerer Heterogeneität. Denn fehlte uns nichts, ſo würden wir es nicht beſſer machen, als die Heiden und Tranſcendental-Philoſophen, die von Gott nichts wiſſen und in die liebe Natur wie die Narren ſich vergaffen; kein Heimweh würde uns anwandeln. Dieſe impertinente Unruhe, dieſe heilige Hypochondrie iſt vielleicht das Feuer, womit wir Opfer-thiere geſalzen und vor der Fäulnis des laufenden seculi bewahrt werden müſſen." (VI, 194.)*)

Unter der Laſt ſolcher Erkenntnis des eigenen Weſens und der ganzen Menſchennatur, jenen tacitus clamor im Geiſte und dieſe heilige Hypochondrie im Herzen, wurde die Demut Hamanns, von deren Wurzel ſchon die Rede war, zu jener zermalmenden Schwere, die ihn die Erfahrung Davids nachleben ließ: „Ich bin ein Wurm und kein Menſch!" (V, 281. IV, 41. III, 156.) Dieſe gründliche Demut macht nicht blos in einzelnen Ausdrücken ſich Luft, ſie durchdringt das ganze Leben, die ganze Anſchauung. Er

*) „Was ſoll ich ſagen? Es gefällt mir nirgends, und wenn es nicht Utopien iſt, ſo wird es der Himmel ſein, wo es lohnen wird, Hütten zu bauen." (III, 295.)

übt sie in seinem Namen und im Namen der ganzen Menschheit. Sie ist das einzige, angenehme Opfer, was er Gott darzubringen weiß, und wodurch Gott sein Heil der Welt weiter offenbaren will. „Ist es meine Schuld, — fragt er immer aufs neue, in immer neuen Wendungen, — daß Gott irdische, schwache Gefäße zu seinen Werkzeugen wählt, die durch *ihre Thorheit* die Weisheit der Schriftgelehrten zu Schanden machen sollen?" (I, 395.)

Weil diese Demut, die mit der Selbsterkenntnis steht und fällt, die Ursache und notwendige Bedingung der menschlichen Rettung, Erhöhung und Vollendung ist, darum führt Hamann so vernichtende Streiche, sobald man ihm oder einem andern Menschen oder der Menschheit überhaupt ein Vermögen, eine Würde andichtet, die nicht da ist. Dann begeistert ihn die Demut und die Sehnsucht nach der Ausprägung des Menschenideals zu einer Wahrheitsliebe, die wie mit einer Riesenhand alle verbrämten Mäntel und rosige Schleier, alle Lappen und Läppchen fortreißt, damit die menschliche Blöße ganz aufgedeckt werde. Wer seine und die ganze Menschennatur in ihrer Nacktheit nicht sehen, sondern im süßen Dünkel von menschlicher Kraft und Reinheit verharren will, den muß — man denke nur an Niebuhrs Urteil! — ein unheimliches Grauen vor solcher Wahrheitsliebe überfallen. Hältst Du aber die Inschrift über der Tempelthüre zu Delphi wirklich für die Grundbedingung des Lebens und der Weisheit, so wird es, wie der Fürstin Gallitzin, auch Dir bei Hamanns Worten zwar sein, als würde die Haut von den Knochen gerissen; aber wie sie wirst Du ihn darum eben doppelt lieben, als den lebendigen Wegweiser zur Freiheit und zum Frieden.

„Eine Eroberungswut aller Lügen und Laster, die nämlich *nicht* dafür erkannt werden noch sein wollen: hierin besteht der Heldengeist eines Weltweisen," schrieb Hamann in dem Erstlingswerk (II, 17), und hat damit eine Seite seines Heldengeistes und seiner Weltweisheit gezeichnet. Sein Testament an die Nachwelt machte er drei Wochen vor seinem Tode in dem Worte: „*Die Wahrheit macht uns frei; nicht ihre Nachahmung.* (G. S. 670.) In der langen Zwischenzeit hat die Lust zur Wahrheit ihn weder

müde noch feig werden lassen, was er aus eigener früherer Erfahrung wußte, auch zu bezeugen, und zu beweisen, daß alle Menschen Lügner sind. Seine Eroberungswut verfolgt alle Lügen, die von Humanität und Moralität: „Ein Gemisch von Pathos und Schwulst ist nicht die erhabene Moral unseres Fürsprechers!“ (I, 465) die philosophischen und wissenschaftlichen: „Lügen ist die Muttersprache unserer Vernunft und Witzes;“ (I, 440) die scheinbar christlichen: „Eine Lüge verdient immer Abscheu, wenn sie auch noch so gesittet, demütig und christlich einherschleicht.“ (III, 63.)

Die Wurzel der Wahrheit liegt für Hamann im Leben mit Gott durch Christum, die Wurzel der Lüge im Leben ohne Gott, ohne Christum. „Der Unglaube an Christum macht unsere Herzen kalt, verwirrt alle Begriffe unserer Vernunft, unterdessen wir, ich weiß nicht was für ein gutes Herz in unserm Busen und eine vernünftige Denkungsart in unsern Handlungen träumen. Worin besteht denn dies Alles? Blos in der Uebereinstimmung mit andern Menschen, die auch so denken, so reden, so urteilen, so handeln wie wir, und in deren Gesellschaft wir schreien: hier ist des Herrn Tempel! Hier ist Christus! Warum? Ich vergebe, ich liebe, ich beleidige nicht. — Ist alles gelogen, Gott gelogen, der da sagt: alle Menschen sind Lügner; Christo gelogen, der da sagt: ich bin kein Arzt für Gesunde!“ (I, 490.)

Wol muß Hamann erfahren, daß seine Lust zur Wahrheit das einemal Grobheit, das anderemal Stolz, das drittemal Mangel an philosophischem Geist gescholten wird. Aber er weiß sich zu trösten. Im Alter sagt er ruhig: „Urbanität und Rusticität sind lange keine Humanität, an deren gerechten und unwandelbaren Mittelpunkt ich mich halte.“ (Gild. S. 658). In der Jugend keck und kräftig: „Wahrheiten kommen uns grob vor, wie die Zeichnungen der Natur, ohne es zu sein; Lügen hingegen sind gedrechselt und polirt für das Auge, wie die Werke der Kunst und sind ungehobelt.“ (I, 358.)

Dieser Drang nach Wahrheit, dieser Widerwille gegen Schein und Lüge bestimmt auch den Geschmack Hamanns: alle glänzenden, zaubrischen Erdichtungen und Romane sind ihm schal, häßlich,

übt ſie in ſeinem Namen und im Namen der ganzen Menſchheit. Sie iſt das einzige, angenehme Opfer, was er Gott darzubringen weiß, und wodurch Gott ſein Heil der Welt weiter offenbaren will. „Iſt es meine Schuld, — fragt er immer aufs neue, in immer neuen Wendungen, — daß Gott irdiſche, ſchwache Gefäße zu ſeinen Werkzeugen wählt, die durch ihre Thorheit die Weisheit der Schriftgelehrten zu Schanden machen ſollen?“ (I, 395.)

Weil dieſe Demut, die mit der Selbſterkenntnis ſteht und fällt, die Urſache und notwendige Bedingung der menſchlichen Rettung, Erhöhung und Vollendung iſt, darum führt Hamann ſo vernichtende Streiche, ſobald man ihm oder einem andern Menſchen oder der Menſchheit überhaupt ein Vermögen, eine Würde andichtet, die nicht da iſt. Dann begeiſtert ihn die Demut und die Sehnſucht nach der Ausprägung des Menſchenideals zu einer Wahrheitsliebe, die wie mit einer Rieſenhand alle verbrämten Mäntel und roſige Schleier, alle Lappen und Läppchen fortreißt, damit die menſchliche Blöße ganz aufgedeckt werde. Wer ſeine und die ganze Menſchennatur in ihrer Nacktheit nicht ſehen, ſondern im ſüßen Dünkel von menſchlicher Kraft und Reinheit verharren will, den muß — man denke nur an Niebuhrs Urteil! — ein unheimliches Grauen vor ſolcher Wahrheitsliebe überfallen. Hältſt Du aber die Inſchrift über der Tempelthüre zu Delphi wirklich für die Grundbedingung des Lebens und der Weisheit, ſo wird es, wie der Fürſtin Gallitzin, auch Dir bei Hamanns Worten zwar ſein, als würde die Haut von den Knochen geriſſen; aber wie ſie wirſt Du ihn darum eben doppelt lieben, als den lebendigen Wegweiſer zur Freiheit und zum Frieden.

„Eine Eroberungswut aller Lügen und Laſter, die nämlich nicht dafür erkannt werden noch ſein wollen: hierin beſteht der Heldengeiſt eines Weltweiſen,“ ſchrieb Hamann in dem Erſtlingswerk (II, 17), und hat damit eine Seite ſeines Heldengeiſtes und ſeiner Weltweisheit gezeichnet. Sein Teſtament an die Nachwelt machte er drei Wochen vor ſeinem Tode in dem Worte: „Die Wahrheit macht uns frei; nicht ihre Nachahmung. (G. S. 670.) In der langen Zwiſchenzeit hat die Luſt zur Wahrheit ihn weder

müde noch feig werden lassen, was er aus eigener früherer Erfahrung wußte, auch zu bezeugen, und zu beweisen, daß alle Menschen Lügner sind. Seine Eroberungswut verfolgt alle Lügen, die von Humanität und Moralität: „Ein Gemisch von Pathos und Schwulst ist nicht die erhabene Moral unseres Fürsprechers!" (I, 465) die philosophischen und wissenschaftlichen: „Lügen ist die Muttersprache unserer Vernunft und Witzes;" (I, 440) die scheinbar christlichen: „Eine Lüge verdient immer Abscheu, wenn sie auch noch so gesittet, demütig und christlich einherschleicht." (III, 63.)

Die Wurzel der Wahrheit liegt für Hamann im Leben mit Gott durch Christum, die Wurzel der Lüge im Leben ohne Gott, ohne Christum. „Der Unglaube an Christum macht unsere Herzen kalt, verwirrt alle Begriffe unserer Vernunft, unterdessen wir, ich weiß nicht was für ein gutes Herz in unserm Busen und eine vernünftige Denkungsart in unsern Handlungen träumen. Worin besteht denn dies Alles? Blos in der Uebereinstimmung mit andern Menschen, die auch so denken, so reden, so urteilen, so handeln wie wir, und in deren Gesellschaft wir schreien: hier ist des Herrn Tempel! Hier ist Christus! Warum? Ich vergebe, ich liebe, ich beleidige nicht. — Ist alles gelogen, Gott gelogen, der da sagt: alle Menschen sind Lügner; Christo gelogen, der da sagt: ich bin kein Arzt für Gesunde!" (I, 490.)

Wol muß Hamann erfahren, daß seine Lust zur Wahrheit das einemal Grobheit, das anderemal Stolz, das drittemal Mangel an philosophischem Geist gescholten wird. Aber er weiß sich zu trösten. Im Alter sagt er ruhig: „Urbanität und Rusticität sind lange keine Humanität, an deren gerechten und unwandelbaren Mittelpunkt ich mich halte." (Gild. S. 658). In der Jugend keck und kräftig: „Wahrheiten kommen uns grob vor, wie die Zeichnungen der Natur, ohne es zu sein; Lügen hingegen sind gedrechselt und polirt für das Auge, wie die Werke der Kunst und sind ungehobelt." (I, 358.)

Dieser Drang nach Wahrheit, dieser Widerwille gegen Schein und Lüge bestimmt auch den Geschmack Hamanns: alle glänzenden, zaubrischen Erdichtungen und Romane sind ihm schal, häßlich,

langweilig, prosaisch, die Wahrheit der Wirklichkeit hingegen strahlt für ihn im Verklärungslichte ächter Poesie und Schönheit, wie er seinem Freunde, dem Kapellmeister J. Fr. Reichard versichert: „Der natürliche Lauf der Dinge übertrifft alle Feenmärchen und Zauberkünste.“ (VI, 261.) Auf der andern Seite aber sieht sein Auge, von der Wahrheit geklärt, auch scharf genug, um zu entdecken, daß das, was im Treiben der Welt Wirklichkeit scheint, nur Maske, lügenhafte Erscheinung, keineswegs der wahre, wirkliche Ausdruck des innern Wesens ist. In diesem Sinne hatte er fünf Jahre früher demselben Reichard geschrieben: „Ich sehe die ganze Welt wie einen alten Roman an, der den Titel zu führen verdient: Man muß nicht glauben, was man sieht!“ (V, 248.)

So war also das schlechthinige Streben nach Wahrheit allerdings das Ziel Hamanns; aber den lügnerischen Dünkel, ganz und nur von der Wahrheit beseelt zu sein, wies er, der Wahre, mit Nachdruck zurück. Es liegt ein tiefer Ernst in dem Humor, womit er einen unbekannten, über den Wahrheitssinn sich belügenden Freund nüchtern zu machen suchte: „Kein anderes Interesse als das Interesse der Wahrheit zu kennen — erschrecken Sie nicht über mein aufrichtiges Bekenntnis — von diesem hyperbolischen Interesse habe ich weder Begriff noch Gefühl. Mein hoc erat in votis ist ziemlich individuell und nichts weniger als abstrakt. Heraklitus führte seine Gäste in die Küche und versicherte sie auch allda von der Gegenwart der Götter. Erlauben Sie mir, Sie mit einer ähnlichen Freimütigkeit in meine häuslichen Kleinigkeiten blicken zu lassen.“ (V, 5.)

Nur keine hyperbolische Ueberspannung! keine unwahre Aufblähung! am allerwenigsten unter dem Mantel der Wahrheitsliebe. Die Kleinigkeiten, das betont Hamann, haben auch ihre Wahrheit; sie können und sollen dem hochfliegenden Menschengeiste Dienste leisten, zu denen er seine hohen und bedeutungsvollen Ideen vergeblich anspornt. Dem Stolz des Willens und der Vernunft wird es schwer, diese Wahrheit zu erkennen, noch schwerer, ihr zu gehorchen; denn er lügt uns vor, daß der Mensch groß sei und seiner Größe allein Großes gezieme. Hamann hat sich von dieser

ſchmeichleriſchen Lüge nicht bezaubern laſſen. Sein Auge ſieht die Dinge in ihrer Wahrheit, in den großen das Kleine, in den kleinen das Große. „Die häuslichen Kleinigkeiten“ preiſt er gegen Herder als die ſtarken Mächte, „welche wie der Sand des Meeres den Stolz der Wellen dämmen.“ (V, 291.) Eben ſie rühmt er gegen Reichard, der durch den Tod eines lieben Kindes tief gebeugt war, als die Tröſter, welche mehr aufrichten und wolthätiger wirken, „als alle Anſtrengungen einer männlichen Ueberwindung.“ (VI, 262.)

Am gewaltigſten ward Hamanns Eroberungswut gegen die Lügen, wenn er das Auge auf die eigene Perſon wirft. Die heilige Furcht, ſich ſelbſt und andere über ſein Weſen und ſeine Bedeutung wiſſentlich oder unwiſſentlich zu täuſchen, treibt ihn zu dem öfter ausgeſprochenen Grundſatz: „Schlechter ſcheinen als man wirklich iſt, beſſer wirklich ſein, als man ſcheint, dies halte ich für Pflicht und Kunſt.“ (VI, 339.) „Der Schein des Böſen iſt doch beſſer, als der Schein des Guten, wenn die Welt gar betrogen ſein will und muß.“ (Gild. S. 175.) Da auch dieſe Worte in Hamanns Munde Wahrheit, keine Redensart ſind, wird es dem Uebelwollenden nicht ſchwer, aus Hamanns Selbſtbeurteilung ein widerliches Zerrbild von dem Manne zu entwerfen. Er ſelbſt fühlt, wie leicht Einzelheiten ſeiner ganz ungeſchminkten Selbſtkritik*) falſch verſtanden werden können, wenn man ihren Kern nicht kennt. „Gewöhnen Sie Sich, bittet er Herder, meine Briefe für ſich zu leſen. Ich ſchreibe mit einer Nachläſſigkeit, von der ich keinen andern Zeugen, als einen Vertrauten haben mag.“ (III, 296.) Von den widerſprechenden Trieben und Mächten, die in ihm wogen, pflegt Hamann die ihm ſelbſt widerwärtigen, noch nicht vom neuen Gottesleben völlig überwundenen und zu harmoniſcher Einheit verſöhnten mit Fleiß hervorzuheben, weil er von Paulo weiß, daß, was offenbar wird, Licht iſt. „Ich bin das wunder-

*) Und doch ſagt er von ihr: „Die Selbſtkritik meiner Arbeit iſt vielleicht mehr wert, als die Arbeit ſelbſt, nur ſchade, daß jene weder geſchrieben noch gedruckt werden kann, wie ſich kein Zucker mit Zucker eſſen läßt.“ (VII, 316.)

barſte Gemiſch von extremis!“ ſchreibt er dem Buchhändler Hartknoch (V, 126) und an Reichard: „Ungeachtet ich weder zum Helden noch Märtyrer, noch Mönch, noch Schmarotzer geboren bin, ſo beſitze ich doch eine kleine Anlage zu Allem, und in dieſer Miſchung ſo verſchiedener Elemente beſteht vielleicht die Idioſynkraſie meines Charakters.“ (VII, 194.)

Insbeſondere verhehlte er ſich nicht, daß der edle Himmelsgaſt, ſein mit Gott verſöhnter Geiſt, in einem leimernen Gefängnis wohnte, und weit entfernt, von deſſen Einflüſſen frei zu ſein, von ihm zum Seufzen und Stönen gebracht wurde. Niederdrückend wurde ihm das Gefühl dieſer Krüppelhaftigkeit, wenn — er ſich bewundert, geliebt, erhoben ſah. „Wie ſollte es mir, fragt er Herder, ganz gleichgiltig ſein, daß man an der Celebrität meiner Eitelkeit arbeitet, unterdeſſen ich ſelbſt dem Gefühl der Vernichtung beinahe unterliege?!“ (VI, 254.) An ſeinen Vater: „Gott ſchenke mir Geduld, meinen Lauf zu vollenden. Ich finde hier überall nichts als Galle, und ſelbſt das Gute, was man mir erweiſt, iſt mir zur Laſt. Bei ſolchen Geſinnungen, die ich weder ergründen, noch ihnen abhelfen kann, iſt das Leben eine Folter. Unter allen Bekümmerniſſen gibt es noch Tröſtungen, die meine Seele ergötzen. Harre des Herrn!“ (V, 296.) Die Furcht, daß man höher von ihm denken möchte, als die Wahrheit erlaubt, ließ ihn nicht ruhen, bis er auf die lichte Freudenflamme der Freunde einen derben Dämpfer durch die markige Schilderung ſeiner Gebrechen geſetzt hatte. Als die Freunde in Düſſeldorf und Münſter mit ihrer warmen, ehrfurchtsvollen Liebe dem einſam ringenden Manne bis ans Herz kamen, entwarf er in einem Briefe an Jacobi dieſes Bild von ſeinem Zuſtande: „Meine Säfte ſind verſauert, korroſiv, meine Gefäße verſchleimt, erſtarrt, gelähmt. Ich bin meiner Gedanken, meiner Empfindungen, meiner Organe und beſonders meiner Zunge nicht mächtig. Was andere reizt und aufmuntert, unterdrückt mich und betäubt mich. Ein gekünſtelter Greis, der ſich eben ſo elend zu klügeln als glücklich zu träumen im Stande iſt. Von einem ſo elenden Geſchöpfe erwarte doch nichts, lieber Fritz Jonathan, als ein trauriges Ecce homo! Ich bin mir ſelbſt ekel, und

ſehe alle Liebkoſungen für unnatürliche Erſcheinungen an, die mich irre machen und ebenſo auf mich wirken, wie Licht auf ein krankes Auge. Es iſt weder artig, noch recht ſchicklich, was ich Dir ſage, aber in dem Augenblicke, wo ich es ſchreibe, wahr und aufrichtig.“ (Gild. S. 346). Schon ein Jahr früher hatte er demſelben geſtanden: „Ich quälte mich mit der getäuſchten Erwartung bei der wirklichen Erſcheinung meiner lächerlichen Geſtalt und leeren Figur, daß ich mich ſelbſt nicht auszuſtehen im Stande bin, und je mehr man mir zuvorkommt, deſto verſtockter und ärgerlicher über mich ſelbſt werde, und an allem irre, was mich umgibt.“ (G. S. 79). „Daß ich zu nichts auf der Welt Gottes mehr tauge, wiſſen Sie, heißt es im Briefe an Herder vom 21. Januar 1765. Ich ſchicke mich, ſo gut ich kann, in dieſes kleine Unglück, das mir wenigſtens dazu dienen kann, Andere durch meinen Schaden zu warnen, und wo es möglich iſt, auf Kleinigkeiten aufmerkſam zu machen.“ (III, 324).

Wir brauchen nicht erſt der Quelle nachzugraben, aus welcher die Demut und der Wahrheitsmut zu ſolchem Selbſtgericht gefloſſen ſind. Wir kennen ſie. Es iſt das überwältigende Bewußtſein von der Jämmerlichkeit des alten und der Majeſtät des neuen Lebens, der Drang, jenem Hieb auf Hieb zu verſetzen, damit dieſem Raum gemacht werde. Er gibt die verweslichen Elemente ſeiner Perſönlichkeit mit eigener Hand in den Tod, damit die ewigen erhalten und verklärt werden. Die von ihm oft ausgeſprochene Loſung heißt: Nisi periissem, periissem!

Und weil er der Ueberzeugung lebt, daß viele Zweifel, Sorgen, Nöten mit keinen Gründen, ſondern ſchlechterdings mit einem Bah! abgewieſen und durch Gelächter gehoben werden müſſen, (G. S. 57), darum ſchleudert er derbe, markige Verachtung, bald ſchneidenden bald luſtigen und lachenden Spott gegen alles, was er an ſich noch wurmähnliches, unmenſchliches, ungöttliches entdeckt. — Solches Selbſtgericht geht nicht ohne Schmerzen ab. Aber dieſe Schmerzen ſind kein unfruchtbares Gejammer; ſie ſind die Geburtswehen zu immer höherem Leben, in denen Hamann bis an ſeinen Tod gelegen hat. Darum wird die Klage vom Jauchzen überklungen. Aus dem Schmerz über die imbecillitas hominis

wird fort und fort die Freude über die securitas Dei geboren. Beide Klänge, zu einem Grundton verbunden, ſind das Thema ſeines Lebens, das man durch alle Variationen kräftig durchhört. Hier nur ein Wort an Frau Courtan: „Ich bin ganz ruhig, ſchäme und grämе mich nicht, bin ebenſo gleichgiltig als heftig, nirgends und allenthalben zu Hauſe, kann aus nichts auf der Welt, am allerwenigſten aus mir ſelbſt klug werden; und mitten in der größten Verzweiflung genieße ich einen Frieden, der höher iſt als alle Vernunft und ſo ſicher wie Abrahams Schoß.“ (VII, 267.)

Das ſind die Grundzüge aus dem neuen Leben Hamanns. Das Zeugnis von dieſem Leben und die Darſtellung der Dinge, wie ſie im Lichte dieſes Lebens erſcheinen, iſt die Autorſchaft Hamanns, zu deren Erforſchung wir uns nunmehr wenden.

Allgemeine Charakteristik der Hamannschen Autorschaft.

1. Wurzel und Sele der Hamannschen Autorschaft.

Hamann nennt seine Schriften sehr bezeichnend seine Autorschaft. „Es ist das punctum saliens meiner ganzen Autorschaft gewesen, kein Autor zu sein, als κατὰ τὸ ἔτυμον.“ (V, 88.) Er will also nicht Schriftsteller sein, sondern Autor im eigentlichen Verstande des Wortes, ein Urheber, ein Erzeuger, ein Vater von etwas Neuem, Lebendigem. Seine Schriften sind seine Kinder. „Mit einem geteilten Kinde, sagt er, ist einer wahren Mutter nicht gedient; daher werden alle unsere Opfer als tote vor Gott, auch schon von Menschen, die ganze Leute lieben, im Umgange und in Geschäften, angesehen.“ (Br. 83.) Ich werde daher trotz Hegels Vorschlag*) nicht versuchen, aus den Schriften Hamanns einzelne

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Jahrgang 1828, B. II, 877: „In den Schriften H's. können es nur einzelne Stellen sein, welche einen und zwar jenen angegebenen („das Christentum mit eben so tiefer Innigkeit, als glänzender geistreicher Energie auszusprechen und dasselbe gegen die Aufklärer zu behaupten“) Gehalt haben; eine Auswahl derselben würde wol eine schöne Sammlung geben und vielleicht als das Zweckmäßigste erscheinen, was dafür geschehen könnte, um dem wirklich Wertvollen Eingang bei einem größeren Publikum zu verschaffen.“ Das ist wissenschaftliche Kritik: „nur einzelne Stellen können einen Gehalt haben,“ das andere muß leerer Unsinn sein. Und so spricht ein Denker, wie Hegel!!

Sätze zu ziehen und dieſelben unter dem Titel beſtimmter Kategorien in wohlgeordnete Fächer zu verteilen. Ein ſolches Zerreißen und willkürliches Zuſammenſetzen würde dem Manne wenige Liebhaber gewinnen und keinen Schlüſſel zu ſeinem Verſtändniſſe bieten. Wenn irgend Jemand, ſo muß Hamann in ſeiner Ganzheit und jede ſeiner Schriften in ihrer organiſchen Einheit gefaßt werden. Wie er ſelbſt überall bis auf die Wurzel der Dinge zurückgeht, um ſie zu verſtehen, ſo muß, wer ihn würdigen und genießen will, überall nach der Wurzel ſeiner ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe graben, und muß ſelbſt graben. Einer kann nicht für den andern graben, noch weniger die ausgegrabene wie auf einer Schüſſel herum reichen. Alles, was ſich thun läßt, iſt, vorzugraben, Luſt und Mut zum nachgraben, zum tiefer graben zu machen und den überzeugenden Eindruck zu geben, daß etwas gefunden wird, was des Grabens wert iſt. In dieſem Sinne mögen die folgenden Andeutungen gefaßt werden. Sie wollen nur vorbereiten, nicht zum Ziele führen,*) nur die erſte, allgemeinſte Antwort auf die Frage geben: worin denn eigentlich die Autoren-Größe Hamanns beſtehe? was der Inhalt und Sinn ſeiner verſiegelten Schriften ſei? Sie nehmen dieſe Antwort abſichtlich noch nicht aus den Schriften ſelbſt, ſondern aus den Briefen, in denen Hamann über ſeine Autorſchaft im einzelnen und ganzen jedem einfältigen Auge das nötige Licht gibt. Namentlich hat er am Abende ſeines Lebens, als er ſeine ganze Laufbahn überſah, ſich über den lebendigen Keimpunkt ſeiner Werke brieflich oft und klar ausgeſprochen, beſonders gegen Fr. H. Jacobi, welcher den Schlüſſel zu den Hieroglyphen des Freundes ſo gerne von dieſem ſelbſt erhalten hätte.

---

*) Weitere Ausführungen ſiehe in den Abſchnitten: Vorläufer der Hamannſchen Autorſchaft und Licht über Hamanns Kampf gegen die moderne Philoſophie aus dem Briefwechſel in den letzten Lebensjahren. Uebrigens wird jeder Abſchnitt den Leſer überzeugen, daß jede einzelne Schrift Hamanns nur ein beſonders geſtaltetes Gewächs jener einen Wurzel iſt, zu deren Auffindung dieſer Abſchnitt den erſten Wink geben möchte.

Und dieser Schlüssel? Hamann spricht einmal von der „Genüge und Ruhe, welche man schöpft aus dem geheimen Gespräch und Gemeinschaft der großen Selen, die seit hundert ja tausend Jahren mit uns reden." (I, 503.) Wer in solcher Gemeinschaft mit Hamanns Leben steht, der hat den Schlüssel; denn wie schon angedeutet wurde, ist die Autorschaft Hamanns nichts anderes, als ein Zeugnis vom Leben Hamanns in hamannscher Sprache. Der lebendige Keimpunkt seiner Persönlichkeit und seiner Werke ist ein und derselbe: das durchdringende Bewußtsein vom Wesen des Lebens, des wahren und vollen Lebens. Den Inhalt dieses Bewußtseins zur Charakterisirung der hamannschen Autorschaft in den Hauptpunkten zu entfalten, ist die Aufgabe dieses Abschnitts, wie der vorige denselben mit Rücksicht auf Hamanns Person darzulegen versucht.

Hamann hungert nach Leben, nach Leben auch in der Wissenschaft, der Kunst. Ihn greuelt vor dem Tode, auch in der Wissenschaft, der Kunst. Das erstorbene Gefühl, was Leben, was Tod der Wissenschaft, der Kunst sei, will er erwecken, den Hunger nach Leben auch dem Gedanken des Menschen einhauchen, damit aus ihm lebendige Kinder, nicht wissenschaftliche, philosophische, ästhetische Schemen und Schatten empfangen und geboren werden. Das ist ein Hunger, welcher nur durch das Leben selbst und durch des Lebens wesenhafte Kräfte, nicht durch Begriffe von ihnen gestillt werden kann. So urkräftig dieser Hunger selbst ist, eben so urkräftig ist sein Widerwille gegen alle blos begriffliche Abstractionen, gegen alle philosophische Taschenspielerei, die Wort und Begriff, Begriff und Wesen für identisch erklärt und unvermerkt an die Stelle des Wesens und Lebens einen Begriff und an die Stelle des Begriffs ein Wort setzt. Aus diesem Hunger stammen auch jene kindliche Demut und jener männliche Stolz, welche, scheinbar sich widersprechend, in wunderbarer Einheit als Herz in allen hamannschen Schriften pulsiren: Beugung vor den nahrungskräftigen Mächten des Lebens, Stolz, königliches Bewußtsein der Freiheit gegenüber den nahrungslosen Gedankenschemen, welche die Mitwelt auf den Despotenthron setzte.

Eine der bezeichnendsten Stellen findet sich im Briefe an Jacobi vom Nov. 1784. Nachdem Hamann seine Ansicht ausgesprochen, woher es komme, „daß man Wörter für Begriffe, und Begriffe für die Dinge selbst hält", fährt er fort: „In Worten und Begriffen ist keine Existenz möglich, welche blos den Dingen und Sachen zukömmt. Kein Genuß ergrübelt sich — und alle Dinge, folglich auch das Ens entium ist zum Genuß da, und nicht zur Speculation. Durch den Baum der Erkenntnis wird uns der Baum des Lebens entzogen,*) — und soll uns dieser nicht lieber sein, wie jener, — wollen wir denn immer dem Exempel des alten Adams vielmehr folgen, als uns an seinem Beispiele spiegeln — keine Kinder werden, nicht wie der neue Adam Fleisch und Blut an- und das Kreuz auf uns nehmen? Alle Terminologie der Metaphysik läuft auf dies historische Faktum hinaus, und sensus ist das Prinzipium alles intellectus. . . . Erfahrung und Offenbarung sind einerlei, und unentbehrliche Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinn und Geschichte ist das Fundament und der Boden, — jene mögen noch so trügen, und diese noch so einfältig sein; so zieh ich sie allen Luftschlössern vor. *Δός μοι ποῦ στῶ* — nur keine geläuterte und abgezogene und leere Wörter — die scheu ich, wie tiefe, stille Wasser und glattes Eis." (G. S. 15.) Solche abgezogene, leere Wörter, welche gleichwol eine tyrannische Herrschaft führten, waren ihm die damaligen Vorstellungen von „Vernunft, und reiner Vernunft," die in Wirklichkeit gar nicht existirten, sondern Gedankenbilder der Zeit waren. „Es läuft alles auf die jesuitische Chikane hinaus, mit der Zweideutigkeit des Wortes Vernunft. Ich begreife in aller Welt nicht, wie so ein paar Männer wie Kant und Ehlers aus einem Ton pfeifen, und

*) Etwa zwei Jahre später: „Durch den Baum der Erkenntnis werden wir der Frucht des Lebens beraubt, und jener ist kein Mittel zum Genuß dieses Endzwecks und Anfangs. Die Künste der Schule und der Welt berauschen und blähen mehr, als daß sie im Stande sind, unsern Durst zu löschen." (G. S. 377.)

ſich einer ſo plumpen Liſt bedienen, ihren Gegnern aufzubürden, als wäre von der Vernunft die Rede, die Gottes Gabe und der Charakter der Menſchheit iſt. So ſehr dieſe ganze Sophiſterei in die Augen fällt, ſo ſchwer iſt es, das rechte Ende zu finden, um ſie in ihrer Blöße darzuſtellen. Die Leute reden von Vernunft, als wenn ſie ein wirkliches Weſen wäre, und vom lieben Gott, als wenn ſelbiger nichts als ein Begriff wäre. Spinoza redet von einem Objekt, causa sui, und Kant von einem Subjekt, causa sui. Ehe dieſes Mißverſtändnis gehoben wird, iſt es unmöglich, ſich einander zu verſtehen. Weiß man erſt, was Vernunft iſt, ſo hört aller Zwieſpalt mit der Offenbarung auf." (G. S. 405.) Die reine Vernunft iſt eine Abſtraction ohne Leben; wirklich und lebendig iſt nur die thatſächlich exiſtirende Vernunft, welche Hamann die menſchliche nennt. „Der Kosmopolitismus und Jeſuitismus iſt ein Geſchwür, das in jedem menſchlichen Buſen liegt, und die Berliner Schule ſchwatzt wie ein Kind davon, wie die Kritik der **reinen** Vernunft aus Unkunde der **menſchlichen,***) mit der man anfangen und ſehr bekannt ſein muß, ehe man es wagt, nach jener Perle unterzutauchen und ſie zu fiſchen. Sonſt geht es uns, wie dem Hunde in der bekannten Fabel; über den Schatten verlieren wir den Biſſen, über das Ideal das Reelle, über das Epitheton der Reinigkeit die Sache ſelbſt und ihre Subſtanz. . . . . Unterdeſſen der große Haufe ſeiner architectoniſchen Eitelkeit ſich überläßt auf lockerem Sande, ſo wird es dem kleinen Häuflein ſeiner Jünger nicht an Simonen fehlen, die des Beinamens eines Felſens würdig ſind, weil ſie auf einen ſolchen ihr Syſtem und

*) Hamann ſtellt gern die Begriffe „guter Wille" und „reine Vernunft" zur gegenſeitigen Erklärung neben einander. Beide exiſtiren nicht, ſind Einbildungen des Dünkels; wer ſie dennoch zum Fundamente ſeiner Anſchauung macht, baut Luftſchlöſſer. Weil man beide Begriffe für Fundamente hält, muß Hamann aus Liebe zum Leben dagegen kämpfen. „Was iſt der gute Wille für ein ſchöner Pendant zur reinen Vernunft! Verdienen ſie nicht beide einen Mühlſtein am Halſe? Gottes Barmherzigkeit iſt die einzig ſelig machende Religion, hat Dangeuil zu meinem Freunde in Riga ſehr gut geſagt." (G. S. 364.)

Gebäude gründen." (G. S. 422.) Der lockere Sand sind die Kunstwörter und Begriffe, die man für Dinge ausgibt, der Fels die Gegenstände, das Leben selbst. „Die Wahrheit muß aus der Erde herausgegraben werden und nicht aus der Luft geschöpft, nicht aus Kunstwörtern, sondern aus irdischen und unterirdischen Gegenständen erst ans Licht gebracht werden durch Gleichnisse und Parabeln der höchsten Ideen und transscendenten Ahnungen, die keine directi, sondern nur reflexi radii sein können, wie du aus dem Bacon anführst. Außer dem principio cognoscendi gibt es kein besonderes principium essendi für uns." (G. S. 495.) „Ohne Praxis ist alle Theorie eine taube Nuß, und die aufzubeißen, habe ich meine morschen Zähne zu lieb. . . . Verstand und Erfahrung ist im Grunde einerlei." (G. S. 385.) „Wer keine Erfahrung hat oder braucht, kann sich immer mit den Schellen reiner Vernunft (d. i. dem faulen Holz scholastischer Begriffe von Substanz, Attribut, Modus u. s. w.) die Zeit vertreiben. (S. 61.) Das nennt Hamann ein Reich der Toten, das mit Ideen und Speculationen gegen Data und Facta, mit theoretischen Täuschungen gegen historische Wahrheiten, mit plausibeln Wahrscheinlichkeiten gegen Zeugnisse und Documente ein bloßes Spiegelgefechte treibt." (S. 213.) „Wenn man data hat, wozu braucht man ficta?" (S. 273.) „Geschichte ist die beste und einzige Philosophie . . . Geschichte ist Anfang und Ende." (S. 298. 500.) „Philosophie ohne Geschichte sind Grillen und Wortkram. Aus Exempeln werden Regeln abgesondert, und die Probe der Regeln sind wiederum Exempel. Also Exempel hinten und vorn, oben und unten, und die Regeln in der Mitte." (VI, 223.) „Es ist nicht möglich, ohne Erfahrung klug zu werden. Natur und Kunst haben einen Gang, der sich nicht träumen läßt und a priori nicht eingesehen werden kann." (VI, 189.) Freilich meint er nicht den verweslichen Körper, sondern das Leben der Geschichte. In diesem Sinn sagt er: „Ohne Philosophie gibt es keine Geschichte, und die eine löst sich immer in die andere auf." (VI, 302.) Soviel ist klar: Der Ausgangs- wie der Zielpunkt des hamannschen Strebens ist das thatsächliche Leben. Dringen wir weiter. —

Ein Glied, ein Teil ist nicht das Ganze, und ein Trieb, ein Vermögen, eine Aeußerung des Lebens nicht das Leben selbst. Das ist Thatsache. Darum ließ sich Hamann durch keine vereinzelte Kraft oder Erscheinung des Lebens befriedigen und binden; er verlangte nach Einheit und Ganzheit des menschlichen Lebens,*) und eben deßwegen mußte er der geschworene Widersacher sowol jeder willkürlichen Trennung, als willkürlichen Zusammensetzung einzelner Vermögen des menschlichen Lebens sein. Mit Unwillen fragt er: „Beruht das ganze Geheimnis unserer Vernunft, ihrer Antitheſen und Analogien in nichts, als einer licentia poetica, zu scheiden, was die Natur zusammengefügt, und zu paaren, was

*) Schon in der ersten Periode seiner Entwicklung bezeichnet er als seine innerste Triebfeder die Thatsache: „Ich bin ein Mensch und ziehe mir alle menschlichen Zufälle wie meine eigenen zu Herzen. Homo sum, humani nihil a me alienum puto.“ (Beilage zu Dangeuil.) Aus seiner Lust am ganzen menschlichen Leben rührt sein Widerwille gegen ein Fachstudium, seine jugendliche Schwärmerei für die Universalwissenschaft, daher auch seine Liebe zum Beruf eines Bildners der Jugend, sein flammender Eifer, die Kinder zu ganzen und lebendigen Menschen zu erziehen, daher sein Haß gegen jede Einseitigkeit in der Bildung, wodurch ihm nicht Menschen, sondern Affen oder Zierpuppen gebildet zu werden schienen, was alles schon aus dem obigen kurzen Abriß seines innern Lebens zur Genüge hervorgeht. Aus dieser Lust am vollen ganzen Leben und der Abneigung gegen die Theorie, als eine sehr beschränkte Einseitigkeit des Lebens, erklärt sich auch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er sich, überredet durch seinen Freund Berens, auf das ihm fremde Gebiet des Handels warf. Er wähnte dort das volle Leben zu fassen und allseitig zu verbreiten, was ihm als Erzieher nicht gelungen war. Diese Voraussetzung ist die Sele seiner Beilage zu Dangeuil. Ich hebe nur eine charakteristische Stelle hervor: „Der Philosoph ist kein Bildhauer mehr. Der Gelehrte ist aus den spanischen Schlössern der intellektuellen Welt und aus dem Schatten der Bücherſäle auf den großen Schauplatz der Natur und ihrer Begebenheiten, der lebenden Kunst und ihrer Werkzeuge, der gesellschaftlichen Geschäfte und ihrer Triebfedern zurückgerufen; er ist ein aufmerksamer Zuschauer, ein Schüler, ein Vertrauter des Bauern, des Handwerkers, des Kaufmanns, und durch gemeinnützige Beobachtungen und Untersuchungen sein Gehilfe und Lehrer geworden.“

ſie hat ſcheiden wollen, zu verſtümmeln und wieder zu flicken?“ (G. S. 385.) „Was Gott zuſammengefügt hat, antwortet er ſelbſt an einer andren Stelle (G. S. 496), kann keine Philoſophie ſcheiden, ebenſowenig vereinigen, was die Natur geſchieden hat. Ehebruch und Sodomiterei ſündigen gegen Natur und Vernunft, die Elemente philoſophiſcher Erbſünde, tote Werke der Finſternis mit den Organis unſers innern und äußern Lebens, unſers phyſiſchen Seins = Natur, und metaphyſiſchen Seins = Vernunft.“ Er ſieht mit Schmerz den theoretiſirenden Hang des Menſchen, wodurch unverſehens die lebendigen Realitäten in eine Vorſtellung von ihnen aufgelöſt werden, und ſeufzt: „Leider ſind unſere Geſchöpfe unbarmherzige Verſtümmler der Natur. Gibt es einfache natürliche Punkte, auf die ſich alles reduciren läßt, oder beſteht alles aus mathematiſchen Linien?“ (B. VII, 417.) Die Behauptung, die weſenhafte Natur beſtehe aus mathematiſchen Punkten und Linien, die bloße Gedanken-Annahmen ſind, würde das Leben nicht mehr verſtümmeln als die gang und gebe Anſicht, daß das Menſchenleben in den zeitgeiſtigen Philoſophemen ſeinen Inhalt ausgeſchüttet habe.*)

Alſo ein Liebhaber des einheitlichen, ungeteilten Lebens iſt Hamann. „Nihil humani a me alienum puto,“ und zwar im tiefſten und umfaſſendſten Sinne, war ſein Grundſatz. Nichts Menſchliches halte ich für etwas mir fremdartiges;

*) Wie H. den Despotismus des Papismus und Vernunft-Syſtematismus gleichſtellt, ſetzt er auch die geprieſenen Ueberſchußwerke, die opera supererogationis der römiſchen Heiligen und die Werke, deren die Philoſophie ſich als ihrer beſten rühmt, in Parallele. Beide werden nicht von allen Chriſtenmenſchen gefordert, beide werden als beſonders verdienſtliche betrachtet, beide fließen aus einer von Gott nicht gewollten Verſtümmelung des menſchlichen Lebens, die römiſchen aus dem Mönchsſtande, eheloſen Leben, freiwilliger Armut ꝛc., die philoſophiſchen aus der Abſtraction, die das Denken vom Leben losreißt. „Dergleichen opera supererogationis ſind Mißbrauch und Schande der wahren Philoſophie, welche den Genuß des Lebens veredeln ſoll, Friede und Freude befördern, nicht auf Beſchneidung und Verſtümmlung hinauslaufen.“ (G. S. 240.)

alles Menſchliche erſtrebe ich. „Homo sum! ſagt Alles.“ (G. S. 188.) „Homo sum — das Fundament aller übrigen Verhältniſſe.“ (B. VII, 145.) Es iſt eine Thatſache, daß der Menſch nicht ein blos ſinnliches Weſen iſt, auch nicht ein Weſen, was neben der Sinnlichkeit noch Verſtand und Vernunft hat, oder was empfindet oder zu wollen vermag, oder Triebe zur Kunſt oder Wiſſenſchaft beſitzt u. ſ. w. Alle dieſe Vermögen gehören zum Weſen des Menſchen, aber ſie erſchöpfen dasſelbe nicht; noch viel weniger deckt eine dieſer Anlagen in ihrer Vereinzelung den Begriff Menſch. Verſtand haben, denken können und Menſch ſein, Künſtler ſein und menſchenwürdig leben iſt nicht dasſelbe. Das Menſchenleben birgt in ſeinem Schoße noch ganz andere Kräfte. Erſt der ganze Menſch iſt in Wahrheit Menſch. Wer darum wahrhaft menſchlich handeln, reden, denken will, bei dem muß That, Wort, Gedanke nicht aus einer vereinzelten Kraft des menſchlichen Weſens, wie etwa der Vernunft oder Phantaſie, ſondern aus dieſem ſelbſt entſpringen, aus dem punctum saliens des Menſchenlebens, aus dem innerſten Quellpunkte, dem alle einzelnen Triebe und Vermögen entſtammen, in welchem ſie ihre lebendige Einheit haben, von dem aus ſie auch genährt und beherrſcht werden. Ueber dieſes punctum saliens ſchreibt Hamann an Jakobi: „Mir kommen alle Kräfte unſerer Natur vor gleich den Kriegsknechten im Evangelio, die kommen und gehen und thun nach dem Wort und Wink des Hauptmanns.“ (G. S. 55.) Die einzelnen Kräfte, will er ſagen, haben keine Selbſtändigkeit; ſie ſind abhängig von einer herrſchenden Centralkraft, der eigentlichen Geſtalterin des ganzen Lebens und Charakters, wie jedes einzelnen Triebes. Dieſe muß geſucht, aus ihr alles Einzelne abgeleitet und mit ihr in Verbindung geſetzt werden. Hier wird man ſich an das Wort Göthes erinnern, deſſen ganze Bedeutung dieſem ſelbſt freilich unklar geblieben ſein möchte. „Das Prinzip, auf welches die ſämmtlichen Aeußerungen Hamanns ſich zurückführen laſſen, iſt dieſes: Alles, was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich.“

Alles Vereinzelte ist dann verwerflich, wenn es sich vom Ganzen trennt, von der Urwurzel des Lebens sich nicht mehr tragen, durchdringen läßt, wenn es in den absurden Wahn verfällt, daß es, ein Teil, des Ganzen nicht bedürfe, oder in den noch absurderen, daß ein Teil das Ganze sei, gar mächtiger, wichtiger als das Ganze.

Alles Vereinzelte ist darum verwerflich, weil das Leben seiner Natur nach nur in der Ganzheit und Einheit seine Erhaltung findet, jede Zerteilung aber und Losreißung seiner Organismen von ihrem Mittelpunkte und von einander eine Schädigung des Lebens ist, die mit der Zerstörung desselben endet. Ein einzelner, einseitig sich geltend machender Lebenstrieb kann zwar nach einer Seite hin Großes hervorbringen, immer aber muß das Leben als Ganzes darunter Schaden leiden, und dieser Schaden ist um so größer, je größer die Einseitigkeit ist.

Hamann, der Pfleger und Hüter des Lebens, mußte also jede Lebenskraft sofort als Tod bringende Feindin verfolgen, sobald sie sich vereinzelte, als süffisant erklärte, für den Mittelpunkt des Lebens ausgab, andere Kräfte überwucherte oder verschlang, und also das Leben selbst bedrohte. Er kämpft gegen sie, nicht um sie zu töten, sondern um sie an der rechten Stelle dem Gesammtorganismus einzupflanzen, damit hierdurch sie selbst, wie das ganze Leben gefördert werde. „Ich liebe den Krieg, sagt er, als den Vater des göttlichen Friedens!“ (Br. 90). „Ich bin nicht gekommen, zu richten, sondern das Verlorne zu suchen; und wenn ich das erste thue, so ist es ein fremd Werk für mich, und nichts als die Stimme eines Predigers in der Wüste, der den Weg bereiten will dem Könige unserer Herzen und Neigungen.“ (Br. 57). Es war jener Zeit eigen, daß der spindeldürre Verstand oder die systematisirende Vernunft oder das Phantasiebild, was man Vernunft nannte, sich für die monopolisirten Inhaber der Lebensfülle erklärten, und kraft ihrer eingebildeten Souveränität andere Lebenstriebe, die ihre Wurzel anderswo, wie im Gottesbewußtsein und Gewissen haben, als unebenbürtig verachteten und wie eine Aschenbrödel behandelten. Insbesondere und mit unerbittlicher Feindschaft zürnt Hamann daher

den lauten, aufgeblähten Tonangebern des Jahrhunderts, welche, trunken von der Zeitsünde, den Leuten vorlogen, daß nach den Zeitbegriffen vernünftig sein und Mensch sein einerlei sei, und welche die größeste Lust zeigten, die wunderbare, geheimnisreiche Fülle der Menschennatur bis zur Verständigkeit herabmagern oder in den Schemen angeblicher Vernünftigkeit verschwinden zu lassen, um dann mit dem Unverstande ihres Verstandes die verständig gewordene Welt zu tyrannisiren. Er schilt sie Schinder und Mörder der Natur, und darum auch Mörder der Vernunft und Wissenschaft, und weiß sich bevollmächtigt, den Kindern seiner und aller Zeit zu bezeugen, daß sie — nicht abgezogene Begriffe, daß sie — Menschen seien, ganze, volle Menschen, und berufen, als solche zu handeln, reden, denken. Vergötterte Autoritäten, welche die Menschheit von diesem Berufe durch den Schein der Vernunft und Wissenschaft ablocken, imponiren ihm nicht. Auch Spinoza, den angestaunten, der die volle, lebendige Persönlichkeit in die selbsterdachten Phantasiebilder von Substanz und Attribut auflöst, nennt er unverholen „einen Straßenräuber und Mörder der gesunden Vernunft und Wissenschaft.“ „Komme ich nach Pempelfort, droht er Jacobi, so will ich ihn entführen, wenn du mich auch eines Kirchenraubes deshalb öffentlich anklagen solltest. Philosophi credula natio. Mache dir ein NB. in deinem Seneca. Nat. Quaest. LVI, c. 26.“ (S. 519).

Indeß auch in seiner Ganzheit bleibt das Leben des Individuums stets nur ein Glied des allgemeinen Menschenlebens. Wer nach dem Leben hungert, wird darum dem Gesammtleben der Menschheit sich eingliedern, um von ihm genährt zu werden. Daher Hamanns schon erwähnte Achtung vor der Geschichte, als unserer Lehrerin und Erzieherin, seine Scheu, geschichtliche Thatsachen hinweg oder umzuphilosophiren und philosophischen oder poetischen Bilderkram für Geschichte zu halten. „Wie wollen Sie, fragt er in einem seiner letzten Briefe den würtembergischen Freund Steudel, wie wollen Sie ohne Machtsprüche Jahrtausende gleich Wochen und Momenten behandeln, Centner wie Pflaumfedern weghauchen, und eine ridiculus mus in ein Riesengebirge verwandeln?“ (VII, 417.) Als er den ersten Band von Herders Ideen einer

Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit geleſen hatte, der freilich mehr Herderſche Schatten als Geſchichte der Menſchheit enthielt, ſchrieb er dem Verfaſſer: „Sie ſcheinen mir noch nichts mit der Reife, Ruhe und Humanität, welche ein ſolcher Gegenſtand verdient, geſchrieben zu haben.“ Er wünſcht, „daß ein ſo rühmliches allgemeines Thema nicht durch Privatleidenſchaften und Intereſſen verſtümmelt werde,“ und ſagt dann: „Vom Himmel muß unſere Philoſophie anfangen, und nicht vom theatro anatomico und den Sectionen eines Cadavers ....., damit der Geſichtskreis des Leſers zur Offenbarung unſerer verlorenen und wieder erlangten Würde des göttlichen Ebenbildes erweitert werde... Hier liegen meines Wiſſens die Quellen und Grundideen aller wahren Geſchichte unſers göttlichen Geſchlechts und ſeiner heiligen Beſtimmung zur Herrlichkeit.“ (VII, 148.)

Damit weiſt Hamann, um den Menſchen und deſſen Geſchichte zu verſtehen, über den Menſchen empor. Denn ſelbſt das Geſammtleben der Menſchheit iſt immer nur eine Aeußerung, eine Erſcheinung des Lebens, keineswegs das Leben ſelbſt. Daher trieb ihn der Hunger nach Leben über das Menſchenleben hinaus, um das Urleben zu finden, welches wahrhaft dem Begriff Leben entſpricht, welches ſowol den letzten Grund als die Fülle des Lebens in ſich ſelbſt hat. Denn wiewol ſeine Perſönlichkeit eine ſo hervorragend kräftige war, wie ſie in jedem Jahrhundert ſich nur bei wenigen Männern findet, ſo hatte ihn die Erfahrung doch überzeugend gelehrt, daß ſein Leben nicht den Inhalt des Menſchenlebens, und daß das Menſchenleben nicht den Inhalt des Lebens an und für ſich bildet. Was er ſeinem reichen Leben nicht zugeſtand, wie hätte er das dem weit ärmeren Leben der Stimmführer des Jahrhunderts einräumen ſollen! „Ein Mißtrauen gegen mich ſelbſt, geſteht er, macht mich eben ſo mißtrauiſch gegen die ganze Welt; und dieſes Mißtrauen iſt eine fuga vacui (— d. h. ein Horror vor den leeren, abgezogenen Begriffen und Philoſophemen, überhaupt allem, was leer und nicht mit weſenhaftem Inhalte gefüllt iſt —) die mich deſto feſter an die Vorſehung anſchließt und feſſelt und im eigentlichſten Verſtande macht zu einem gebundenen Knecht

des einzigen Herrn und Vaters der Menschen." (VII, 319). Ohne den, in welchem allein das Leben selbständige Wahrheit und Wirklichkeit hat, ist alles, was man lebendig nennt, hohl und leer, eine schattenhafte, wesenlose Erscheinung. „Eine Welt ohne Gott ist ein Mensch ohne Kopf — ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungsteile." (G. S. 48). „Der allein, welcher ins Herz und ins Verborgene sehen kann, ist das einzige Objekt unserer Begierden und Ideen. Alles Uebrige sind Erscheinungen, wie die Philosophen ganz recht sagen, ohne sich selbst zu verstehen oder verstanden zu werden." (G. S. 313 ff.). „Es ist eher möglich, ohne Herz und Kopf zu leben, als ohne Jesum. Er ist das Haupt unserer Natur und aller unserer Kräfte und die Quelle der Bewegung, die so wenig in einem Christen stille stehen kann, als der Puls in einem lebenden Menschen. Der Christ allein aber ist ein lebender Mensch, weil er in Gott und mit Gott lebt, bewegt und da ist, ja für Gott." (I, 228).

Das Einzelleben des Menschen ist noch dazu nicht einmal gesund, vielmehr von einer ihm feindlichen Macht durchdrungen. Diese Thatsache stand für Hamann unerschütterlich fest. Er hatte zu greifbar erfahren, daß sein kräftiger Eigensinn, das ist, seine Loslösung vom Leben der Gemeinschaft und noch mehr seine Trennung von dem Urgrunde alles Lebens, sein persönliches Leben bis zu dem Grade verwundet hatte, daß er es für unrettbar verloren erkennen mußte. Er hatte neues, wahres Leben nur durch den ewigen, persönlichen Urgrund alles Lebens, durch den lebendigen Gott erhalten, und zwar durch die Offenbarung des Gotteslebens im Sohne Gottes und im Worte Gottes. Die Thatsächlichkeit weder seines neuen Lebens noch der Kraft, durch die es erzeugt wurde, war Hamann Willens, sich hinwegdisputiren zu lassen, und das um so weniger, je mehr dies neue Leben sich entfaltete, sich ihm durch sein Dasein als das ächte Menschenleben bewies, und je offenbarer ihm eben damit die schöpferische und ernährende Wurzel desselben wurde. Das Herz weit öffnend, schreibt Hamann an Jacobi: „Seine unaussprechliche Liebe im Sohn der Liebe ist der Mittelpunkt, die Sonne unsers Systems. Verzeihen Sie, daß

ich Ihnen immer einerlei ſchreibe. Ich wünſchte Sie ſo gern aus den Labyrinthen der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangelii verſetzen zu können, und weiß ſelbſt nicht, wie ich es anfangen ſoll, das trockne ὄν Ihnen zu verleiden. . . . Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang, und ſeine evangeliſche Liebe der Weisheit Ende und punctum. Ein anderes Δός μοι ποῦ στῶ kenne und weiß ich nicht, als ſein Wort, ſeinen Schwur und ſein Ich bin — und werde ſein! worin die ganze Herrlichkeit ſeines alten und neuen Namens beſteht. Heilig und hehr! oder wie Hiob ſagt (36, 26): groß und unbekannt! wie es auf jenem Altar zu Athen geſchrieben ſtand, den Paulus umſonſt den Areopagiten offenbarte, ohngeachtet wir in ihm leben, weben und ſind, und wie Sie ſelbſt ohne Wortſpiel ſagen, die vollkommenſte Liebe." (G. S. 55 ff.) Ebenſo warm iſt folgendes Bekenntnis in einem Briefe an die Fürſtin von Gallitzin: „Alle menſchliche und irdiſche Entwürfe ſind einer höheren Weisheit untergeordnet, die unſerer Vernunft und Erfahrung unerreichbar iſt. Eine willige Unterwerfung unter den göttlichen Willen und eine ſchuldige Aufopferung unſerer eigenſinnigen Wünſche iſt alſo das einzige und allgemeine Hilfsmittel gegen jeden Wechſellauf der Dinge und menſchlichen Urteile, ſie mögen für oder wider uns ſein. Ohne ſich auf Grundſätze zu verlaſſen, die mehrenteils auf Vorurteilen unſers Zeitalters beruhen, noch ſelbige zu verſchmähen, weil ſie zu den Elementen der gegenwärtigen Welt und unſers Zuſammenhangs mit derſelben gehören, iſt wol der ſicherſte und unerſchütterlichſte Grund aller Ruhe, ſich mit kindlicher Einfalt an der lautern Milch des Evangelii zu begnügen, ſich nach der von Gott, nicht von Menſchen gegebenen Leuchte zu richten, die uns ſcheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe; alle unſere Sorge auf den zu werfen, von dem wir die Verheißung haben, daß er für unſer und der Unſrigen Schickſal ſorgen werde, ſich auf den einzigen Mittler und Fürſprecher zu verlaſſen, deſſen Blut beſſere Dinge redet, als des erſten Heiligen und Märtyrers Abel, und uns von dem eitlen Wandel nach väterlicher Weiſe erlöſet hat. — Hierin beſteht das Alpha und Omega meiner ganzen

Philoſophie.*) Mehr weiß ich nicht, und verlange ich nicht zu wiſſen. Trotz meiner unerſättlichen Näſcherei und Neugierde finde ich nirgends — aber in dieſem Einzigen das wahre All und Ganze für Jedermann, ohne Anſehen der Perſon und des Geſchlechts." (B. VII, 404 ff.) Im Chriſtentum alſo fand Hamann Arzenei für das krankende Leben, Stillung für den Hunger nach Leben, jenes „einzige Gericht und Unum necessarium," worauf er ſeine geiſtige Diät einſchränkte (G. S. 170.), aber davon auch ſatt wurde; denn das iſt Chriſtentum, daß die Fülle des Lebens ſich der Menſchheit einverleibt und dieſe jene in ſich aufnimmt. Daher folgendes Wort an Jacobi: „Die Thorheit des Chriſtentums iſt ganz nach meinem Geſchmack und meines Herzens Wunſch, meiner geſunden Menſchenvernunft und Menſchengefühl ſo angemeſſen, wie die Majeſtät des Vaters und Weltrichters, daß alle Altflickereien unſers Jahrhunderts die größten Schandflecke und Brandmale ihrer Unwiſſenheit und Unverſchämtheit ſind. Sapere aude! το παν Αυτος. (Sir. 43, 29.) Alle Fülle der Gottheit hat in einem Kindlein klein, in einer Krippe Raum. . . . Weh uns, wenn es auf uns ankommen ſollte, erſt Schöpfer, Erfinder und Schmiede unſers künftigen Glücks zu werden. Das erſte Gebot heißt: Du ſollſt nicht eſſen! Gen. II, und das letzte: Kommt, es iſt Alles bereit. Eſſet, meine Lieben, und trinket, meine Freunde, und werdet trunken. Aber mathematiſche Gewißheit? — Mit der wird es ſo aus ſein, wenn Himmel und Erde vergehen. Seine Worte aber vergehen nicht, und eben ſo wenig ihre Gewißheit." (G. S. 25 ff.)

„Alles Vereinzelte iſt verwerflich!" Das muß in höherem Sinne hier noch einmal wiederholt werden. Wenn das abhängige Menſchenleben vom ſelbſtändigen Gottesleben ſich los löſt, ſo entzieht es ſich damit ſeine Nahrung, hungert ſich aus und wird ſchließlich ſein eigener Mörder. Hamanns Autorſchaft will dieſe

*) „Es gibt nur Eine gerade Linie und Philoſophie, welche zugleich die kürzeſte iſt. Minimum est, quod scire laboro, ſagt mein alter Perſius." (G. S. 175.) Gott in ſich aufnehmen, das iſt der gerade und kürzeſte Weg, zu Gott und zum Wiſſen von Gott zu kommen.

Thatſache zum allgemeinen Bewußtſein bringen und die Luſt wecken, das Leben des Individuums in das wahre und volle Leben einzugliedern. Sie will die gliedliche Verbindung aufdecken, in welcher alles Einzelleben, das menſchliche wie jedes andere, mit dem Urleben ſteht oder ſtehen ſollte, ſowie den lebendigen Organismus nachweiſen, durch welchen das wahre, abſolute Leben das von ihm geſchaffene Einzelleben mit ſich in Zuſammenhang hält, durch ſich nährt. Man kann auch ſagen: Hamanns Autorſchaft hat den Zweck, die mörderiſche Sucht ſeiner und aller Zeiten zur Vereinzelung, zur Aushungerung und Verſtümmelung des Lebens, auch die unerklärliche Luſt, ſich aushungern und verſtümmeln zu laſſen, in ihrer Wurzel, wie in allen ihren Verzweigungen blos zu legen und einen Hunger nach dem ganzen und vollen Leben zu erwecken.

Hamann ſucht alſo das Leben. Was iſt das Organ, wodurch das Leben aufgefaßt und begriffen wird? Er antwortet wieder: Nicht ein vereinzeltes Vermögen, weder die Sinne, noch die Empfindung, noch die Vernunft, nur das Leben ſelbſt. „Das Leben iſt das Licht der Menſchen.“ „Sensus und vita ſind das principium alles intellectus.“ (G. S. 56.) „Außer dem principio cognoscendi gibt es kein beſonderes principium essendi für uns.“ D. h. nach dem oben mitgeteilten Zuſammenhang und der ganzen Anſchauung Hamanns: die rechte Quelle der Erkenntnis und des Lebens iſt ein und dieſelbe, während nach der landläufigen Orthodoxie der Philoſophen die Vernunft die Quelle der Erkenntnis, aber wahrlich nicht des Lebens iſt. Aus dem Leben fließt die Erkenntnis, nicht aus Verſtand und Vernunft oder einer andern vereinzelten Lebenskraft. Eine Lebensanſchauung, eine Wiſſenſchaft, die aus vereinzelten Vermögen geboren iſt, muß, um Göthes Ausdruck zu gebrauchen, verwerflich ſein. Sie kann niemals zur Wahrheit leiten; ſie muß in die Irre führen. Im beſten Falle wird ſie eine einſeitige, welche Momente der Wahrheit in ſich ſchließt. Hamanns Axiomata beruhen alſo nicht auf einzelnen Kräften, nicht auf den Sinnen, nicht auf dem Gemüte, nicht auf der Vernunft, ſondern auf dem ganzen Leben und deſſen That-

ſachen, auf den Beweiſungen des Gotteslebens im Menſchenleben und deſſen Thatſachen. „Nichts geſchieht umſonſt, hingegen alles muß zu unſerem Beſten dienen: zwei Grundſätze, die fruchtbarer ſind als die principia contradictionis und rationis sufficientis für einen Menſchen, der auf der Welt leben und denken ſoll, weil er Leib und Sele dazu bekommen hat.“ (Br. 89.) „Dies iſt der wahre lapis philosophorum in unſerm pater noster: Fiat voluntas tua!“ (B. VI, 189.) Als eine leichte Krankheit Hamann an der beabſichtigten Auktion ſeiner Bücher zu ſeiner Freude verhindert hatte, ſchreibt er an Jakobi: „Dergleichen individuelle Beweiſe göttlicher Güte und Herunterlaſſung ſind feurige Kohlen und bringen tiefer in die Sele, als das faule Holz ſcholaſtiſcher Begriffe von Subſtanz, Attribut, Modus, und Ens absolute infinitum. Wer keine Erfahrung hat oder braucht, kann ſich immer mit dieſen Schellen reiner Vernunft die Zeit vertreiben.“ (G. S. 61.) „Schmecken und ſehen, wie freundlich der Herr iſt, übertrifft alle Beweiſe, iſt der beſte Dank, Schild und Lohn, den wir dem Geber bringen können. Wohl uns des feinen Herren!“ (G. S. 19.)

Das Leben, inſofern es Organ zur Auffaſſung der Dinge iſt, wird von Hamann Glaube*) genannt. „Daſein iſt Realität, muß geglaubt werden.“ (G. S. 507.) Das gilt ſowol vom körperlichen, als geiſtigen, vom geſchaffenen als ſelbſtändigen Daſein. Glaube iſt alſo nicht eine vereinzelte Lebenskraft, die neben andern oder im Widerſpruch mit andern wirkt; er iſt die Concentration des Lebens, das Central-Organ, welches eben jenes unmittelbaren Eindrucks fähig iſt, auf den, — und nicht auf Schlüſſen, — für uns das Daſein des kleinſten Dinges und des abſoluten Lebens beruht. (B. VII, 419.) Darum kann auch kein Einzelorgan, weder einer der fünf Sinne, noch die Vernunft den Glauben los werden, denn jedes Einzelorgan entſpringt aus ihm und trägt darum, wenn auch oft entſtellt, immer die Natur ſeines Urſprungs an ſich. Auch der abſtrakteſte Denker, der geſchworene

*) Vergl. über den Glauben die zu Eingang dieſes Kapitels ſchon angeführten ſpäteren Abſchnitte.

Feind des Glaubens muß glauben. „Es ist reiner Idealismus (d. h. Einbildung), Glauben und Empfinden vom Denken abzusondern.“ (G. S. 515.) In vielen Schriften weist Hamann, bald mit Ernst, bald mit Humor schlagend nach, daß die Verächter des Glaubens, welche ganz aus Vernunft zu bestehen wähnen, an ihren Unglauben und Aberglauben steif und fest glauben.

So lange eine einseitige Anschauung sich bescheiden in ihren Gränzen hält, läßt Hamann sie in Frieden, wie er an seinen Freund Lindner schreibt: „Da ich ein für allemal Ihre Denkungsart weiß, die ich in allen Würden lasse, weil das Gewissen nicht gebunden sein muß unter wahren Freunden, so werde ich mich aufs strengste darnach richten.“ (Br. 86.) Wer aber eine nicht aus dem Gesammtleben geborene Denkungsart als die allseitige, wahre geltend machen will, der wird gefährlich, und ihm muß mit Ernst gewehrt werden. Mit derselben Energie, mit welcher Hamann den Verstümmlern des Lebens zürnt, kämpft er gegen die, welche vereinzelte Geistesanlagen, also ein verstümmeltes Leben für das rechte Organ zur Erkenntnis des Lebens ausgeben. Wahrhaft zermalmend wird bald sein Zorn, bald sein Spott, wenn die Berliner Nicolaiten mit ihrem Verstande oder spinozistische und kantische Systemmacher mit ihrer Vernunft den Ocean des Lebens fassen wollen, und in die Welt hinaus schreien und schreiben, daß alles, was ihr Verstand vom Leben nicht gefaßt hat, Mysticismus, Obscurantismus u. dgl. m. ist, und mit Fanatismus Proselyten ihrer verständigen Denkungsart machen, die noch siebenmal ärger sind, als sie selbst.

Ist das Leben das Licht des Menschen, das Organ zur Erkenntnis der Wahrheit, so bestimmt die Art und das Maß seines Lebens auch die Art und das Maß seiner Erkenntnis. Nur wer gesundes Leben hat, hat gesunde Erkenntnis. „Von Curiren und nicht Discuriren ist die Rede bei mir jetzt!“ sagt Hamann darum. (G. S. 385.) Nur wer die Fülle des Lebens in sich trägt, besitzt auch die Fülle der Erkenntnis. Wer sich dünkt, die volle Erkenntnis zu besitzen, der ist in Hamanns Augen gerade so wahnsinnig, als wer sich anmaßte, das volle Leben zu haben, Gott zu sein. „Es

gibt keine absoluten Geschöpfe, und ebenso wenig absolute Gewißheit.“ (G. S. 515.) Auch konnte Hamann den Anteil am Leben, den der Mensch hat, unmöglich für gesund halten, denn sein Leben vor seiner Umwandlung war doch eine Thatsache. Und ein Leben, wie er es hinter sich hatte, das mit edler, kräftiger Lust an Freiheit und Selbstgestaltung beginnt, und mit jämmerlicher geistlicher und sittlicher Sklaverei endet, mußte ihm als ein tief krankes erscheinen, als eines, das dem Begriff Leben widerspricht, also Nichtleben, Tod ist. Darum kann er die durch ein solches Leben erlangte Erkenntnis auch nur für eine kranke, unwahre, tote ansehen. Aus der Quelle, aus welcher er sein Leben erhalten hat, schöpft er auch seine Erkenntnis, aus der Fülle des geoffenbarten Lebens, aus dem Worte Gottes. Dieser Weg erscheint ihm als der einzige zur Erkenntnis der Wahrheit. Jeder andere ist ein Irrweg, und wer die Menschen auf einen solchen hinlocken will, ein Verführer, den man entlarven muß.

Endlich noch ein Wort über die Art und Weise, mit der Hamann für das Leben und gegen dessen Zerstückler auftritt. Auch sie ist ein Ausfluß seines Strebens, das Leben in seiner Einheit und Zusammengehörigkeit zu fassen. Zwar sind alle seine Schriften durch einzelne, oft sehr unbedeutende Erscheinungen seiner Zeit veranlaßt, also eigentliche Gelegenheitsschriften; aber er bekämpft niemals blos die einzelnen, tausendfach verschiedenen Gestaltungen des Irrtums, welche heute auftauchen und morgen zerplatzen, damit andere für eben so kurze Zeit an ihre Stelle treten; vielmehr sucht er die allen ephemeren Gewächsen gemeinschaftliche Urwurzel, die bleibt und fortfahren wird, immer neue Schößlinge zu treiben, so lange dieser Aeon dauert. Er deckt das eine Gesetz auf, — lex continui nennt er es mit seinen Gegnern B. IV, 300 ff. — welches in der Wurzel und den tausend einzelnen, großen und kleinen Trieben herrscht. Eben dies ist seine Art auch bei der Darstellung der Wahrheit und des Lebens. Er setzt nicht Einzelerscheinung gegen Einzelerscheinung, sondern Gesetz gegen Gesetz, Wurzel gegen Wurzel, Frucht gegen Frucht. „Ich halte es noch immer, schrieb er kaum zwei Monate vor seinem Tode an Jacobi,

für eine fruchtlose Arbeit, an subordinirten Grundsätzen zu flicken und ihren Widerspruch aufzudecken. Man muß sich schlechterdings entschließen, tiefer zu graben oder höher zu steigen. Wer dazu nicht Herz noch Geduld hat und sein gleichzeitiges Jahrhundert verläugnen kann, dem ist es besser manum de tabula!" (G. S. 637.)

Die Schriften und Systeme, welche Hamann bekämpfte, sind größtenteils längst verschollen und über den Haufen geworfen; aber seine Autorschaft steht mitten in der Gegenwart und wird noch in ferner Zukunft mitten in der Gegenwart stehen. Denn die Irrtümer, welche heute und in hundert Jahren als Weisheit angestaunt werden, die göttlichen Lebenskräfte, welche heute und in hundert Jahren Thorheit und Aergernis sind, haben eben die Wurzeln und Entwicklungsgesetze, welche die Hamannsche Autorschaft aufdeckt.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. Nur das ganze, volle Leben ist das wahre Leben; jede Vereinzelung irgend welcher Lebensmächte muß als eine Schädigung des Lebens bekämpft werden. Abstracte Begriffe sind eben nur dies, nicht Leben, Wesen. Das Organ zur Auffassung und Erkenntnis des Lebens ist wieder nicht ein vereinzeltes Vermögen, sondern das Leben selbst, als Centralorgan Glaube genannt. Nur durch Gemeinschaft am wahren Leben kann wahre Erkenntnis gewonnen werden. Der trügerische Wahn, daß die durch Schulbegriffe gewonnene Meinung die ächte Erkenntnis der Dinge, die Wahrheit sei, ist der grundstürzende Irrtum der Zeit, und es thut not, daß dem faulen Baume der Pseudo-Erkenntnis die Axt an die Wurzel gelegt und der Mensch zum Baume des Lebens hingelockt werde. Das ist das Samenkorn, aus dem die ganze, reiche Ernte Hamanns erwachsen ist; dies auch der Schleuderstein, mit dem er den dräuenden Riesen falscher Wissenschaft in die Stirn getroffen hat. — Hamann selbst spricht sich oft darüber aus: „Meine und meines Vaterlandes Geschichte, mein Haß gegen Babel — das ist der wahre Schlüssel meiner Autorschaft, den ich jetzt selbst überreichen will und ohne den eine Auflage meiner Salbadereien nicht lohnt weder für den Verleger noch für den Autor." (G. S. 199.) „Babel, seine

(Mendelssohns) verpestete Freundin, nicht den philosophischen Hudibras, sondern den genium Seculi des verlogenen Voltaire, seine Apostel und Evangelisten du jour habe ich immer aufs Korn gehabt — und vielleicht ist ihre Stunde gekommen. Wenigstens habe ich nun Hoffnung, nicht umsonst gearbeitet zu haben." (G. S. 229.) „An meinem Willen soll es nicht fehlen, daß die Philosophen, die allgemeinen deutschen Irrlehrer Zeter über mich schreien, von der Ceder bis auf den Moos, der an der Wand wächst." (S. 174.) „Die Charaktere des Pabsttums sind: 1. Despotismus, 2. Infallibilität, 3. Verachtung oder Unterdrückung der Schrift, 4., 5. u. 6. Werkheiligkeit, Aberglauben, Unglauben. Hier ist der Uebergang zu den Vorlesungen und Morgenstunden (Werken Mendelssohns), dem Spinozismo, Pantheismo, dem ganzen philosophischen Vernunft-Schleichhandel, dessen Betrug ich gern augenscheinlich machen möchte, und daß man nicht Unrecht habe, uns vor der Vernunft zu warnen und keiner Gotteslästerung durch eine so nötige Warnung sich schuldig mache, weil die Philosophen den Anfang mit der Sprachverwirrung gemacht, und aus der menschlichen Erkenntnis ein wahres Babel. Vernunft und Schrift sind im Grunde einerlei: Sprache Gottes. Dieses Thema in eine Nuß zu bringen, ist mein Wunsch und das punctum saliens meiner kleinen Autorschaft, die ich vergraben und beerdigen will durch Entkleidung und Verklärung." (G. S. 246 ff.) Hamann wußte sich also berufen, das Leben aus Gott und durch Gott der Sintflut des souveränen menschlichen Vernunft-Dünkels als Damm entgegenzustellen. Wie die Wogen am Felsen, schäumte und spritzte der Grimm des Zeitgeistes an seiner Autorschaft empor. Aber er hat gestanden, wie ein Fels. (Vergl. S. 30.)

Der Grundirrtum aller falschen Philosophie und Wissenschaft der Neuzeit, sowol des Speculativismus als Materialismus besteht in dem doppelten Wahne, daß eine vereinzelte Lebenskraft das Leben, und daß das Organ der Erkenntnis ein vereinzeltes Vermögen sei. In der Speculation herrscht der Betrug, welcher Worte für Begriffe und Begriffe für Wesen ausgibt. Das System, welches mit dem Satze: Cogito, ergo sum begonnen hat, und in welchem die falsche

Philoſophie heutiges Tages gipfelt, hat zum Fundamente das Poſtulat: „Denke! aber abſtrahire von allem Gegenſtändlichen!“ Die Reſultate ſolchen Denkens werden gleichwol für Realitäten, ſogar für die einzigen und wahren Realitäten ausgegeben. Hamann betrachtet ſolche Abſtraction als Hochverrat am Leben des Menſchen. Er ſetzt dem abſtracten Denken als ſein Poſtulat entgegen: „**Lebe!** aber lebe wahrhaft, lebe ganz!“ „Nicht cogito, ergo sum, ſondern umgekehrt, oder noch hebräiſcher*) Est, (Er, das ewige, perſönliche Urleben iſt) ergo cogito, und mit der Inverſion eines ſo einfachen Principii bekommt vielleicht das ganze Syſtem eine andere Sprache und Richtung.“ (G. S. 81.) „Gibt es denn kein anderes Wiſſen als a priori und muß man aus Cogito allein folgern das sum. Dieſer Cartesianismus iſt von Sp. und Wolf übergegangen, und da liegt der Haſe im Pfeffer.“ (G. S. 173.) „Nur nicht über das cogito das edle sum vergeſſen!“ (G. S. 196.) „Denken Sie weniger und leben Sie mehr!“ (B. III, 337.) mahnt Hamann die beiden Freunde Jacobi und Herder, und an J. F. Reichard ſchreibt er: „Ach, wenn Sie wüßten, was in dem Worte Homo sum! für eine Welt voll Ergo's nach meinem Geſchmacke liegt!“ (B. VI, 286.) Nicht aus dem Denken entſpringt das Sein, das Leben, ſondern aus dem Leben das Denken, aus dem geſunden Leben das geſunde Denken. „Das Herz ſchlägt früher als unſer Kopf denkt — ein guter Wille iſt brauchbarer als eine noch ſo reine Vernunft.“ (B. VII, 264.) „Unſere Kinder ſollen erſt Chriſten, (d. h. lebendige, von realen Gotteskräften erfüllte Menſchen —) hernach ſchöne Geiſter, und wenn ſie können, auch Philoſophen werden; nicht umgekehrt, die Pferde hinter'm Wagen angeſpannt!“ (B. VII, 198.)**)

---

*) Bei den Hebräern iſt nicht die erſte, ſondern die dritte Perſon die Grundform. Vergl. B. IV, 303.

**) „Werdet, wie die Kinder, um glücklich zu ſein, heißt ſchwerlich ſo viel, als: habt Vernunft, deutliche Begriffe!“ (G. S. 7.) „Auch im Wiſſen herrſcht eine leidige Plusmacherei. Ein Kind, das nichts weiß, iſt deswegen kein Narr, noch Thier, ſondern bleibt immer ein Menſch in spe.“ (G. S. 16.)

Während die speculative Philosophie aus abstractem Denken die Wahrheit hervorzaubern will, sagt dagegen die materielle Wissenschaft unserer Zeit: „Gebrauche deine Sinne; was sie fassen, das halte für Wahrheit; was über sie hinausgeht, das bezweifle!“ Hier herrscht der Betrug, welcher das Sichtbare, Greifbare für das allein Thatsächliche ausgibt. Dem gegenüber offenbart Hamann die Thatsächlichkeit unsichtbarer, ungreifbarer Dinge und Kräfte, „zu denen sich unsere fünf Sinne wie eben so viel Schweine verhalten“ (V, 83), und fordert: Sei Mensch, voller, wahrer, gesunder Mensch, und gebrauche Deine ganze Menschheit, damit Du die Wahrheit erkennst! Die Voraussetzung seines Postulates ist ihm die Thatsache, daß durch den persönlichen Grund des Lebens jeder Mensch ein wahres, ganzes, volles Menschenleben erlangen kann.

Hamanns Schriften sind also eine gewaltige Auslegung des johanneischen Wortes: „In Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ Wo das Leben und seine Kräfte fehlen, fehlen auch die Organe der Erkenntnis. Wer kein Organ für die Töne oder die Farben, für ächte Männlichkeit oder zarte Jungfräulichkeit, für Gott und Ewigkeit hat, der kann nimmermehr durch seine Vernunft zur Erkenntnis der Töne und Farben, der Männlichkeit oder Jungfräulichkeit, Gottes und der Ewigkeit gelangen. „Ich vermute, daß es in Ansehung gewisser Leidenschaften (vgl. S. 32) und ihrer darauf beruhenden Erkenntnis der Gegenstände Verschnittene gibt von Mutterleibe an, die keines Begriffes, noch Sinnes, noch ihrer Energie fähig sind, wo alle Entwicklung und Cultur verloren ist. Fleisch und Blut kennt keinen andern Gott als das Universum, keinen andern Heiland als einen homunculum, keinen andern Geist, als den Buchstaben. Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben,

Und wem Er's gibt, der hat's umsonst,
Es mag Niemand ererben (Judaismus transcendentalis)
Noch erwerben (Papismus philosophicus)
Durch Werke seine Gnade,
Die uns errettet vom Sterben.“ (G. S. 377.)

Von seinem Mittelpunkte aus umfaßt Hamann alle Gebiete des menschlichen Lebens und Erkennens, zeigt, daß sie Zweige derselben Grundwurzel sind, und daß das Lebensgesetz dieser in allen ihren Erscheinungen sich offenbart. Er ist also, wie Jacobi ihn nennt, ein Pan, ein Kosmos. Was die gläubige Gemeinde unserer Zeit anstrebt, finden wir bei Hamann als kräftigen, lebensfähigen Keim, die Durchdringung der Wissenschaft und ihrer einzelnen Zweige mit dem christlichen Leben, oder richtiger noch die Erzeugung der Wissenschaft aus dem christlichen Leben, also christliche Naturanschauung, christliche Philosophie, christliche Philologie, christliche Pädagogik, christliche Aesthetik, mithin eine Apologetik im umfassendsten Sinne des Wortes, eine Theologie, die Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, christliches Leben und Cultur-Leben in Wahrheit versöhnt. —

Hier ist der Ort, wo ich noch einmal auf das prophetische Wort Göthes zurückweisen muß, das er, anknüpfend an die Schriften des Italieners Vico, über Hamann sagte: „Es ist gar schön, wenn das Volk einen solchen Aeltervater besitzt. Den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden."

Was Vico für die Italiener ist, weiß ich nicht. Aber was unsere neuere, gläubige Wissenschaft ans Tageslicht gefördert hat, das ist in seinen urkräftigen Wurzeln bei Hamann zu finden. Wird erst jene in ihrer ganzen Fülle sich entfaltet haben, und in ungeahnter, erquickender Herrlichkeit dastehen, dann wird man klarer, als jetzt, sehen, daß die Keime in Hamanns Autorschaft liegen.

---

2. Der Leib der Hamannschen Autorschaft.

Wie das Leben, so der Leib. Hamanns Stil ist das Erzeugnis und darum auch der treue Ausdruck seines Wesens. „Die Autorschaft ihrer Muse, rät er darum auch einem Freunde, sei ein Ebenbild ihres Lebens, das Hände und Füße, Kopf und Herz hat." (VII, 265.) Besonders instructiv ist folgende Stelle aus einem Briefe an J. G. Lindner (42): „Die Wahrheit ist

einem Samenkorn gleich, dem der Menſch einen Leib gibt, wie er will, und dieſer Leib der Wahrheit bekommt wiederum durch den Ausdruck ein Kleid nach eines jeden Geſchmack oder nach den Geſetzen der Mode. Es ließen ſich unzählige Fälle erdichten, die einen neuen Schwung der Schreibart beſtimmen könnten. Ein kleiner Zuſatz neuer Begriffe hat allemal die Sprache der Philoſophie geändert; wie die Reizbarkeit in mediciniſchen Büchern und Diſſertationen zu circuliren anfing. Ebenſo wird ein diplomatiſcher und pragmatiſcher Schriftſteller, der gleichfalls gewiſſermaßen ad culmen autoritatis ſchreibt, ſich an die Worte der Urkunden und Vollmachten halten, Mönchsſchrift und runiſche Buchſtaben in ihrem Werte laſſen, und nicht mit ſeinem Donat, ſondern mit ſeinem Kaiſer schismam reden." Hamann iſt im beſonderen Sinne diplomatiſcher und pragmatiſcher Schriftſteller. Das Leben, im umfaſſenden Sinne des Wortes, iſt ſeine Urkunde; ſeine Sprache iſt die ſeiner Urkunde. Daraus bildet er der Wahrheit Leib und Kleid. Es iſt dies im einzelnen näher zu verfolgen.

Hamann wollte durch ſeine Autorſchaft nicht verſtändig, ſondern lebendig machen, denn nur wo rechtes Leben iſt, da iſt auch rechter Verſtand. Er war, wie er ſo oft betont, kein zünftiger Schriftſteller und die Vermehrung der zeitläufigen Wiſſenſchaft war nicht ſein Ziel und Ruhm. „Ich weiß, daß ich unnütz bin, ſchreibt er an J. G. Lindner (Br. 43), aber es iſt Sünde, auch über den Geringſten Racha! zu ſchreien. Gott kann uns Narren ſchelten, aber kein Bruder den andern. Ich predige nicht in Geſellſchaften; weder Katheder noch Kanzel würden meiner Länge etwas hinzufügen. Eine Lilie im Thal und den Geruch des Erkenntniſſes verborgen auszuduften, wird immer der Stolz ſein, der im Grunde des Herzens und in dem innern Menſchen am meiſten glühen ſoll." Hamans Geſchäft war es, Samenkörner voll Lebens auszuſtreuen, und die Verderber des Lebens mit Ernſt zu bekämpfen, damit aus geſundem Leben geſunde Wiſſenſchaft erwachſen könnte. Darum iſt auch ſein Stil nicht verſtändig, belehrend, wiſſenſchaftlich, methodiſch; er iſt lebendig. Die Merkmale des Lebens ſind auch die Merkmale des hamannſchen Stiles. Das Leben beweiſt ſich nicht

durch vernünftige Gründe, ſondern durch ſein Daſein. „Laß den ſchlafenden Brutus von ſelbſt erwachen!“ ſagt Hamann. „Erfahrung iſt doch immer die beſte Schule und Evidenz der beſte Beweis!“ „Gott ſchuf — ohne dieſen Beweis gibt es keinen andern von ſeinem Daſein.“ (G. S. 617. 86.) Er iſt ein Feind der Syſteme und des ſyſtematiſchen Stiles, weil jedes Syſtem die doppelte Todſünde begeht, zu ſcheiden, was Gott zuſammengefügt, und zuſammenzuzwingen, was die Natur getrennt hat, oder weil jedes Syſtem nicht aus dem punctum saliens alles Lebens entſprungen iſt und ſich durch das Leben nährt, entwickelt, berichtigt, ſondern weil es aus dem einſeitigen, durch vorgefaßte Meinung als den Anfang und Inbegriff aller Wahrheit erklärten Grundſatz irgend eines Kopfes ſich mit mathematiſcher odes dialektiſcher Notwendigkeit fortſpinnt, und alſo des Lebens, der Thatſachen, der Erfahrung zu ſeiner Entwicklung oder Berichtigung weder fähig noch bedürftig iſt. Darum ſagt Hamann: „Syſtem iſt ſchon an ſich ein Hindernis der Wahrheit.“ (G. S. 228.) „Jede Anhänglichkeit eines Syſtems iſt ein Sauerteig für die reine, lautere Wahrheit, welcher ſich mit ihrer Milchſpeiſe nicht verträgt. Entwöhnt vom Syſtem müſſen wir werden, und für Säuglinge taugt kein ſtarker Wein. . . . Von jedem Syſtematiker müſſen Sie eben die Denkungsart erwarten, daß er von ſeinem Syſtem wie ein römiſch Katholiſcher von ſeiner einzigen Kirche denkt.“ (G. S. 285.) Darum iſt auch Hamanns Stil nicht ſyſtematiſch, nicht beweiſend, weder mathematiſch entwickelnd, noch dialektiſch darlegend, vielmehr dazu beſtimmt, „den Despotismus des Apolls zu zerſtören, der in demonſtrativiſchen Beweiſen, Gründen und Schlüſſen Wahrheit und Freiheit feſſelt.“ (II, 513.) Die mathematiſch-entwickelnde Methode nennt er das euklidiſche Spinngewebe, das nur klein Ungeziefer verſtrickt, die dialektiſche die platoniſche Mauſefalle. Der Mann, welcher der Ueberzeugung war, daß nur der Beweis, welchen die Sache durch ſich ſelbſt führt, beweiskräftig iſt, mußte einen Horror gegen alle philoſophiſchen Wortbeweiſe haben, denn durch dieſe wird die größte aller Gaukeleien getrieben, nämlich das Wort für die Sache ſelbſt erklärt, daher man, was durch Worte

bewieſen iſt, für wirklich bewieſen ausgibt. „Ich bin nicht beredt genug, iſt Hamanns Bekenntnis, ein Hirngeſpinnſt wahrſcheinlich zu machen.“ (II, 189.) Man denkt unwillkürlich an die feine, göthiſche Verſpottung dieſes trügeriſchen Spieles mit Worten:

Im ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein. — —
Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Dieſe philoſophiſche Gaukelei, der ſtatt des Weſens ſtets „ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht,“ vollſtändig zu entlarven, iſt eine Haupt-Aufgabe Hamanns. Bei ſeinen betreffenden Schriften werde ich darauf zurückkommen. Hier nur einzelne Aeußerungen aus ſeinen Briefen: „So viel Hoffnung ich ſelbſt habe, teile ich Dir brüderlich mit, auch den Grund meines Glaubens, nicht in mir, ſondern außer mir, der allein durch die That ſich rechtfertigen und ſich ſelbſt beweiſen muß. Alle übrige Beredſamkeit iſt Sophiſterei, die ſich durch gute Worte nicht widerlegen läßt, ſondern durch die Kraft der Sachen. Fehlt mir die, ſo will ich lieber ſchweigen.“ (G. S. 518.) „Vernunft iſt für mich ein Ideal, deſſen Daſein ich vorausſetze, aber nicht beweiſen kann durch das Geſpenſt der Erſcheinung der Sprache und ihrer Wörter. Durch dieſen Talisman hat mein Landsmann (Kant) das Schloß ſeiner Kritik aufgeführt und durch dieſen allein kann der Zauberbau aufgelöſt werden. Es lohnt nicht, ein Wort weiter zu verlieren, bis man einig darüber iſt, was jeder durch Vernunft und Glauben verſteht, nicht was Hume, Du und ich und er verſtehen, ſondern was die Sache iſt, und ob es eine iſt. Ein allgemeines Wort iſt ein leerer Schlauch, der ſich alle Augenblicke anders modificirt und überſpannt platzt und gar nicht mehr Luft in ſich behalten kann, und lohnt es wohl, ſich um ein dummes Salz, um einen

Balg zu zanken, der ohne Inhalt iſt? . . . Die Sprache iſt die Verführerin unſers Verſtandes und wird es immer bleiben, bis wir auf den Anfang und Urſprung und des olim wieder zurück und zu Hauſe kommen. . . . *Νῆφε καὶ μίμνας ἀπιστεῖν* an alle dergleichen Hirngeſpinnſte, (— daß nämlich Worte und Syſtem die Sache und die Wahrheit ſind —) Worte und Zeichen de mauvaises plaisanteries mathematiſcher Erdichtung zu willkürlichen Conſtructionen philoſophiſcher Fibeln und Bibeln, welche dürftige Elemente ſind, das geoffenbarte Wort zu verſtehen, ebenſo wenig Schlüſſel des Sinnes, des Begriffes, als Charaden Definitionen eines Wortes ſind. Den kleinſten Satz von Zweideutigkeiten zu befreien, iſt keine leichte, ſondern die ſchwerſte Arbeit." (G. S. 513, 516 ff.) „Die Metaphyſik hat ihre Schul- und Hofſprache; beide ſind mir verdächtig, und ich bin weder im Stande, ſie zu verſtehen, noch ſelbſt mich ihrer zu bedienen. Daher ich beinahe vermute, daß unſere ganze Philoſophie mehr aus Sprache, als Vernunft beſteht, und die Mißverſtändniſſe unzähliger Wörter, die Proſopopöien der willkürlichſten Abſtractionen, die Antitheſes *τῆς ψευδωνύμου γνώσεως*, ja ſelbſt die gemeinſten Redefiguren des sensus communis haben eine ganze Welt von Fragen hervorgebracht, die eben mit ſo wenig Grund aufgeworfen, als beantwortet worden." (G. S. 21.)*)

Ein ſolcher Mann kann keine Schreibart haben, die durch Worte und Begriffe beweiſen und mit Syſtemen die Wahrheit fangen und dahinein bannen will. Er läßt ſich mit Männern des

*) Hier noch einige andere Stellen: „Du hängſt überhaupt zu viel an Kunſtwörtern der philoſophiſchen Sprache, die in meinen Augen nicht viel beſſer als wächſerne Naſen ſind. Und hierüber iſt Spinoza das deutlichſte Beiſpiel." (G. S. 541.) „In meinen Augen iſt ſchon Spinozas Aberglauben an die mathematiſche Form ein Blendwerk und eine ſehr unphiloſophiſche Gaukelei." (S. 121.) „Wenn man einander nicht verſtehen will noch kann, ſo hilft alles Reden nicht, ſondern macht nur das Uebel ärger. Je mehr Worte, deſto mehr Stoff zu Misverſtändniſſen; Worte ohne Begriffe und Begriffe ohne wirkliche Gegenſtände." (S. 509.)

Systems über Einzelheiten gar nicht in einen Kampf ein, sondern sucht allezeit, die Axt an die Wurzel zu legen, wie er einmal sagt, er müsse sich mit der Axt in der Hand den Weg bahnen. „Das Leben ist so kurz und köstlich, schreibt er an Jakobi (G. S. 240), daß es Schade ist, es mit Katzbalgereien, mit gelehrten Wortkriegen zu verfudeln.“ „Man muß nicht jedem Narren zu Gebote stehen, der sich um eine halbe oder viertel Wahrheit mit uns balgen will! Die Wahrheit verträgt sich nicht mit dergleichen Katzbalgereien.“ (Daf. 184.)

Es würde also sehr thöricht sein und wenig Verständnis der Bedeutung Hamanns bezeugen, wenn man ihm vorrücken wollte, daß sein Stil zu wenig systematisch, demonstrativ, methodisch sei. Hamann, der Vertheidiger des Lebens gegen System und Abstraction, konnte nur einen mimischen Stil haben, wie er ihn nennt, der das Leben darstellt, wiedergibt. „Eine stumme Mimik war das ganze Spiel meiner Autorschaft.“ (VII, 340.) Anderswo nennt er diesen Stil auch die äsopische und sokratische Sprache,*) und wer sie versteht, dem tönt sie um eben soviel schöner als die systematische, wie das Leben schöner ist, als das System.

Wie das Leben seinen Inhalt hinstellt, so spricht Hamanns mimischer Stil die Thatsachen und Geheimnisse des Lebens einfach aus, — er gibt Orakelsprüche, sybillinische Worte, feucht Rätsel, hat man gesagt, — und überläßt es ihnen, sich selbst zu beweisen und zu erklären. Daher fehlen bei ihm, wie er sich einmal ausdrückt, die Brücken und Fährten der Methode. Seine Sätze stehen da, wie Inseln im Meere, die tief im Grunde eine feste Verbindung haben, wiewol kein Auge dieselbe sieht. Wo Buffon in seiner Abhandlung über den Stil von der allgemeinen Anordnung der Grundideen und Hauptbegriffe spricht, welche der Ordnung, in welche man seine Gedanken zu stellen sucht, vorangehen müsse, bemerkt Hamann: „Man denke hier an kein Spinngewebe von Dispositionen, welches alles auf einen groben Mechanismum und leidigen

*) „Die äsopische und sokratische Sprache verschönert sich als ein Organon ächter, lebendiger, verhältnismäßiger Vernunft.“ (G. S. 508.)

Materialismum des Schul- und Modewitzes hinausläuft; sondern hier ist eigentlich die Rede von demjenigen, was nach der Analogie der ganzen Natur und ihrer Organisation zum Leben, das punctum saliens und die prima stamina des Embryons in der Sele eines Autors vorstellt." (IV, 452.) Aus dem punctum saliens entwickelt sich der ganze Mensch, aus dem Keime die ganze Pflanze, aber nicht systematisch, sondern organisch. So läßt Hamann aus der Wurzel jeder seiner Schriften diese selbst lebendig erwachsen. Er schreibt an Jacobi (G. S. 137): „Der Titel ist für mich kein Schild zum bloßen Aushängen, sondern der nucleus in nuce, das Senfkorn des ganzen Gewächses. Hinc illae lacrimae, über diese Kleinigkeit erst mit mir selbst einig zu werden. Entwicklung und Ausfüllung überlasse ich den Säften des Lebens und Einflüssen der Witterung und des Himmels. Aus lecta potenter re fließt von selbst facundia und lucidus ordo. Diese meine methodum arcanam werde ich nun freilich nicht den Bürgermeistern und Philistern der allg. deutschen Bibliothek auf die Nase binden. Lassen sie sich mit ihrem Moses (Mendelssohn) die Köpfe zermalmen." Was er von der Bibel sagt, deren Sprache, wie wir sogleich sehen werden, unser Wörterbuch sein sollte, das muß nach seiner Ueberzeugung von jedem ächten, lebendigen Stil gelten. „In der Bibel finden wir eben dieselbe regelmäßige Unordnung, die wir in der Natur entdecken. Alle Methoden sind als Gängelwagen der Vernunft anzusehen und als Krücken derselben. Die Einbildungskraft der Dichter hat einen Faden, der dem gemeinen Auge unsichtbar ist, und den Kennern ein Meisterstück zu sein scheint. Alle verborgene Kunst ist bei ihm Natur. Die h. Schrift ist in diesem Stücke das größte Muster und der feinste Probestein aller menschlichen Kritik." (I, 118.)

Mag das Leben oft sehr verworren, zusammenhanglos, unsystematisch erscheinen, es hat dennoch eine innere Einheit und Harmonie, die den entzückt, der sie sieht. Hamanns Sprache ahmt dem Leben nach. „Ich hoffe es noch bunter zu machen, versichert er, und dadurch eben die Einheit zu befördern, welche in der innern Oekonomie mehr als in der äußern liegen muß." (G. S. 174.)

„In meinem mimiſchen Stil, ſchreibt er an Kant, herrſcht eine ſtrengere Logik und eine geleimtere Verbindung als in den Begriffen lebhafter Köpfe. Ihre Ideen ſind wie die ſpielenden Farben eines gewäſſerten Seidenzeuges, ſagt Pope. Jedes Thier hat im Denken und Schreiben ſeinen Gang. Der eine geht in Sätzen und Bögen, wie eine Heuſchrecke, der andere in einer zuſammenhängenden Verbindung wie eine Blindſchleiche im Fahrgeleiſe, der Sicherheit wegen, die ſein Bau nötig haben ſoll. Der eine gerade, der andere krumm. Nach Hogarths Syſtem iſt die Schlangenlinie das Element aller maleriſchen Schönheiten, wie ich es aus der Vignette des Titelblatts geleſen habe.“ (Br. 49.)*)

Ebenſowenig, wie durch Syſtem und Methode, ſoll die Sache durch den Schein der Form geſchminkt oder geſtützt werden. Ein ſchöner Stil iſt ihm nur der wahre Stil, der die Sache ſprechen läßt. Sogenannte Schönheit ohne wahren Inhalt war ihm ein Greuel. „Schön geſchrieben, ſagt Jedermann, wenn man mit der Sache nicht recht einſtimmen kann. Ein ſolches Lob iſt die ärgſte Beleidigung für mich.“ (G. S. 508.) „Schwung, Witz und all das Zeug ſind entzückende Dinge und ſehr willkommene Vorzüge, wenn wir die erſte, die beſte Leiche oder Schönheit zu beſingen haben; wenn Witz, Schwung und all das Zeug aber zu höheren Gegenſtänden gebraucht wird, und zu mehr als Theaterfabeln; ſo iſt es eine vernünftige Raſerei und eine extatiſche Selbſtliebe — ein excentriſcher Stolz. Wie ich mit Wörtern ſpiele, ſo gibt es Leute, die mit Begriffen ſpielen.“ (Br. 45.)

---

*) Hier noch eine Stelle: „Gehört nicht eine große Selbſtverleugnung dazu, ein Stück zu liefern, das durch ſo feine Empfindungen, durch ſo flüchtige Gedanken, durch ſo ſchnelle Bewegungen der Sele, durch ſo unmerkliche Beziehungen verbunden iſt, daß es ganz ohne Verbindung, und beſonders für diejenigen ohne Verbindung zu ſein ſcheint, die nicht dazu gemacht ſind, in den nämlichen Umſtänden das nämliche zu empfinden? Seine Arbeit iſt für 99 Leſer verloren; für dieſen Verluſt aber wird er durch den Gewinn des hundertſten getröſtet. Was für eine Blindheit gehört dazu, 99 gegen 1 aufzuopfern? (Br. 89.)

Einer Autorſchaft, deren Urſprung das Leben und deren Ziel die Verbreitung des Lebens iſt, ſteht eine Sprache zu Gebote, die ſich ſo mannigfaltig, wie das Leben ſelbſt geſtaltet, während die Sprache der Syſteme und Methoden ihrer Mutter an Einſeitigkeit gleicht. „Wir können, ſchreibt Hamann ſeinem Bruder (Br. 68), das Verderben unſeres Nächſten nicht ſehen, ohne an unſer eigenes zu denken, und dieſe Rückſicht beugt uns, und dieſe Demütigung gibt unſerm Geiſte Kräfte und macht uns zu Wendungen aufgelegt, die ein gerad und ſteifdenkender Philoſoph nicht nachzumachen im Stande iſt."

Wie überall, wo Leben herrſcht, höhere Geſetze die niederen aufheben, ſo hielt Hamann dafür, daß in einem lebendigen Stil die Regelrechtigkeit des Syſtems und der Methode vor höhern Forderungen ſchweigen müſſe. „Aergern Sie ſich nicht, rät er J. G. Lindner (Br. 86.), an meinen détours, Cäremonien, krummen Wegen, und wie Sie Alles zu nennen belieben, was ich thue. Das Decorum iſt die grand master-piece to observe für Jeden. Das höchſte Decorum beſteht öfters in Beleidigung des ſubordinirten, und Convenance bricht öfters die feierlichſten Conventions." Er vergleicht dann manches Unverſtändliche ſeines Stiles mit den krummen Wegen, die Moſes das Volk gehen ließ, um ſie zum Ziel zu bringen, und worüber daſſelbe ſo aufgebracht wurde, daß auch das Zeugnis der Wolken- und Feuerſäule Moſis Anſehn nicht ſchützte. „Aber hier heißt es abermals, was machſt Du aus Dir ſelbſt? Biſt Du Moſe? Du biſt ein eitler Oelgötze, und Deine Muſe eine Mohrin, eine Hottentottin. Geſellen Sie Sich nicht zu dem Haufen derer, die läſtern, da ſie nichts von wiſſen." „Das Leben des Stiles, ſagt er, hängt von der Individualität unſerer Begriffe und Leidenſchaften ab und von derſelben geſchickten Anwendung zur Erkenntnis und Offenbarung der Gegenſtände durch gleichartige Mittel." (IV, 463.)

Der horaziſche Spruch: Scribendi recte SAPERE est et principium et fons und das bekannte Wort Buffons: Le stile c'est l'homme, beide durch ſeinen Geiſt vertieft und verklärt, ſind Hamanns Loſung. (IV, 451 ff.)

Wer das Leben nicht faßt, an dem rauſcht es ſcheinbar gleichgiltig, ſtolz vorüber; wer es aber feindlich angreift, gegen den weiß es ſich zu behaupten. Es wird ſtreng, kräftig, niederſchmetternd. So iſt Hamanns Stil; ſtolz gegen die Gleichgiltigen, ſchrecklich gegen die Feinde des Lebens. Sein Wort iſt ſeine Waffe. Es iſt bald haarſcharf, wie ein Schwert, bald geflügelt, ſpitz, widerhakig, wie ein Pfeil, bald wuchtig, wie die Keule eines Herkules, bald unſcheinbar, unbedeutend, aber gefährlich, treffend, wie Davids Schleuderſtein. Er vergleicht ſeine Muſe mit der Heldin, die den Feind und Tyrannen des erwählten Volkes niederſtreckte. „Milch gab ſie, ſchreibt er ſeinem Bruder bei Ueberſendung der Erſtgeburt ſeiner Autorſchaft, Milch gab ſie, da er Waſſer forderte; Butter brachte ſie dar in einer herrlichen Schale. Sie griff mit ihrer Hand den Nagel und mit ihrer Rechten den Schmiedehammer. Tritt, meine Sele, auf die Starken! heißt es in dem Liede Deborä." (Br. 65.) Ein andermal ſagt er: Seine Feder, ſein Stil ſollen ihm denſelben Dienſt gegen die Sophiſten der Zeit und die Prieſter im Tempel des Bon Sens und der Raison publique leiſten, den Simſon, der hebräiſche Herkules, im Streit mit den Philiſtern vom Eſelskinnbacken und den Feuerbränden hatte, oder Moſes, der Geſetzgeber mit ſchwerer Zunge, im Handel mit Pharao und deſſen Zauberern von ſeinem Stabe.*) Oder er vergleicht ſeine kleinen Schriften mit Pechküchlein, welche den Götzen der Zeit zum Platzen bringen ſollen, wie einſt den Drachen zu Babel. (II, 8. G. S. 415.) Oder er redet „feurige Kohlen auf den Haarſchädel derjenigen, welchen die Wahrheit zum Stein des Anſtoßes gereicht und die ſich daran ärgern, wodurch ſie gewitzigt und gebeſſert werden könnten." (II, 165.) Ein andermal brummt er wie ein ſarmatiſcher Bär und ſchleudert die Fliegen von ſeiner empfindlichen Naſe, die

*) B. II, 350, Lettre néologique; IV, 151, Lettre perdue; II, 434 u. ſ. w. „Möcht Mendelsſohn ſich nur gelüſten laſſen, ſich an meinen pudendis mit ſeinem metaphyſiſch-äſthetiſchen Scheermeſſer zu vergreifen; ich will mich meiner Haut mit ſeines Landsmanns Kinnbacken ſchon wehren." (G. S. 25.)

ihn verfolgen. (Daſ.) So oft er in den Streit zieht, niemals kommt es ihm in den Sinn, „mit parfümirtem Pulver und Blei zu ſchießen," (II, 178), was man ihm oft für Grobheit ausgelegt hat. — Summa: „Ad oculum et unguem Wahrheiten und Lügen demonſtriren, rühmt er, iſt meine Sache nicht. Bei mir iſt von Sturmwinden die Rede, die man ſauſen hört, ohne ſelbige anders als an den Wirkungen ſehen zu können, und die in den Lüften herrſchen, ohne daß man ihre Geſtalt, Anfang und Ende mit den Fingern zeigen kann." (V, 270.) Aber wie Hamann den Krieg nur liebte als den Vater des göttlichen Friedens, ſo ſoll ſein geharniſchter und zweiſchneidiger Stil nur das wuchernde Unkraut töten, um dem Leben Raum zu verſchaffen. „Ich habe mich entſchloſſen, ſchreibt er an Jacobi (G. S. 277.), den alten Sauerteig meiner alten Art und Natur völlig auszufegen .... Ihr „Allzuſcharf ſchneidet nicht!" machte mir eine tiefe Wunde und drang ins lebendige Fleiſch und Gefühl; aber die leidenſchaftliche Heftigkeit und Bitterkeit ſchien mir die wahre Urſache zu ſein, welche meinen Ton ſo verſtimmt hatte. Die ſtrenge Gerechtigkeit ſelbſt iſt nicht lieblos. Selbſterkenntnis iſt und bleibt das Geheimnis ächter Autorſchaft. Sie iſt der tiefe Brunnen der Wahrheit, die im Herzen, im Geiſte liegt, von da in die Höhe ſteigt, und ſich wie ein dankbarer Bach durch Mund und Feder ergießt, wolthätig ohne Geräuſch und Ueberſchwemmung." Sind ſeine Schriften „Eſſig, der Alpen aufthaut, wie Livius lehrt," die himmelhohen, für unbeweglich geltenden Bergketten des Vernunftdünkels und deſſen Satzungen ſprengt, ſo ſind ſie auch „Moſt, der Jungfrauen zeugt," (III, 137.) und Liebesdienſte an den vom mörderiſchen Zeitgeiſte Verſtümmelten. „Wie meine Muſe, ſchreibt er an Herder, eine der barmherzigen Schweſtern iſt, ſo läuft der Inhalt aller meiner Blätter auf eine barmherzige Kunſtrichterin hinaus, aber ohne Anſehen der Perſon." (VII, 205.)

Hamanns Leben war, wie wir wiſſen, kein iſolirtes. Es ſtand im Zuſammenhang mit allem, was Leben heißt, mit dem Leben der Natur, der Menſchheit, Gottes, und zog daraus ſeine Nahrung, verwandelte es in ſein Fleiſch und Blut, in ſein Leben. Ganz

ſo iſt ſein Stil. Er lebt und webt in den Analogien, Bildern und Gleichniſſen aus allen Gebieten des natürlichen Lebens. Wer wenig von Hamann weiß, dem iſt wenigſtens nicht unbekannt, daß ſeine Schriften mit Anſpielungen auf die Geſchichte aller Zeiten und mit Ausſprüchen von Autoren jedes Jahrhunderts und Volkes geſättigt ſind. Citat ſteht neben Citat; doch iſt dieſe Zuſammenſetzung keine mechaniſche Moſaikarbeit, ſondern das Leben des Stils, gleichwie die Lebenserfahrungen und Anſchauungen der Menſchen vor ihm und um ihn nicht wie Waaren in einer Jahrmarktsbude in ſeinem Gedächtniſſe lagen, ſondern ſein eigenſtes Beſitztum oder Mittel zur Entfaltung ſeines Weſens geworden waren, wie er einmal ſagt: „Ueberall iſt meine Weide. Mir ſchmeckt auch Alles.“ (G. S. 522.)

Wir haben Hamann ſelbſt erzählen hören, daß er durch die Offenbarung Gottes zu dem wahren, neuen Leben geboren worden, daß dieſe ſeine Mutter auch allezeit ſeine vornehmſte Nährerin geblieben iſt. Es iſt alſo ganz natürlich, daß auch die Sprache Hamanns aus der Bibel geboren und durch ſie genährt und gereift iſt. Wie die Bibel die Mutter des neuen Hamanns, ſo iſt die Bibelſprache ſeine eigenſte Mutterſprache. Wäre ſie nicht, ſo wäre Hamann faſt ſtumm. Er hätte kein Mittel, ſein Leben zu offenbaren. Was in ihm ſich regte und bewegte, fand ſeinen beſten Ausdruck in den Geſchichten, Bildern, Gleichniſſen der Bibel. „Die h. Schrift, bemerkt er zu 1 Petri 4, 11, ſollte unſer Wörterbuch, unſere Sprechkunſt ſein, worauf alle Begriffe und Reden der Chriſten ſich gründeten, woraus ſie beſtänden und zuſammengeſetzt würden.“ Wer die Bibelſprache nicht verſteht, für den muß Hamanns Stil wie eine fremde Zunge tönen.

Die beiden letzteren Punkte zuſammenfaſſend, ſchreibt Hamann an J. G. Lindner (Br. 53): „Meine Briefe ſind vielleicht ſchwer, weil ich elliptiſch wie ein Grieche, und allegoriſch wie ein Morgenländer ſchreibe. Ungelehrigkeit, die keine Anwendung von meinen Figuren machen und meinen Fleiß im analyſiren auf ſich deuten will, iſt eben ſo eine ſchlechte Exegeſis als Leichtfertigkeit, wodurch der Sinn meiner Einfälle nur noch mehr vereitelt wird! . . .

Ein Laie und Ungläubiger kann meine Schreibart nicht anders als für Unsinn erklären, weil ich mit mancherlei Zungen mich ausdrücke, und die Sprache der Sophisten, der Wortspiele, der Creter und Araber, Weißen und Mohren und Creolen rede, Kritik, Mythologie, rebus und Grundsätze durcheinander schwatze und bald κατ' ἄνθρωπον bald κατ' ἐξοχήν argumentire. Der Begriff, den ich von der Gabe der Sprachen hier gebe, ist vielleicht so neu als der Begriff, den Paulus vom Weissagen gibt, daß nämlich selbiges in der Parrhesie und ἐξουσία also zu strafen und zu richten bestände, daß das Verborgene des Herzens offenbar würde und der Laie auf sein Angesicht fiele, Gott anbetete und bekennte, daß Gott wahrhaftig in uns sei."

Das Leben ist Thatsache, weder Theorie, noch Problem. Nicht Beweise beweisen das Leben, sondern das Leben ist die Mutter der Beweise. Wer das Leben und seine Thatsachen nicht anerkennt, sie bezweifelt oder gar hinweg beweisen will, über den schreitet das Leben in stiller, stolzer Majestät hinweg und vorwärts. Es kann auf den klugen Thoren nur lächelnd oder spottend herabschauen, und läßt die Steine, womit es getroffen werden soll, ruhig auf des Werfers eignen Kopf fallen. Will man begrifflicher und weniger bildlich reden, so kann man auch so sagen: Die Thatsache ist dem Räsonnement stets überlegen, und diese Ueberlegenheit äußert sich als Ironie, sobald das Räsonnement sich als die überlegene Macht gerirt, und seine Demonstrationen für Fakta ausgibt. — Hieraus erklärt sich die kräftige Ader der Ironie und des h. Spottes, die in Hamanns Schreibart pulsirt. „Wenn die Narren sind, schreibt er an Jacobi (G. S. 229), die in ihrem Herzen das Dasein Gottes leugnen, so kommen mir die noch unsinniger vor, die selbiges erst beweisen wollen. Wenn das Vernunft und Philosophie heißt, so ist es kaum eine Sünde, selbige zu lästern." Er führt dabei einen Reim an, der ihm von frühester Jugend an wie ein Nagel im Gedächtnisse sitze:

Wie mag der Schöpfer nicht in seiner Allmacht lachen,
Wenn sich das Nichts zu Was und Ihn zu Nichts will machen!

Er, der die Thatsache hat und hält, von ihr lebt, muß die ver-

ſpotten, welche ſich im Schweiß ihres Angeſichts oder mit grimmigen Geberden abarbeiten, den innerſten Kern des Lebens als Unvernunft und Tod zu verſchreien. Mit demſelben Winde, womit ſie das Licht des Lebens auszulöſchen vermeinen, bläſt er ihr glimmendes Döchtlein aus. Seine Ironie wird um ſo gewaltiger, je dünkelhafter der Verſtand ſich gegen das Leben aufbläht. Sind die Reden des aufgeblähten Verſtandes noch dazu nicht einmal Original, ſondern Papageienwerk, ſo hält Hamann den Spott für die einzige Sprache, mit der man antworten muß. „Wer wie die Kinder hinten nach denken und Andern nachplappern will, und ſich doch auf das Forum der Vernunft beruft, der muß gegeckt und nicht widerlegt werden, muß mit der Schule der Roſſe und Mäuler vorlieb nehmen, muß zum Narren gemacht werden und ſich ſchämen lernen, wenn er nicht denken lernen will.“ (Br. 58.) Mit welcher Gewiſſenhaftigkeit Hamann übrigens das gefährliche Schwert des witzigen Spottes führte, mag folgende Warnung an ſeinen Bruder (Br. 68) zeigen: „Wenn wir nichts als ein Spiel des Witzes daraus machen, ſo üben wir uns in einem hämiſchen Witz, der Wahrheit und Liebe der Pflichten aufopfert, um ſich hinter dem Schirm kitzeln zu können, gewöhnen uns an Verdrehung, Doppelſinn. Ich habe deſto notwendiger gefunden, dieſe Erinnerung Dir zu thun, weil ich ſehe, daß klügere Leute ſich nicht ſchämen, meine Tadler und Nachfolger, beides auf eine nicht zu geſchickte Art, zu ſein. Es gehört alſo ein wachſames Auge auf ſein eigenes Herz ſowol als die Gegenſtände, mit denen man zu thun hat, und nicht eine bloße Geſchicklichkeit, andern nachzuſpotten.“ Die Gabe des Witzes und Spottes zu gebrauchen aus Luſt und Kitzel, nennt er „die Läuſeſucht des Witzes,“ daran er ſelbſt vordem ſiech gelegen. Man ſieht aus der Derbheit des Ausdrucks, wie ſehr er ſolche Anwendung der Ironie verabſcheute. Wo ſie aber im Kampfe der Wahrheit gegen den Rieſen der Lüge und des Scheins am Platze iſt, da weiß er ſie zu nützen, wie David das Schwert Goliaths. „Kein beſſer Schwert als Goliaths! ſo braucht der Chriſt die Ironie, um den Teufel damit zu züchtigen: dieſe Figur iſt die erſte in ſeiner Redekunſt geweſen, und mit dieſer führte Gott

die ersten Eltern zum Paradiese heraus, nicht sie, sondern ihren Verführer damit zu spotten." (Br. 43.)

Ich komme endlich auf die sibyllinische Dunkelheit in Hamanns Stil. Alles Leben ist geheimnisvoll. Wahrscheinlich werden alle meine Leser in ihrer Jugend schon einmal mit Lust das göthische Wort deklamirt haben:

Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Dir nicht offenbaren mag,

Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben. Das gilt auch vom geistigen Leben, und zwar von jeder höheren Stufe desselben in höherem Maße. Das Leben kann nur vom gleichartigen Leben gefaßt werden; dem denkenden Kopfe, welcher von anders geartetem Herzen regiert wird, bleibt es dunkel. „Optimus maximus, schreibt Hamann an Jacobi, verlangt keine Kopfschmerzen, sondern Pulsschläge." (G. S. 197.)

So geheimnisvoll wie das Leben ist Hamanns Sprache. Wer den ganzen Hamann, das punctum saliens seines Lebens nicht versteht, der versteht auch Hamanns Sprache nicht. Die Auslegerin seiner Orakelsprüche ist die Wahlverwandtschaft mit seinem Geiste. Ein fremder Geist hört eine fremde Sprache, und die fremde ist stets auch die dunkle, verworrene und — falsch beurteilte, verworfene.

Die Aeußerungen des Lebens sind ebenso sehr Offenbarungen, wie Hüllen desselben, wie das auch Hamann in verschiedenen Wendungen ausspricht. Der Trieb des Lebens, Kunde von sich zu geben und sich zu verbergen, ist gleich stark und stets untrennbar mit einander verbunden. Wo nur immer das Leben sich äußert, zieht es sich auch wieder in das Innere zurück, damit die Aeußerung des Lebens nicht mit dem Leben selbst verwechselt werde. Der Leib des Menschen, seine Thaten, seine Leiden, seine Verirrungen, seine ganze Geschichte und Erscheinung sind eine Offenbarung des menschlichen Lebens; aber diese Offenbarung ist so rätselhaft, so geheimnisvoll, so verhüllend, daß durch sie allein das Wesen des Menschen nie verstanden werden kann. Auch diese Eigenschaft teilt der Hamannsche Stil mit dem Leben. Hamann

ſchreibt und ſpricht allerdings, um ſeinen Lebensinhalt zu offenbaren; aber die Sprache, die ihn offenbaren ſoll, verhüllt ihn wieder. Hamann iſt ſich deſſen klar bewußt und hält dieſe Schreibweiſe für die dem Leben entſprechende. Er iſt auch der Ueberzeugung, daß ſie das rechte Mittel zur Erreichung ſeines Zieles iſt. Es iſt nämlich dem Menſchen in ſeinem jetzigen Zuſtande des Werdens und Suchens eigen, daß das Verhüllte ihn ſtärker lockt und treibt, als das Enthüllte. Was plan auf der Hand liegt und vor ſeinem Verſtande ſich entdeckt hat, das feſſelt ihn wenig, weil es ihm in der That auch nicht genügen kann. Er jagt dem noch Verborgenen nach. Weil Hamann nicht verſtändig, ſondern lebendig machen, anregen, reizen, locken wollte, ſucht er dieſelbe Sprache zu ſprechen, in welcher Gott und darum auch die Natur zu den Menſchen redet, die offenbarend verhüllende, nicht die plan verſtändige. Er ſucht, ſagte ich; er konnte freilich auch nicht anders; es war bei ihm Natur, Notwendigkeit. „Mir gefällt, iſt ſein Bekenntnis, mehr ein ſich einſpinnendes, als ausſpinnendes Inſekt.“ (G. S. 76.) „Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza iſt die geometriſche Bauart natürlich. Können wir alle Syſtematiker ſein? Und wo blieben die Seidenwürmer, dieſe Lieblinge unſers Salomo?“ (III, 192.) „Meinſt Du, fragt er ſeinen Bruder (Br. 68), daß es eine Kurzweil iſt, ſolche Schüler vor ſich zu haben, die zu ſchläfrig ſind, geiſtliche Dinge zu hören, und die man ärgert, wenn man auf eine geiſtliche Art mit ihnen davon reden wollte, daß man ſich zu irdiſchen Bildern herunter laſſen muß, wenn ſie einigen Begriff davon haben oder einige Luſt dazu bekommen ſollen.“ An J. G. Lindner (Br. 42): „Der Philoſoph, der gar zu klar von der größten Wahrheit, nämlich der Unſterblichkeit der Selen redete, brachte den Entſchluß des Selbſtmordes, des größten Laſters, in ſeinen Zuhörern zu Wege. Wenn man alſo nichts anders, als eine verkehrte Anwendung deutlicher Wahrheit verſprechen kann, ſo erfordert es die Klugheit, ſie lieber einzukleiden, und den Schleier der Falſchheit wie Thamar auf Unkoſten ſeiner Ehre zu brauchen, um ſie mit der Zeit deſto nachdrücklicher zu rächen.“ „Ich bin der Meinung, daß Gedanken durch die Deutlichkeit einen großen

Teil ihrer Neuheit, Kühnheit und Wahrheit verlieren können, da der Stil ein bloßes vehiculum hoch- wol- und edelgeborener un keiner pöbelhaften Einfälle sein müsse." (IV, 458.)

Noch ein Moment muß in Betracht gezogen werden. Da Leben ist zwar auch in seiner vollsten Entfaltung stets geheimnisvoll wenn es aber noch im Keime, in der Knospe liegt, so ist e natürlich noch verborgener, dunkler, unverständlicher. Hamann Autorschaft enthält, wie oben bemerkt, nicht die Entfaltung, sonder den Keim jener Wissenschaft, die aus dem christlichen Leben gebore wird. Demgemäß bildet sich auch sein Stil; er ist nicht ausgeborer ausgestaltet, er ist keim- und kernartig. Er gleicht der Knosp welche alle Blätter der künftigen Centifolie enthält, aber verschlosser eingehüllt. Hamann kann also nicht die Klarheit und Durchsichtig keit haben, die der Mann der Zukunft besitzen wird, in welcher Gott uns den ausgewachsenen Blüten- und Fruchtbaum gib dessen Keim er uns in Hamann geschenkt hat. Hamann muß di Gedrungenheit, das Verborgene, die Unscheinbarkeit haben, di jedem Samenkorne eigen ist. Auf die entfaltete Rose sieht jede Auge mit Lust und versteht etwas von ihrer Pracht; aber um de Keim im Rosenkerne würdigen und verstehen zu können, was i ihm liegt, gehören andere Augen als die gewöhnlichen sind.

Das Samenkorn ist klein, und enthält doch die ganze Pflanz Hamanns Stile ist die Kürze eigen; seine größten Schriften fülle kaum ein Paar Bogen, und jede enthält doch ein „Wäldchen." *

*) Mendelssohn wünschte dringendst Hamanns Mitwirkung bei den Liter turbriefen. Darüber schrieb Abbt 1762 an ersteren: „Hamanns Brie schlechtweg zu lesen, muß man wol bleiben lassen. Ihr Einfall, da er Dienste nehmen soll, ist vortrefflich, und kann noch besser werde wenn wir folgendes beobachten. In einem Briefe von Hamann liege Ideen zu wenigstens zehn Briefen. Wenn er also nur alle Vierteljah einen schickt, so können wir ihn zerlegen und mit gehöriger Oekonom zehnmal traktiren." (VIII. a. S. 109.) Hegel a. a. O. klagt Haman an, daß er kein Buch habe schreiben können. „Glücklich der Auto würde Hamann geantwortet haben, der sagen kann: wenn ich schwa bin, so bin ich stark!"

Diese Concentration seiner Autorschaft ist ebenso charakteristisch und natürlich, wie die Kleinheit des Samenkorns. Hamann mußte seinem ganzen Wesen nach diesen Trieb zur Gedrungenheit und Kürze und einen Widerwillen gegen alles Gedehnte, sorgfältig und vollständig auseinander Gelegte haben, wenn er sich auch klar bewußt war, daß der Keim leicht übersehen und selten gewürdigt, das in Pracht Entfaltete hingegen angestaunt wird. Was er an Herder gelegentlich über die „Zweifel und Einfälle" schreibt, gilt von seiner ganzen Autorschaft: „Sie haben Recht, daß ich mehr ankündigen, als ausführen wollen.*) Wenn die Bahn gebrochen und fertig ist, so ist der Einzug eine leichte Sache, und Pomp mehr ein Spiel als Arbeit des Helden." (V, 176.) Wie Gott den Ernst eines erstickten Seufzers, einer zurückgehaltenen Zähre der spitzfindigsten Gerechtigkeit des Wolklangs vorzieht, so wünscht sich Hamann so wunderliche Leser, welche die Schriften eines in Wurzelwörtern, und darum scheinbar albern, unverständlich redenden Menschen**) „der fruchtbringenden Gesellschaft lustiger Kleinmeister und junger Herren von männlichen Jahren und Geschäften vorziehen, die albern im Erkenntnis sind, wenngleich ihre Weisheit wie Scheidemünzen in Zechen rollt, und ihr Witz, — deutlich vernehmbar wie ein Hackbrett, gründlich wie ein Mühlrad in seinem Lauf — den Nervenhäuten des Gehirns liebkost." (II, 167.) Scherzend schließt Hamann einen Brief an Jacobi***) mit der Versicherung: „Ich wollte nicht gerne, daß es meiner Menschheit mit der Schriftstellerei gehen sollte, wie einem Mädchen mit ihrer Toilette, das kleinste Teil meines Selbst zu werden." (G. S. 371.)

---

*) „Erst muß man ins Ohr reden und hernach das Dach zur Kanzel machen." (III, 190.)

**) „Was eine Gans anfängt, tröstet er sich, mag der Schwan vollenden." (III, 136.)

***) An seinen Sohn schreibt er 1783 (Br. 325.): „Laß Dir doch, mein liebes Kind, das evangelische Gesetz der Sparsamkeit im Reden und Schreiben empfohlen sein. Rechenschaft von jedem unnützen, müßigen Worte und — Oekonomie des Stils. In diesen beiden mystischen Wörtern liegt die ganze Kunst zu denken und zu leben."

In seiner Jugend hatte er denselben Gedanken mit hohem Ernste so ausgedrückt: „Worte sind den Schätzen der Erde gleich, sie sind die Scheidemünze der Weisheit, deren Menge uns beschwerlich, unbrauchbar, eitel wird..... Die christliche Religion zäumt daher unsere Zunge, die Schwatzhaftigkeit der Sünde in uns, so stark ein, indem sie uns entdeckt, wie Gott jedes unnütze Wort richten wird. In welchen Gesellschaften wird am meisten gesündigt, als wo es eine Schande ist, still zu schweigen, und für Wolstand gehalten wird, für Kunst zu leben, Nichts zu reden. Wie sind die Sitten durch diese Freiheit des Umgangs verdorben worden! Wie sind die Sprachen schwer gemacht worden, um uns mit einer unnützen und eitlen Beschäftigung von dem Nötigen und Nützlichen abzuhalten. Welche Schriften müssen am meisten auf die Wahl und den Reichtum der Sprache bedacht sein? Die leersten, die abgeschmacktesten, die sündlichsten. Daher gehört es mit zu der Güte eines vorzüglichen Werkes, alles Unnütze soviel als möglich abzuschneiden, die Gedanken in den wenigsten Worten, und die stärksten in den einfältigsten zu sagen. Daher ist die Kürze der Charakter eines Genies, selbst unter menschlichen Hervorbringungen, und alle Menge, aller Ueberfluß eine gelehrte Sünde." (I, 101.) „Nur Leute, die zu arbeiten wissen, kennen das Geschenk der Ruhe, diese Gabe, diese Einsetzung, diese Nachahmung des Schöpfers. Die leersten Köpfe haben die geläufigste Zunge und die fruchtbarste Feder. Man darf nur eine allgemeine Kenntnis der Gesellschaften und der Bibliotheken haben, um zu wissen, wer am meisten zu reden und zu schreiben gewohnt ist." (Br. 67.) „Leute, die denken, kann ich noch verstehen, aber keine Schwätzer." (III, 383.) Im Klaggedichte (II, 170.) heißt es: „Der Klagdichter nimmt so viel historische Züge zusammen, als das holländische Wappen Pfeile in seiner Tatze oder der Vogel Jupiters Stralen in seinen Klauen trägt. Wir besorgen daher gar sehr, daß gewisse Leser und Kunstrichter sich mit eben denselben Worten über seine Sprüche beklagen werden, womit sich Raphael Fregoso, ein Doktor zu Padua im fünfzehnten Jahrhundert, über einen Zeitverwandten des Ulpian beklagt haben soll. . . .

Iste maledictus Paulus semper ita obscure loquitur, et vix possit intelligi, et si haberem eum in manibus, eum per capillos interrogarem.“

Die einzelnen Schriften Hamanns werden uns noch öfter auf seine Sprache zurückführen;*) zum vorläufigen Abschluß möge noch folgende Stelle hier stehen, in welcher er von sich in der dritten Person redet. „Doch wieder auf die wunderliche Oeconomie seines Stils zu kommen: so scheint selbige nach Abzug von 666 2/3 Druckfehlern, (Hamanns Schriften wimmelten leider meist von solchen) ebenso genau der Dunkelheit seiner ganzen Lage angemessen zu sein, als der Tiefe und dem Umfange seines Planes, der gleich dem Ruhm eines Baums unter sich wurzelt. Wie Herkules seiner Keule, ist er des unbequemen Ausdrucks mächtig und sicher — weder ein Abbadon noch Apollyon des Geschmacks, sondern — — ALIUSQUE ET IDEM, der das große Gesetz der Sparsamkeit nicht blos in Ideen und Bildern, sondern in weit höherm Verstande durch die Schöpfung seiner Fabeln und ihrer Entwicklung im elastischen Kern erfüllt — und nach vollbrachtem Gelübde seiner Naziräerdiät schöner und baß bei Leibe, denn alle Knaben, — seinen apokalyptischen Auslegern in der Sprache Daniels treuherzig danken und ihnen sein Gegenkompliment zu entziffern geben wird.“ (IV, 320.)**)

Aus der bisherigen Darstellung wird zur Genüge ersichtlich, welcher Art die vielbeklagte Dunkelheit Hamanns ihrem Wesen nach ist. Sie liegt, wie er oft hervorhebt, in der Sache selbst. Sobald für das Auge in den Mutterschooß seiner Autorschaft Licht gefallen ist, sobald versteht auch das Ohr die Sprache derselben. Hamann versichert dem Freunde Jakobi: „Ich hoffe, den

*) Vergl. besonders Wolken B. II, 70—74.

**) An Jacobi: „Es ist offenbar zu sehen, daß sich mit solchen verkehrten Leuten weder deutsch reden, noch deutsch schreiben läßt, und daß man eine andere Sprache zu Hilfe nehmen muß, um sich ihnen verständlich zu machen oder vielmehr ihren Unverstand in die Enge zu treiben.“ (S. S. 417.)

Prediger in der Wüste — so nennt er sich oft und gern, — noch in ein brennend und scheinend Licht verwandelt zu sehen und die versprochene Freude an seiner Gabe der Deutlichkeit wahr zu machen." (G. S. 195.) Es ist so. Wem unter den Juden die dunkle, ernste, rauhe, eintönige Gestalt des alten Wüstenpredigers im Kleide von Kamelshaaren erst zu dem geworden war, wofür ihn Jesus erklärte, zu einem brennenden und scheinenden Lichte, für den erfüllte sich sofort die Prophezeiung: „Viele werden sich seiner Geburt freuen!" und derselbe war gewiß in seinem Lichte fröhlich. So ist es mir mit Hamann gegangen, und ich zweifle nicht, daß noch manche Andere dieselbe Erfahrung machen werden. Freilich hat Hamann, wie er sich ausdrückt, nicht Bände, nur Zeilen in den Acker der Menschheit gepflanzt, „deren Wachstum von Sonne, Boden und Wetter abhängt" (III, 126.); aber es wird gewiß die Zeit kommen, wo Sonne, Boden und Wetter günstig sind. Ist es heute nicht, so ist es morgen. Nicht nur Hamanns Duplik, seine ganze Autorschaft „besteht in einer Appellation an die Zeit, die alle Fragen beantworten wird in meinem Namen; denn sie erobert, aber sie erfüllt auch Alles." (III, 125.) Wenn erst in Leben, Wissenschaft und Kunst Gott statt des Zeitgötzen leuchten wird, dann wird aus Finsternis und Nebel Tag, denn „cum Deo et die kehrt sich alles um; was jetzt hell ist, wird Nacht, und das Schwarze der Dämmerung steigt zum vollen Mittage, der alles erleuchtet." (III, 199.) Einzelne Stellen, welche auf uns unbekannte Zeitereignisse und literarische Erscheinungen anspielen, oder eine momentane Bewegung in Hamanns Geiste wiedergeben, mögen immer unverstanden bleiben.*) Sie schaden nicht dem Verständnisse des Ganzen. Wer anfängt, in den Hamannschen Schachten zu graben, wird zwar oft vor einem unverstandenen Gedanken stehen. Er muß dann den Rat befolgen, den Hamann in Bezug auf seine Handschrift gibt (VII, 181.), und den schon sein Herausgeber Roth auf seine

*) Die Bemerkungen in B. VIII und das Gildemeisterische Buch über Hamanns Leben und Schriften heben viele Schwierigkeiten dieser Art.

Sprache anwendet: Imaginez et sautez! oder er muß zu den Lesern gehören, von denen in den socratischen Denkwürdigkeiten die Rede ist, die da, wo die Fährte der Methode verloren geht, zu schwimmen verstehen. Nur vorwärts und tiefer und im Schweiße des Angesichts immer aufs neue gegraben! Das Licht wird kommen und mit ihm eine ungeahnte Freude an dem nordischen Magus!

„Ich besorge, läßt Hamann die kluge Abigail an Vetter Nabal schreiben (IV, 322.), ich besorge, daß die Wirkungen dieser losen Blätter (Hamanns) mit seinen heimlichen Absichten nur gar zu sehr eintreffen, und daß die ganze Illusion seiner Dunkelheit nichts mehr und nichts weniger bedeute, als jeder natürliche Rauch eines noch auszubrechenden Feuers; denn mir ist gesagt, daß er listig ist."

Auch wenn das Feuer scheint, wird es stets bei der Bemerkung Hamanns bleiben, daß für Kinder, denen man den Brei fertiger Bissen in den Mund schieben muß, Schriftsteller gehören, die gründlichere Lehrmeister sind, als er seinem Wesen und Berufe nach sein dürfe (II, 145.), und daß darum sein Publikum, seine Welt von Lesern jenem Hörsale ziemlich ähnlich bleibt, den ein einziger Platon füllte, (II, 283.), oder bei seinem Wort an Jacobi (G. S. 415.): „Das Individuelle meiner Autorschaft und ihres Ausgangs bleibt immer mein Eigentum, das mir nicht entwendet werden kann." Aber ich hoffe, es wird sich auch als wahr erweisen, was er sofort hinzufügt: „Kommen Andere auf die Spur meines Ganges, der jedem nahe und offen liegt, so gewinnt meine Absicht durch Andere mehr, als vielleicht durch meine eigene Ausführung derselben. Diese Ausführung ist noch immer zu unzeitig, für mich sowol als für die öffentlichen Leser. Beide haben noch nicht die Reife." *)

---

*) An J. G. Lindner (Br. 86.): „Reden Sie nicht so leichtsinnig von Kindern des Lichts, und pochen Sie nicht so, daß ich ans Licht kommen soll. Wenn meine Stunde kommen wird, so wird meine Gerechtigkeit hell genug hervorbrechen, aber Mancher Augen werden es fühlen, und manche Liebesdienste werden zu Werken der Finsternis offenbar und ihr toter

Ich bin zufrieden, wenn ich zu dieſer Ausführung der Abſicht Hamanns Handreichung leiſte und Liebe für den Mann erwecke, der, im Bewußtſein ſeines geiſtigen Reichtums, vorzog, hundert Jahre als unverſtandene Hieroglyphe bei Seite geworfen zu werden, als durch eine Weisheit und Sprache, die ſeiner Zeit deutlich und ſüß war, durch „Bagatellen für die galante Welt,“*) ſich einen ephemeren Namen zu erwerben. „Perfecit opus suum Phidias, etiamsi non vendidit!“ jauchzt er von ſeiner Autorſchaft wieder und wieder (V, 176.) und „Periissem, nisi periissem!“ (III, 151. 224. G. S. 156. 334. 518.)

„Ein neu Geſchöpf“ wollte er der Menſchheit ſchenken. „Glückliche Compilatoren zu ſein, — ſchreibt er ſeinem Bruder (Br. 67) — darin beſteht das Verdienſt eines Bayle und Montesquieu; und Homer, ſetzt er ſarkaſtiſch hinzu, ſoll ſelbſt einer geweſen ſein nach der Meinung der beſten Kunſtrichter,

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. —

Eine ſchlaue Verbindung von Wort und Wort, Redensart und Redensart, Empfindungen und Urteilen — erlangt man dadurch die Unſterblichkeit? und muß der Endzweck nicht den Mitteln gemäß ſein? beide eitel und thöricht. Und doch fällt es uns mutwilligen Kindern ſo ſchwer, ſtill zu ſitzen. Verleugnen wir nicht dadurch den Rang, den uns Gott angewieſen,

---

Glanz vernichtet werden. Ich laſſe mit Fleiß vieles ſchlafen, weil die Zeit noch nicht dazu iſt. Unterdeſſen die Athenienſer von dem ſchwanzloſen Hunde ſchwatzten, machte Alcibiades mit ihnen, was er wollte.“

*) „Es geht der galanten Welt nicht allein ſo, daß ſie Bagatellen mehr liebt als Hieroglyphen. Die Phariſäer wollten eben nicht von der galanten Welt ſein und liebten dennoch Münz, Till und Kümmel mehr, als die Zeichen der Gerechtigkeit im Urteilen und der Liebe im Losſprechen ..... Die galante Welt verachtet eben ſo ſehr Bagatellen, als ſie ſolche liebt. Sie ſchätzt Hieroglyphen hoch, ſo gleichgiltig ſie ſich gegen ſelbige anſtellt. Meine galante Welt, wenn mir die Wahl freiſtünde, möchte die Nachwelt ſein, deren Kräfte die Kinder dieſes Saeculi nicht zu ſchmecken im Stande ſind.“ (Br. 85.)

und machen uns zu Lastträgern und Gibeoniten seines Staats, da wir Herren, Zuschauer und Aufseher der Schöpfung sein sollten?"

---

3. Die Schatten im Leben und der Autorschaft Hamanns.

Das Leben und die Autorschaft Hamanns gehören, wie wir erkannt haben, so enge zusammen, wie Wurzel und Gewächs. Die Stärke jenes ist auch die Stärke dieser. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch die Schatten, welche sich über und durch das Leben Hamanns hinziehen, in den Schriften und der Sprache des Mannes wiedergefunden werden. Es ist ebenso notwendig wie lehrreich, hierauf zu achten. —

Männliche Selbständigkeit, freilich eine sich verirrende, war der Pulsschlag schon in der ersten Lebensperiode Hamanns, ächte, männliche Selbständigkeit ist auch der Pulsschlag seines neuen Daseins. Er lebte frei in Gott und der Bibel, ungebunden von den Meinungen und Reden der Zeitgenossen. Wie ein Kind an seinen Gott sich schmiegend, stand er vor Menschen wie ein Fels. Vielleicht hat Niemand jemals sein Knie weniger vor menschlicher Autorität gebeugt, Niemand jemals in den Wirbeln der Zeitströmung hehrer, unangefochtener gestanden, als Hamann. Er konnte am Abende seines Lebens mit gutem Gewissen von seiner Zunge sagen, daß sie „sich öfters und mehr durch ein verbissenes Stillschweigen der Achtsamkeit, als durch Schmeicheleien an großen, starken, schönen und reichen Geistern versündigt habe." (VII, 302.) Diese Selbständigkeit und Freiheit von menschlicher Satzung ist Hamanns Stärke, sie aber auch seine schwache Seite. Es ist ein häufiges Loos des Menschen in seiner jetzigen Entfaltung, daß er im Streben, den Kern seiner Persönlichkeit zu behaupten, in Einseitigkeit fällt. Hamann ist an dieser Klippe nicht unversehrt vorbeigekommen. Seine Selbständigkeit hat sich zu Zeiten in stolze Absonderung, in Schroffheit, seine Freiheit in ein gewaltsames, nicht

ſelten beleidigendes Hinwegſetzen über menſchliche Meinungen und Einrichtungen verirrt. Hier liegt meines Erachtens die Wurzel aller Mängel ſeines Lebens und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit.

Den grellſten und unerklärteſten Schatten über Hamanns Leben wirft ſeine Gewiſſens-Ehe. Roth erzählt uns, es ſei Sorge getragen, daß zur rechten Zeit noch vorhandene Schriftſtücke das notwendige Licht über dieſen dunklen Punkt geben würden. Bis dieſe Zeit kommt, wird man aus dem vorliegenden Material den Schlüſſel zu dieſem pſychologiſchen Rätſel hervor ſuchen müſſen. Ich meinerſeits finde ihn in der ſo eben bezeichneten Quelle aller Hamannſchen Gebrechen. Aus Hamanns Briefen nämlich gewinne ich den Eindruck, daß die Schroffheit, mit welcher er ſeine neue Lebensrichtung gegen ſeinen Freund Berens behauptete, die tiefſte Urſache der Löſung des Verlöbniſſes mit ſeiner geliebten Katharina Berens geweſen iſt. Nach dem, was er ſelbſt über ſie ſchreibt, wäre ſie die ihm gemäße Hilfe geworden. Hat er durch Schuld ſeiner Einſeitigkeit dieſen Schatz verloren, ſo iſt es natürlich, daß die Folgen über ſein Haupt kamen. Der Mann mit den energiſchen Leidenſchaften wurde von einer, wie er ſagt, unwiderſtehlichen Neigung zu der treuen Magd und Pflegerin ſeines Vaters ergriffen. Er ſtand zu hoch über ihr, als daß ſie ſeine Gehilfin, die δόξα τοῦ ἀνδρός hätte werden können; es mußte ihm, dem Liebhaber der Wahrheit, der allen Schein bis auf den Tod haßte, eine kirchlich-eheliche Verbindung mit ihr als eine Unwahrheit und Lüge erſcheinen; darum ſuchte er ſelbſtändig, wie er ſeinen Weg ging, nach einem Mittel, eine ſolche Lebensverbindung mit ihr herzuſtellen, die ihrem inneren Verhältniſſe zu einander entſprechend wäre, und mit der er vor Gott zu beſtehen überzeugt ſein könnte. Dieſes Mittel war ihm die Gewiſſens-Ehe, d. h. beide Teile erklärten ſich als rechtmäßige Eheleute und hielten ſich durch ihr Gewiſſen zu ehelicher Liebe und Treue an einander gebunden, ohne durch die Kirche die Ehe ſanctioniren zu laſſen. Der Mann, welcher in urſprünglichſter Selbſtändigkeit daſtand, und vor keiner menſchlichen Satzung, als ſolcher, ſich beugte, konnte ſich ſelbſt über die kirchliche Ordnung,

welche in der Bibel keinen ausdrücklichen Grund hat, hinwegsetzen, ohne daß sein christliches Gewissen verletzt wurde. Seine Verbindung war kein Geheimnis; er erklärt sie ganz öffentlich als Ehe, ist für sich überzeugt, daß sie eine Ehe ist, daß sie vor Gott als Ehe gilt; darum hat er stets so frei und offen und ohne alle Verheimlichung in ihr gelebt, wie kirchlich getraute Gatten. Nur die innersten Beweggründe, warum er diese Art der Ehe für sich erwählen zu müssen überzeugt war, hat er nicht offen gelegt. Er schreibt an Frau S. M. Courtan: „Ungeachtet ich in der Theorie aller häuslichen Uebel, die bei einer natürlichen und bürgerlichen Ehe unvermeidlich sind, ein Freimaurer bin, so sind doch blos Bewegungsgründe, aber niemals Thaten, meine Geheimnisse und die einzige Apologie meiner Ausnahme vom Wandel väterlicher Weise." (V, 289.) Diese Bewegungsgründe erscheinen ihm vor Gott und seinem Gewissen als hinreichende Apologie; was Andere darüber denken und reden, kümmert ihn freilich kaum mehr, als alles übrige Gerede über seine Person, seinen Glauben, seine Autorschaft.*)

*) Im Brief an Herder vom 14. Okt. 1776 heißt es (B. V, 193): „Ungeachtet in keinem andern Lande eine Gewissensehe, oder wie man meinen Fuß zu leben, nennen will, so gesetzmäßig als in Preußen ist, so scheint doch wirklich selbige gewissen Leuten anstößiger zu sein, als Hurerei und Ehebruch, weil Mode-Sünden über Gesetze und Gewissen sind. Ungeachtet meiner großen Zufriedenheit, in der ich lebe, und die das ganze Glück meines Lebens ausmacht, fühle ich diese Seite des bürgerlichen Uebelstandes lebhafter als irgend einer jener weisen Leute. Eben das Bauermädchen, dessen vollblütige, blühende Gesundheit und eben so vierschrötige, eigensinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit soviel Eindruck auf mich gemacht, daß Abwesenheit und die Versuche der höchsten Verzweiflung und kältesten Ueberlegung ihn nicht haben auslöschen können — diese Magd, die Kindesstelle an meinem alten, unvermögenden, gelähmten Vater vertreten, und die er als eine leibliche Tochter geliebt, und ihr mit sterbender Hand ein gleiches Legat mit unsern nächsten Anverwandten verschrieben — würde vielleicht als meine Ehefrau, ich weiß nicht was, sein. — Nicht aus Stolz, dazu bin ich zu dankbar, sondern weil ich die innere Ueberzeugung habe, daß diese Lage ihre eigene Glückseligkeit mindern und vielleicht dem Glück ihrer Kinder nachteilig werden könnte. Doch dieser bereits in das siebenzehnte Jahr laufende Roman meines Lebens

Wird hierdurch die Gewiſſens-Ehe Hamanns ſubjektiv erklärt, ſo bleibt ſie objektiv doch allezeit ein verdunkelnder Schatten, der auf ſein Leben drückend und kältend gewirkt hat. Denn wiewol er mit ſeiner Hausmutter ſtets in Treue, Frieden und Liebe gelebt hat, ſo hat er ſich doch durch dieſe Verbindung noch mehr iſolirt, als er ſeinem ganzen Weſen nach ſchon war. Nicht nur in ſeiner Zeit, auch in ſeinem Hauſe ſtand er einſam da. Eine kirchliche Segnung hätte ſeine Hausfrau, wenn auch nicht den Anlagen, doch der Würde nach neben ihn geſtellt und damit ſeine Vereinſamung gemildert. Nun mußte dieſe immer fühlbarer werden. Wenn er der Idee nach ſich auch in Zuſammenhang mit dem Leben der ganzen Menſchheit zu ſetzen ſuchte, ſo lebte er doch in der Wirklichkeit allein und zog ſich dadurch naturgemäß immer mehr in ſeine Eigenheit zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus, wie er ſich einmal ausdrückt (G. S. 201), oder wie man vielleicht noch bezeichnender ſagen könnte, wie ein Igel in ſeine Stacheln.

In dieſe verkehrte Iſolirung ließ ſich Hamann durch ſein Temperament noch von andern Seiten hineintreiben. Wiewol er nach ſeiner Umwandlung ſeine frühere Vorliebe zum Studium der Geſammt-Wiſſenſchaft und ſeine Abneigung gegen ein Fachſtudium aus der Eitelkeit herleitete, ſo verlockte ihn doch ſeine Freiheitsliebe auch ſpäter zu einem herben Stolze. J. G. Lindner hatte ihm geraten, in Armenſchulen aufzutreten, um Beruf und Brot zu haben. „Wer frei iſt und ſein kann, antwortet ihm Hamann (Br. 58),

und die Erhaltung vom Geſpenſt meines Bruders, der keinen Finger mehr anſetzt, ſondern blos lebt, um zu eſſen und zu ſchlafen — (er war in unheilbaren Blödſinn verfallen) — ſind für mich wahre Zeichen und Wunder, eben ſo unausſprechliche als unbegreifliche Plagen einer höhern, unſichtbaren Hand und der Stoff zu den Leiden, und anis die keiner kennt als der ſie auflegt und der ſie trägt.“ Es iſt überaus gefährlich, die ſittlich bedenkliche Lage, in der wir uns durch eigene Schuld befinden, der Vorſehung zuzuſchreiben und in der Schuld zu verharren; aber man ſieht doch aus dem Schlußſatze, daß H. in „dem Roman ſeines Lebens“ die ſcharfe Zuchtruthe ſeines Gottes fühlte. Dazu vergeſſe man nicht, was er an Jacobi ſchrieb: „Ich freue mich über jedes Paar, das Gott zuſammengefügt, und bin weit entfernt, zur Nachfolge meiner Ausnahme aufzumuntern.“ (G. S. 83.)

ſoll nicht ein Knecht werden, und wem Gott ein Erbteil unter den Häuptern ſeines Volkes und Eigentumes zugedacht, ſoll nicht ein Gibeoniter aus Demut werden. David verließ nicht ſeinen Thron bei ſeinem Thürhüterdienſt im Tempel. Daß mich Gott in ein Feld getrieben hat, das Diſteln und Dornen trägt, erkenne ich mit Dank und Demut." —

Wir wiſſen, daß Hamann als Copiſt und ſpäterhin als Packhofverwalter um des Brots willen unter einem weit ſchwereren Sklavenjoch gehen mußte, als welches er hier von ſich weiſt, daß ihm von Seiten ſeiner Vorgeſetzten faſt wie einem armen Schuljungen begegnet wurde*). Als ihm 1763 von Moſer eine ſorgen-

*) Er erzählt (3. Hieroph. Br.), daß ihm ſehr lange Zeit ſein ganzes Gehalt in „Düttchen," einer kleinen Scheidemünze, ausgezahlt ſei, „daß mir auch einmal im Unmute die Frage entfuhr, ob ich Prachern diente, oder ob man mich für einen hielte? Der widrigſte Umſtand hierbei iſt, daß man dieſe kleine Scheidemünze nicht auf der Poſt für das Porto gegenwärtiger Briefe annehmen will." 750 Düttchen erhielt er monatlich; ſtatt ihm „tauſend längſt verdienter Düttchen" zu geben, hängt ihm „die politiſche Zahlkunſt" „den monatlichen Brotkorb ſeiner 3 Kinder um 150 Düttchen höher." — Als H. am Ende ſeines Lebens in Düſſeldorf und Münſter im Kreiſe ſeiner theuern Freunde aufathmen wollte und auf Grund ſeiner geſchwächten Geſundheit um 3 Monate Urlaub bat, wurden ihm, faſt möchte man ſagen, in hämiſcher Weiſe vier Wochen bewilligt; wenn er länger bliebe, ſollte von ſeinem armſeligen Gehalt ein Stellvertreter bezahlt werden. Mit welchem männlichen Humor er auch dieſen Schlag aufnahm, lieſt man in ſeinem Briefe an Jacobi vom 19. Juni 1786. Da reichte er ſein Geſuch um Penſionirung ein. Auf Sr. Königl. Maj. allergn. Specialbefehl erhielt er d. d. Berlin, den 26. April 1787 die von Werder unterzeichnete Antwort, welche die abſichtliche, höhniſche Verachtung bis auf die Spitze treibt. Es heißt darin: „daß bei der jetzigen Stelle des Packhofverwalters Hamann zu Königsberg wenige und teils unnütze Geſchäfte zu verſehen ſind, ſolches iſt hier ſchon bekannt, und wird in deſſen unterm 16. anhero eingereichten Vorſtellung von ihm ſelbſt bekräftigt . . . . . ſo iſt Supplicant auf eine verhältnismäßige Penſion geſetzt worden (man berechnete ſie auf $^1/_6$ ſeiner 25 Thlr. monatlich, alſo 50 Thlr. jährlich), wodurch er bei ſeinen kränklichen Umſtänden zu der gewünſchten Ruhe gelangen wird. Sobald alſo derſelbe die Packhofniederlage an den dazu ernannten Bedienten übergeben, . . . ſteht ihm frei, die vorhabende Reiſe auf ſo viel Monate, als er will, anzutreten; bis dahin muß er in Königsberg

freie Stellung angeboten wurde, eilte er freilich nach Frankfurt a. M., reiſte aber, als er ſeinen Gönner dort nicht traf, in ungeduldigem Eigenſinn ſofort nach Königsberg zurück und brachte ſich dadurch ſelbſt in die ſclaviſche Stellung, in welcher er bis zum Abend ſeines Lebens angeſchmiedet blieb. Freilich iſt uns dadurch das erhabene, ſeltene Schauſpiel geworden, zu ſehen, wie ein innerlich freier Mann auch in der drückendſten Knechtſchaft des bürgerlichen Lebens wahrhaft frei bleibt, und ohne dem Weltſchmerz, welchem damals die von den Verhältniſſen eingeengten, gährenden Freiheitsheroen zu tauſenden zum Opfer zu fallen anfingen, einen Scherf Tribut zu opfern, in den niedrigſten Verhältniſſen das tiefſte und höchſte Geiſtesleben führt und die ungebrochene Spannkraft zur Ausführung ſeines Berufes ſich bis ans Ende bewahrte*).

Indeß hat doch auch dieſe teilweiſe ſelbſtverſchuldete Enge ſeiner häuslichen Verhältniſſe unverkennbar dazu beigetragen, die Gefahr der Vereinſamung zu vergrößern, welche im Charakter Hamanns lag. Ohne ebenbürtige Lebensgehilfin, von der Mitwelt unverſtanden, durch ſeinen äußern Beruf in die Wände der Kanzlei oder des Packhof-Büros eingeſchloſſen, mußte der reiche, ſelbſtändige, in Gott und die Geſchichte ſich vertiefende Geiſt mit ſich ſelbſt und ſeinen Gedanken, ſeiner Art und ſeinem Weſen genug haben, in ſich ſelbſt die Erquickung ſuchen, und ſo zu einer Entfremdung von der Außenwelt, einer ſtolzen Selbſtgenügſamkeit und einem Allein-

---

verbleiben.“ Der Brief, den Hamann hierauf an Jacobi ſchrieb, geht einem bis in die Sele; aber er trägt und ſiegt. „Buße will ich thun in Staub und Aſche. Wollte Gott, daß mein Fall zum Aufrichten Anderer etwas beitragen könnte! Wenn ich gleich ſinke, bin ich deßhalb noch nicht untergegangen. Die ganze Lauge werde auf dieſen alten, grauen Scheitel ausgegoſſen! Gott wird meine armen Kinder und ihre ehrliche Mutter ſchonen.“ Indeß darf nicht vergeſſen werden, daß die Sprache, welche Hamann auch Behörden gegenüber nicht verläugnen konnte und wollte, der Same zu ſolcher Frucht geweſen iſt. —

*) Den Anführer des Reigens der Weltſchmerzhelden mit ſich zuſammenſtellend, ſagt Hamann im 3. hierophantiſchen Briefe: „Was ſind ſämmtliche Leiden des jungen Werthers gegen den Druck, worunter ich Gottlob! ſchon ſieben Jahre in meinem Vaterlande als ein Palmbaum getrieben.“

leben gedrängt werden. Dazu wirkten indeß nicht blos die äußerlichen, von seinem Charakter mit hervorgerufenen Umstände; vielmehr war die Absonderung und das Beharren bei seiner Eigenheit Grundsatz, Absicht. Am klarsten und schärfsten spricht er sich hierüber in einem Briefe an den Baron v. W. aus. (Br. 27.) Er erzählt von der Bärin, welche ihr Junges lange ohne Erfolg beleckt hatte und dann unwillig sprach: „Geh, Unart, wenn ich mir auch an dir die Zunge aus dem Schlunde leckte, so wirst du doch niemals so artig als ein Affe werden!" Nachdem ich, fährt er fort, mich lange genug gefragt hatte, wie ich diese kleine Fabel auf mich selbst anwenden möchte, gab ich mir endlich folgende Antwort: du würdest nicht klüger, als diese Bärin handeln, wenn du die Rauhigkeit und Unförmlichkeiten deines Naturells zu verwandeln dich bemühen wolltest. Es würde mir niemals gelingen, den mürrischen Ernst meiner Vernunft in den gaukelnden Witz eines Stutzers umzugießen. Laß diejenigen, die zu den Höfen großer Herren geboren sind, weiche und seidene Kleider tragen; derjenige, welcher zu einem Prediger in der Wüste berufen ist, muß sich in Kamelhare kleiden und von Heuschrecken und wildem Honig leben." Ebenso bezeichnend ist folgende Stelle aus einem Briefe an J. G. Lindner (Br. 40): „Sagen Sie mir, liebster Freund, wie der gute Name eines höflichen Mannes mit dem Bunde eines guten Gewissens bestehen kann, den wir in der Taufe mit Gott gemacht haben, und ob Sie nicht der Religion so vielen Schaden durch Ihren menschenfreundlichen Wandel thun, als ich durch meine cynische Denkungsart?" Schon in seiner ersten Schrift liest man: „Ein Menschenfreund! Dies ist bisweilen ein Titel, der sich durch Schulden und die Verschwendung eines verdorbenen Geschmacks erwerben läßt. Es gibt eine Art des Menschenhasses, der keine Krankheit der Galle noch der Einbildung, sondern eine Schwermut der Vernunft ist, die uns vielleicht so aufgelegt zu strengen Sitten machen würde, als die Schwermut des Temperaments zu einigen Künsten und Wissenschaften." Diese Anschauung behielt er bis in sein Alter. Drei Jahre vor seinem Tode schrieb er an Jacobi: „Ich bin, wie Sie wissen, ein Sauvage

du Nord sans rime et sans raison, der sich weder auf Reime, noch Syllogismen versteht, weder auf Manieren, noch Maximen." (G. S. 84.) Etwa ein Jahr später: „Gott versteht mich, weil ich aus mir selbst um nichts klug werden kann. Ja, lieber Fritz, — unsere Mißverständnisse gehören zu den arcanis der göttlichen Haushaltung und Regierung. Sie hängen, wie das Unkraut mit dem Waizen, zusammen, daß alles bis zur Ernte wachsen muß und in statu quo gut ist und wird." (G. S. 318.) Auch aus folgenden gleichzeitigen Worten spricht die ungebrochene Selbständigkeit, aber auch die Vereinsamung seines Lebens: „Haben Sie Mitleiden mit einem alten Invaliden, der an nichts denkt, als sein Haus zu bestellen oder reisefertig zu sein, der ohne Magen, Kopf und Stimme, sich von der großen Welt absondern und aus Not die Einsamkeit seines wüsten Kämmerleins allem Geräusch und Gepränge vorziehen muß; dem Berlin noch gleichgiltiger als ein wälsches Bedlem oder chaldäisches Bäbel ist, der alle salomonische Herrlichkeit nicht mit dem Los eines Lazarus vertauschen möchte, der mit einer zuckersüßen Rache im schäumenden Munde — mit einer Wut, die nur ein Sauvage du Nord, aber kein alles zermalmender Kunstrichter der reinen Vernunft nachzuempfinden fähig ist, das Ende aller Dinge und sein eigenes zum einzigen Augenmerk der wenigen ihm noch übrigen Augenblicke macht." (VII, 304.)

Hamann hat also in dem Streben, seine volle Persönlichkeit zu behaupten, offenbar auch die Schattenseiten zu sehr konservirt. Er hat es erreicht, dazustehen, wie ein Fels im brausenden Meere; aber er hat es nicht gelernt, Aller Knecht zu werden, etwas von sich aufzugeben, um dadurch andere für seinen König zu gewinnen, in die Anschauung Anderer einzugehen, um sie in die Fülle des ihm geschenkten Lebens einzuführen. Er hat vielmehr die Härten, Rauhigkeiten, Kanten und Spitzen seiner Persönlichkeit nicht selten absichtlich und mit Vorliebe hervorgekehrt, dadurch verwundet und abgestoßen, und dem Berufe geschadet, den Gott ihm gegeben hatte. Was er gesät, hat er geerntet. Er wollte seine Natur festhalten; das ist ihm so sehr gelungen, daß er vereinsamte. Man kann allerdings sagen, bei der menschlichen Gebrechlichkeit und Einseitig-

keit ist eine solche Verirrung eines in eminentem Sinne selbständigen Charakters unvermeidlich; man muß aber auch immer bekennen, daß sie ein Schatten ist und bleibt.

Da Mensch und Autor bei Hamann unzertrennlich sind, so ist es natürlich, daß die geschilderte, in Singularität und Isolirung sich verirrende Selbstheit seines Wesens auch in seiner Schreibart gefunden wird. Sein Stil ist ebenso einzigartig, wie er selbst, von der Sprache anderer Menschen abgesondert, fremd und unnahbar. Es herrscht in ihr nicht blos jene notwendige, in der Sache selbst liegende Dunkelheit, von der oben gesprochen ist, sondern ein innerer Drang, sich von der allgemeinen Sprachweise zu entfernen, eine bis aufs äußerste getriebene Individualität, die mitunter für Hamann selbst unverständlich wurde*). Er läßt sich nicht liebend herab, seine Sprache zu wandeln, wie Paulus, damit man ihn nur verstehe; er kann auch nicht wie dieser Felsenmann rühmen: „Ich will in der Gemeine lieber fünf Worte reden in meinem Sinn, auf daß ich auch Andere unterweise, denn sonst zehntausend Worte mit Zungen." Vielmehr ist's, als wenn Hamann sagte: „Wer meine Sprache versteht, mag von mir lernen; wem sie hart und barbarisch dünkt, gehe seines Weges! Meine Zunge kann ich nicht ändern, er ändere sein Ohr"**). Der lebenskräftige Kern und die

*) Er schreibt an Jacobi: „Wenn es mir so geht, daß ich mir selbst deutlich zu sein aufhöre, sobald ich abgekühlt bin, wie darf ich mich wundern, andern nicht genug deutlich zu sein?" (G. S. 227.) „Ich habe so viele postirliche Versuche gemacht, mich selbst zu lesen, daß ich fast eben so leicht und lebhaft mit den Vorurteilen meiner Feinde als Freunde sympathisiren kann. . . . Sich in alle die Situationen zu versetzen, welche diese Irrwische (seine kleinen Schriften) hervorgebracht, ist eine wahre Selenfolter, und ich habe allen Appetit verloren, an eine so herkulische Arbeit zu denken, als erfordert würde, einen solchen Mistfall auszukehren und aufzuräumen, und mich auf alle die kleinen Anlässe zu besinnen, welche Einfall und Ausdruck mit und ohne Fug erzeugt." (G. S. 47.) „Ich verstehe mich selber nicht, und begreife nicht, wie es möglich ist, diese Misthaufen —" (G. S. 495.) Aehnlich VII, 200, wo er seine Schriften Mißgeburten nennt; vergl. auch Anm. S. 104.

**) Nicht ohne Grund schreibt ihm Jacobi: „Davor war mir immer bange, daß Sie sich dem großen Publicum, welches die Berliner verführen,

süße nahrungsreiche Milch seiner Gedanken ist nicht nur in einer kokosnußartigen Schale verborgen, — das ist bei Hamann die Ordnung der Natur (VII, 102), — sondern um die Schale sind mit Absicht und Vorliebe noch Stacheln und Reifen geschmiedet.

Es kann bei dieser allgemeinen Charakteristik nicht mein Zweck sein, diese Stacheln und Reifen hier einzeln namhaft zu machen. Zu den Reifen gehört unter anderm die Verkehrung der Fülle und Gedrungenheit seines Stiles in jene Schreibart, die er selbst seinen verfluchten Wurststil nennt*), die Häufung von solchen Citaten und Anspielungen, deren Verständnis er kaum Jemanden zumuten konnte, die Bildung von Begriffen und Redewendungen aus denselben, die Ellipsen, welche durch die Sprünge seiner kühnen Phantasie, die Allegorien, welche durch das überbrückende Genie seiner Combinationsgabe hervorgezaubert werden, die individuellen Ausdrücke ganz individueller und momentaner, in ihm selbst nicht haftender Anschauungen u. s. w. — Zu den Stacheln zähle ich vornehmlich

---

nicht verständlich machen, also nur für diejenigen geschrieben haben würden, welche die Berliner nicht verführen können." (G. S. 178.)

*) „Mein verfluchter Wurststil, der von Verstopfung herkommt, und von L.'s (Lavaters) Durchfall ein Gegensatz ist, macht mir Ekel und Grauen; ich habe schlechterdings einen Freund zum Corrector und Erinnerer nötig, der mir hier (in Königsberg) fehlt." (G. S. 186.) Mir ist es sicher, daß kein Freund ihn von diesem Stil geheilt hätte, ebensowenig wie von den Einseitigkeiten seines Wesens, die ihm auch widerwärtig waren, und die er doch festhielt. Er gesteht das selbst: „Mein fester Vorsatz und Wunsch ist, anders zu schreiben, ruhiger und deutlicher. Aber die altera natura läßt sich mit keiner furca austreiben." (G. S. 495.) An Häfeli 2. Juli 1780: „Mir wird bei dem, was ich selbst geschrieben, so übel und weh als dem Leser, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüsse gehören, verraucht sind und so ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung übrig bleibt. Ich habe mich in eine solche Manier zu schreiben hineinstudirt, die mir weder selbst gefällt, noch natürlich ist, — und weil von St. Paulo die Rede ist, so wünschte ich auch lieber fünf Worte im Publico mit meinem Sinn, denn sonst zehntausend Worte mit Zungen und mit dem Geist. Unterdessen muß jeder Vogel mit dem Wuchse seines Schnabels zufrieden sein." (VI, 151.) Ueber die scharfe Selbstkritik der Mängel seines Stils s. auch Br. a. J. vom 3. April 1786, Schluß. —

die Ueberſchärfung der Ironie und des Sarkasmus, wozu er durch die ſtolze, ihm wohl bewußte Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und durch den Blick auf die glückſelige Behaglichkeit der Kinder der Zeit im Gegenſatz zu ſeiner gefängnisartigen Lage ſich verlocken ließ. Dieſe nicht notwendigen Stacheln haben wahrſcheinlich mehrere zurückgeſchreckt, als die notwendigen Kamelshare. Göthe erzählt: „So viel glaubte ich durchaus zu erſehen, daß Hamann, die Ueberlegenheit ſeiner Geiſtesgaben aufs innigſte fühlend, ſich jederzeit für etwas weiſer und klüger gehalten, als ſeine Correſpondenten, denen er mehr ironiſch als herzlich begegnete. Gälte dies auch nur von einzelnen Fällen, ſo war es für mich doch die Mehrzahl, und Urſache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.“ Göthe und viele Andere, denen Kunſt und Behaglichkeit über Wahrheit und Heiligkeit ſteht, würden kein Verlangen haben, ſich vom hamannſchen Kerne zu nähren, auch wenn alle Reifen und Stacheln fortgeſchafft werden könnten; aber dennoch bleibt es ein Mangel, daß Hamann wie ſeine Perſönlichkeit ſo auch ſeine Autorſchaft mehr vereinſamt und abgeſchloſſen hat, als es die normale Entwicklung des von Gott in ihn gelegten Keimes mit ſich gebracht hätte. Die Folge iſt wie auf ihn ſelbſt ſo auf ſeine Werke und Wirkſamkeit zurückgefallen. Vielleicht in viel größerem Maße noch als ſein eigentliches Weſen iſt die dargelegte Verirrung deſſelben die Urſache, daß ſeine Autorſchaft bis heute ſeufzen muß: „Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüſte; ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verſtörten Städten. Ich wache, und bin wie ein einſamer Vogel auf dem Dache.“

Er iſt allerdings ein Prediger in der Wüſte, bekleidet mit Kamelharen, genährt von Heuſchrecken und wildem Honig, ein Prophet, den die weichen, zarten, planen Leute meiden, die lebeluſtigen einkerkern, die fanatiſchen erwürgen, er iſt allerdings ein Magus, deſſen Stimme Herodes und die Schriftgelehrten nimmer verſtehen. Aber man hat ſein ſüßes, rauſchendes Harfenſpiel zum Lobe ſeines Königs auch darum nicht gehört und hört es bis heute nicht, weil er Saiten auf ſeine Harfe geſpannt hat, die nur ihm eigen, nur ſeinem Ohre verſtändlich waren, alſo, daß man nicht

wiſſen konnte, was von ihm geharft wurde. Man hat auf den Ton ſeiner gewaltigen Poſaune zum Teil auch darum ſich nicht in hellen Haufen zum Streit für ſeinen hohen König gerüſtet, weil allzu ſinguläre, nur ihm bekannte, alſo undeutliche Töne darunter waren, die er in vernehmbare Signale nicht umwandeln wollte oder konnte.

Wer in dem brennenden, ſcheinenden Lichte Hamanns fröhlich ſein will, der ſoll auch von ſeinen Schatten lernen!! —

Die Vorläufer der Hamannschen Autorschaft.

Während und unmittelbar nach jener Umwandlung, von der oben erzählt ist, entstanden einige Schriften, welche Hamann noch nicht zu seiner Autorschaft rechnet, die aber als prophetische Vorläufer derselben anzusehen sind: Die biblischen Betrachtungen eines Christen, Brocken, Gedanken über meinen Lebenslauf. Dazu kommen einige Briefe vom Frühjahr 1758 bis zum Herbste oder Winter des folgenden Jahres.

Im Lebenslauf erzählt Hamann mit jener Lust zur Wahrheit, welcher Selbstschmeichelei und Selbsttäuschung als die Urwurzel aller Verirrung im Leben und Denken verhaßt ist, die Hauptzüge seines äußern und innern Lebensganges bis zu dem Punkte, wo die Selbstentwicklung ihre traurigen Früchte gereift hatte, und wo durch das Wort und den Geist Gottes der lebendige Keim einer neuen Entwicklung in ihn gelegt wurde. — Die Gedanken über den Lebenslauf sind in der That Selbstbekenntnisse, nicht Selbstbespiegelungen, nicht Selbstentschuldigungen, nicht Selbstverherrlichungen. Man spürt in ihnen das Rauschen des Geistes, der, aus der Wahrheit geboren, von Wahrheit zu Wahrheit führt und den Geist frei macht. Sie sind ein thatsächlicher Beweis des Wortes, was Hamann zu Haggai I. anmerkt: „Wie bald würde die Blindheit der Menschen aufhören, wenn sie im Stande wären, ihre eigenen Wege zu betrachten."

Die biblischen Betrachtungen eines Christen sind Anmerkungen zu einzelnen Schriftstellen, welche Hamann bei dem

Lesen der Bibel, das ihn aus dem Schiffbruch rettete, zunächst für sich selbst niederschrieb. „Was wollen Sie, schreibt Hamann an J. G. Lindner (9. März 1759), für große Anstalten zu ihrem neuen Studium (dem theologischen) haben? Drei Leibbücher wären für mich hinlänglich. Das erste (die Bibel) lesen und schmecken Sie schon, und wenn Sie solches als ein **Christ** lesen, so wird es Ihnen, als einem **Gottesgelehrten**, mehr zu Statten kommen, als ein Auszug der besten Ausleger u. s. w." Die biblischen Betrachtungen zeigen in vollstem Maße, daß es sich also verhält.

Es gibt zwar keine Erklärung des Wortes Gottes, die desselben würdig wäre; aber diese bruchstückartigen, hamannschen Bemerkungen lassen eine solche ahnen. Ich wenigstens habe kaum irgendwo reichlichere Geistesnahrung in Bibel-Auslegungen gefunden, und selten ist mir bei Lesung menschlicher Schriften ein so unmittelbares und festes Bewußtsein über das, was Gottes Wort ist und in sich birgt, aufgegangen. Männer selbst, die über Hamann nur sprechen konnten: „Du bist voll süßen Weines! oder: Du rasest! die große Kunst macht Dich rasen!" mußten etwas von einer unbekannten Geistesgewalt fühlen, wenn Hamann über das Wort Gottes sprach. Derselbe Lindner, welchem Hamann den Rat gab, Empfindungen nicht für Glauben zu halten, erzählt noch dreißig Jahre nach des Letzteren Tode, daß er demselben einmal „bei seinen Auslegungen ganz gleichgiltiger Stellen der Bibel" gesagt habe: „Geben Sie mir Ihr originelles Talent, durch den Zauber eines solchen Proteuswitzes, wie der Ihrige, Erde in Gold und Strohhütten in Feenpaläste zu verwandeln, so will ich aus dem Schmutze Krebillonischer Romane und Aretinischer Bibliotheken alles das sublimiren, was Sie aus jeder Zeile der Bücher der Chroniken, Ruth, Esther u. s. w. glossiren und interpretiren!" (III, S. VIII.) Der krösusreiche Mann, welcher des Gotteswortes so wenig bedarf, daß er noch wähnen kann, erst der verständige, witzige Menschengeist müsse das arme Gotteswort reich machen! Ihm konnte Hamann freilich nur antworten: „Darauf sind wir angewiesen!" Ich meine auch, darauf sind wir Arme, die in sich selbst nicht das

Leben haben, angewiesen, daß wir die verborgene Herrlichkeit des in Knechtsgestalt gehüllten Gotteswortes schauen lernen und davon uns nähren, davon leben. „Jede biblische Geschichte, sagt Hamann, ist eine Weissagung, die durch alle Jahrhunderte und in der Sele jedes Menschen erfüllt wird. Jede Geschichte trägt das Ebenbild des Menschen, einen Leib, der Erde und Asche und nichtig ist, den sinnlichen Buchstaben; aber auch eine Sele, den Hauch Gottes; das Leben und das Licht, das im Dunkeln scheint, und von der Dunkelheit nicht begriffen werden kann. Der Geist Gottes in seinem Wort offenbart sich wie das Selbständige — in Knechtsgestalt, ist Fleisch — und wohnt unter uns voll Gnade und Wahrheit."

Diese Worte fand der Herausgeber der Hamannschen Schriften auf einem besondern Blatte und hat sie den Betrachtungen vorgesetzt. Mit Recht. Sie bilden den Kern und das Ziel derselben. Ueberall sucht Hamann in der irdischen, niedrigen Erscheinung des Wortes Gottes das Leben und das Licht, die Gnade und die Wahrheit, die von oben ist. Ueberall gräbt er nach der Wurzel der Sachen, um aus ihr das allgemeine Wesen der einzelnen Erscheinungen, das inwohnende Gesetz ihrer Entwicklung und ihre verborgene Verbindung zu erkennen*). Wohl dem, der zu suchen und zu finden versteht, wie er!

---

*) Um ein Beispiel herauszugreifen, will ich wenigstens in einer Anmerkung die Gedanken Hamanns zu Apostelg. 17 mitteilen. „Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anders, denn etwas Neues zu sagen und zu hören." Hamann betrachtet diesen einzelnen Fall sogleich in Verbindung mit dem immer und überall sich kundgebenden Triebe der Menschen nach dem Neuen. Durch irdische Gegenstände wird dieser Trieb nur vermehrt, nicht gestillt, bis er am Ende einer verirrten Entwicklung in krankhaftester und hoffnungslosester Form hervortritt, wie bei den Athenern zur Zeit Pauli. Der Mensch kann mit dem, was er kennt, nicht zufrieden sein, weil darin sein Ziel nicht besteht. Darum muß er nach etwas Neuem trachten. Aber weder „im Laufe der Natur noch im Gesichtskreise unserer Vernunft und jedes vernünftigen Geschöpfes ist etwas Neues anzutreffen," wie Hamann weiter nachweist. Es ist also „die Neugierde eine Art des Aberglaubens und der Abgötterei," des Aberglaubens, da man glaubt, es

Die Brocken sind, wie die biblischen Betrachtungen noch in London geschrieben. Dem Titel ist der Spruch beigefügt: „Sammelt die übrigbleibenden Brocken, daß nichts umkomme.“ (Joh. 6, 12.) Hamann wollte in diesen Blättern die Früchte seines Nachdenkens, wie seiner Erfahrung sammeln. Es sind Brocken geblieben, aber Brocken von nahrungsfähigem Geistesbrot. Die wenigen Seiten enthalten die Wurzeln des Baumes jener Erkenntnis, die nicht den Tod, sondern das Leben bringt. — F. H. Jacobi hatte Gelegenheit, sich das Manuscript abzuschreiben, und wurde von seinem Inhalte so angezogen, daß er einige Hauptgedanken in Allwills Briefsammlung (Br. XV) aufnahm, lange vorher, ehe

---

gebe etwas neues, wiewol es nichts gibt, der Abgötterei, da man dem vermeintlich Neuen als dem Götzen des Tages sich für eine Zeit beugt, bis es sich als Altes herausgestellt hat. Zugleich aber ist die Neugier eine unbewußte Prophetie. Gott schafft das Neue. Seine Vereinigung mit der Menschheit in Christo und die Art, wie er diese Vereinigung zu Wesen bringt, ist „die einzige Neuigkeit, die für die Erde und ihre Einwohner wichtig, allgemein und wirklich neu ist, ja niemals aufhören wird, neu zu sein.“ „Dies ist also der einzige Gegenstand, für den uns der Trieb der Neugierde von Gott eingepflanzt ist; dies ist der einzige Gegenstand, der demselben genug thun kann, der unsere Neugierde in Weisheit verwandelt. Dies ist ein Durst, den wir ungeachtet unserer Erbsünde fühlen, den alle irdische Brunnen nur vermehren, und den nur die lautere, himmlische Quelle stillt. Je mehr er davon trinkt, desto reicher wird der Zufluß, und es ist unmöglich, davon zu viel zu trinken.“ Warum gleichwol die Athener, wie überhaupt die neugiervolle Menschheit das Neue, was sie mit Schmerzen verlangt, nicht annimmt, darüber spricht Hamann zu Apost. 17, 23 sich so aus: „Dies ist einer von den unzähligen Widersprüchen, die wir in unserer Natur finden, und deren Auflösung uns unmöglich ist. Die Vernunft ist geneigt, einem unbekannten Gotte zu dienen, aber unendlich entfernt, ihn zu kennen. Sie will ihn nicht kennen, und was noch erstaunender ist, wenn sie ihn erkannt hat, hört sie auf, ihm zu dienen. Dies ist ein Grund, warum Gott so spät und so langsam sich entdeckt; er weiß, daß seine Kenntnis den Menschen ein Anstoß, ein Aergernis ist, sobald er sich ihnen offenbaren und zu erkennen geben will. Die Athener waren andächtig genug, um vor einem unbekannten Gotte niederzufallen; sobald aber dieser unbekannte Gott ihnen entdeckt wird, ist ihnen nichts mehr daran gelegen; sie spotten darüber.“

das Ganze gedruckt wurde, freilich leider ohne sie in sich aufzunehmen. —

Die Briefe endlich sind in dieser, wie in den späteren Perioden der schriftstellerischen Thätigkeit Hamanns ein Schlüssel zu seiner hieroglyphischen Autorschaft. Was sein Innerstes bewegte, womit er lange schwanger ging, ehe ein geistlich Kind geboren wurde, das legt er in den Briefen seinen Freunden zwar körnig und originell, aber schlicht und verständlich vor die Augen.

Schon in diesen ersten Aufzeichnungen Hamanns ist jener Same zu erkennen, aus dem die spätern Schriften Hamanns geboren sind, und von dem er selbst einmal sagt: „Den Samen von allem, was ich im Sinne habe, finde ich allenthalben." (G. S. 495.) Sie bilden indeß nicht, wie diese, ein organisches Ganze, sondern geben neben einander gestellte Gedanken; ich versuche, diese in den allgemeinsten Umrissen und einer innern Ordnung wieder zu geben. —

Ich beginne natürlich mit dem kräftigen Keime seiner Autorschaft, seinem Verlangen nach dem ganzen, vollen, wahren Leben und seiner heiligen Scheu, Namen und Wörter für die Sache zu nehmen. „Ich lasse mich nicht durch Namen, so wenig als durch Wörter hintergehen. Meine Menschen sind nicht elfenbeinerne, Sie müßten mich denn für einen Elefanten selbst halten. Nicht Cadavera, nicht Klötze, nicht tote Bäume — sie fühlen und schreien Gottlob und überführen mich, daß ich sie nicht von fern ausspeculire, sondern sie mit meinem Dolch so gut als Bogen treffe. Gott ist in den Schwachen mächtig; das sind aber keine schwache Leute, die ihre Nächsten so lieblos beurteilen, und anstatt als Hirten lebendiger Lämmer sich anzusehen, sich für Pygmalions halten, für große Bildhauer, deren liebreiches Herz den Othem des Lebens ihnen mitteilen wird, si Diis placet!" (Br. 52.) Ja, wenn es Gott gefällt! Kein philosophischer Pygmalion wird den Gebilden seines Kopfes Leben einhauchen, noch viel weniger durch sie Leben schaffen. „Ich muß, versichert Hamann Kant (Br. 49.), beinahe über die Wahl eines Philosophen zu dem Endzweck, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen. Ich sehe die

beſte Demonſtration, wie ein vernünftiges Mädchen einen Liebesbrief, und eine Baumgartenſche Erklärung wie eine witzige Fleurette an." „Ein Lügner weiß beſſer, als ich es ihn überführen kann, daß er lügt; er weiß ebenſo gut, als ich, daß er nicht lügen ſoll. Iſt hier alſo die Rede vom Lehren und Unterrichten?" (Br. 54.)

Nicht auf Demonſtrationen, ſondern auf Thatſachen beruht Hamanns Leben und Ueberzeugung; ſeine Beweismittel nimmt er darum auch nicht aus den logiſch-metaphyſiſchen Luftſchlöſſern, ſondern aus dem wahrhaften Leben und ſeinen Thatſachen. „Ich will auf einmal, mein Herr Magiſter, heißt es in demſelben Brief an Kant, Ihnen die Hoffnung benehmen, ſich über gewiſſe Dinge mit mir einzulaſſen, die ich beſſer beurteilen kann, wie Sie, weil ich mehr Data darüber weiß, mich auf Fakta gründe, und meine Autoren nicht aus Journalen, ſondern aus mühſamer und täglicher Hin- und Herwälzung derſelben kenne; nicht Auszüge, ſondern die Akten ſelbſt geleſen habe, worin des Königs Intereſſe ſowol als des Landes debattirt wird."

Mit erhabenem Spott ſchilt er ſeinen Bruder: „Was Narren ſchreiben, darum biſt Du neugieriger, als was Gott thut; ja wenn Du auch nur jene zu verſtehen und anzuwenden wüßteſt!" (I, 457.) Die Fakta und Data, welche Hamann für feſtern Grund hält, als die Schreibereien der Narren und Weiſen, ſind freilich nicht die allein, welche von den Sinnen geſchaut, gehört, getaſtet, oder ſonſt wahrgenommen und ausgemacht werden können. „Man muß nicht glauben, was man ſieht, — geſchweige, was man hört!" ſchreibt er an Kant (Br. 49.) und an J. G. Lindner (Br. 36.): „Herr B. (Berens) wird noch Zeit nötig haben und ganz andere Erfahrungen, als er bisher gehabt oder kennt, ehe er vieles in meinem Lebenslauf, ſowie in meinen Briefen verſtehen kann. Fleiſch und Blut ſind Hypotheſen — der Geiſt iſt Wahrheit!"

So viel höher das Geiſtesleben über dem Sinnenleben ſteht, ſoviel grundlegender ſind die Geiſtesfakta, als die ſinnlichen, ſichtbaren. Die Thaten Gottes, des abſoluten, perſönlichen Lebens, ſind die abſoluten Grundlagen alles Lebens. Im zuletzt erwähnten

Briefe heißt es: „Gottes Wort und Gottes Werk ist alles, worauf ich mich gründe, dem ich glaube. — Lucrez singt: die Götter sind Schlafmützen, und Spinoza: Mechanismus, was ihr Gott zuschreibt. Anstatt daß Mose schreibt: Am Anfang schuf Gott, beweist Büffon: Am Anfang fiel ein Komet auf die Sonne, daß die Stücke davon flogen."

Das Gotteswerk, was für Hamann der Schlüssel zum Verständnis aller andern war, ist die Rettung und Neugestaltung seines Lebens, wie er sie im Lebenslauf ausführlich erzählt. Diese erste Gottesthat und die von ihr ausgehenden Wirkungen bilden den innersten Halt seines Lebens. Ihnen allein verdankt er seine männliche Festigkeit und freie Selbständigkeit, durch die er in jener eben so tyrannischen, wie sclavischen Zeit als ein Wunder dasteht. „Wenn ich nicht einen Gott glaubte, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der unsere Thränen uns versprochen hat selbst abzutrocknen, wie würde ich ohne diesen Glauben fortkommen? Ich würde hundert thörichte Dinge anfangen, mich irre machen, und dem großen Haufen auf der großen Straße nachlaufen; jetzt bin ich ruhig, erwarte, was mir Gott noch auflegen will." (I, 365.) Die Werke Gottes also, nicht Formeln der Vernunft, sind die Grundlage der Ueberzeugung. Diesen Grundsatz wendet Hamann übrigens nicht blos auf die Lehren der Vernunft, sondern ebenso auf die Lehren der Schrift und christlichen Kirche an. Nicht die Lehre über die Wahrheit, sondern das Leben, das die Wahrheit besitzt, ist das, was er sucht. Zu 2. Johannis merkt er an: „Johannes nennt Wahrheit, was andere Apostel Evangelium, die Predigt Jesu, den Glauben an ihn u. s. f. nennen. Man sieht hieraus, daß die Wahrheit der Lehre nicht auf Worten, auf Formeln, sondern auf dem Geiste, dem Sinne, den Begriffen beruht; wenn diese mit Gottes Wort übereinstimmen, so kann man jedem seine Ausdrücke lassen. Liebe selbst hat öfters den Begriff des Glaubens, und ist nichts, als ein thätiger Glaube, der Odem oder das Leben des Glaubens." „Thut eures Vaters Werke, versteht das, was ihr redet, wendet eure Erkenntnis recht an und setzt euer Ach! am rechten Ort. Durch Wahrheiten thut man mehr Schaden als durch

Irrtümer, wenn wir einen widersinnigen Gebrauch von den ersten machen und die letzten durch Routine oder Glück zu modificiren wissen; wie mancher Orthodox zum Teufel fahren kann, trotz der Wahrheit und mancher Ketzer in den Himmel kommt, trotz dem Bann der herrschenden Kirche oder des publici!" (Br. 49.) Etwa zwei Jahre später schreibt er (Br. 87): „Ich weiß, daß ich in der Lehre und im Leben ein verirrt Schaf bin; es ist mir aber ein großer Trost, daß ich zu einer Kirche gehöre, welche so wenig gute Werke als Orthodoxie zur Gerechtigkeit macht, die vor Gott gilt."

Die Werke und das Leben Gottes hat Hamann durch das Wort Gottes erfahren. Das Wort Gottes hat ihn gerettet; das Wort Gottes ist seine Kraft, das Wort Gottes sein Licht; aus dem Wort Gottes stammt der Gesammt-Inhalt seines Lebens. Darum betrachtet er die Werke und das Wort Gottes in ihrer Einheit als das unwandelbare Fundament, worauf er sich gründet. Das Wort Gottes ist ihm dasjenige Werk, wodurch alle andern Gottesthaten erst eine verständliche Sprache Gottes an die Menschen werden. „Natur und Geschichte sind die zwei großen Commentarii des göttlichen Worts, und dieses hingegen der einzige Schlüssel, uns eine Erkenntnis in beiden zu eröffnen." (I, 138.) „Die Natur ist herrlich; wer kann sie übersehen? wer versteht ihre Sprache? Sie ist stumm, sie ist leblos für den natürlichen Menschen. Die Schrift, Gottes Wort, ist herrlicher, ist vollkommener; ist die Amme, die uns die erste Speise gibt, und uns stark macht, allmälig auf unsern eignen Füßen zu gehen." (I, 86.)

Das Leben also und zwar das Leben in seiner vollen Erscheinung, das Leben aus Gott und in Gott, nicht eine einseitige Erkenntnis oder Wissenschaft ist das Ziel, nach dem Hamann auch in dieser Periode seines Lebens strebt. Ebenso klar spricht er es auch schon in dieser Zeit aus, daß das Organ, womit das Leben aufgefaßt und verstanden wird, nicht das einseitige Denken, sondern das Leben des Menschen in seiner einheitlichen Totalität ist. Wer Gott, das absolute Leben, die volle Wahrheit, zu fassen und zu verstehen vorgibt, maßt sich damit an, Gott, das absolute Leben selbst zu sein. „Kant beruft sich auf das Ganze, um von der

Welt zu urteilen. Dazu gehört aber ein Wissen, das kein Stück-
werk mehr ist. Vom Ganzen also auf die Fragmente zu schließen,
ist ebenso, als von dem Unbekannten auf das Bekannte. Ein
Philosoph also, der mir befiehlt, auf das Ganze zu sehen, thut
mir ebenso schwere Forderung an mich, als ein anderer, der mir
befiehlt, auf das Herz zu sehen, mit dem er schreibt. Das Ganze
ist mir ebenso verborgen, wie mir Dein Herz ist. Meinst Du
denn, daß ich ein Gott bin? Du machst mich dazu durch
Deine Hypothese, oder hältst Dich selbst dafür!" (I, 491.)

Weil unser Leben auf seiner jetzigen Entwicklungsstufe nur
Stückwerk ist, kann auch unser Wissen vom Leben nur Stückwerk
sein. Vor dieser Thatsache hat Hamann sich stets und offen in
Demut gebeugt, nie, auch nicht in versteckter Weise gegen ihren
Stachel gelöckt. „Wir leben hier von Brocken. Unsere Gedanken
und nichts als Fragmente. Ja unser Wissen ist Stückwerk." (I, 129.)
Je mehr ein Mensch vom Leben erfährt, desto mehr offenbart sich
ihm das Leben in seiner geheimnisvollen Höhe und Tiefe und
Breite, desto bruchstückartiger muß ihm also sowol das eigne Leben,
wie das eigne Wissen erscheinen. Darum fährt Hamann unmittel-
bar nach den oben mitgeteilten Worten fort: „Ob der Stolz nicht
öfters ein Kind des Leichtsinns ist, gehört für die Kenner des
menschlichen Herzens; um wie viel aber ein leichtsinniger Stolz
besser oder schlechter, als ein steifer ist, damit mag sich ein Sel-
besser abgeben. Die Unwissenheit der Flüchtigkeit im
Denken macht eigentlich stolze Geister; je mehr man
aber darin weiter kömmt, desto demütiger wird man,
nicht im Stil, sondern am inwendigen Menschen, den
kein Auge sieht und kein Ohr hört und keine Elle ausmißt."

Die Selbsterkenntnis, die nicht Theorie, sondern Thatsache ist,
erklärt Hamann für den Beginn und das Prinzip aller Wissenschaft.
„Wie bald würde die Blindheit der Menschen aufhören, wenn sie
im Stande wären, ihre eigenen Wege zu betrachten." (I, 108.)
Die Selbsterkenntnis ist die schwerste und höchste, die leichteste
und ekelhafteste Naturgeschichte, Philosophie und Poesie." (I, 430.)
Wer sich selbst erkennt, weiß, daß er nicht blos ein denkendes

Wesen, sondern ein lebendiger Mensch ist; er weiß, daß sein Leben weder selbständig noch normal ist, daß es durch Losreißung von der Wurzel und vom Gesammt-Organismus des Lebens verkümmern muß und nur in der Gemeinschaft mit jener, wie mit diesem zur wahren Entfaltung gelangt. Wo die Selbsterkenntnis beginnt, beginnt darum auch der Drang, für das eigene Leben die notwendige Gemeinschaft mit dem Leben Gottes und des Nächsten zu finden, Gott und den Nächsten kennen zu lernen. Dadurch wächst naturgemäß das eigene Leben, und mit demselben zugleich die Selbsterkenntnis: „Man sieht, wie notwendig unser Selbst in dem Schöpfer desselben gegründet ist, daß wir die Erkenntnis unserer selbst nicht in unserer Macht haben, daß um den Umfang derselben auszumessen, wir bis in den Schoß der Gottheit dringen müssen, die allein das ganze Geheimnis unseres Wesens bestimmen und auflösen kann. Die erste Ursache aller Dinge, von der wir so unmittelbar abhängen, muß daher unumgänglich zu Hilfe genommen werden, wenn wir unser eigen Selbst, unsere Natur, Bestimmung, Einschränkung einsehen wollen. Nächst dieser ersten Ursache gehört dazu eine Kenntnis aller der Mittelwesen, die mit uns in Verbindung stehen, und die durch ihre Wirkung unsere hervorbringen helfen oder zu ändern im Stande sind. .... Um die Erkenntnis unserer Selbst zu erleichtern, ist in jedem Nächsten mein eigen Selbst als in einem Spiegel sichtbar. Wie das Bild meines Gesichts im Wasser wieder erscheint, so ist mein Ich in jedem Nebenmenschen zurückgeworfen. Um mir dieses Ich so lieb als mein eigenes zu machen, hat die Vorsehung so viele Vorteile und Annehmlichkeiten in der Gemeinschaft der Menschen zu vereinigen gesucht. — Gott und mein Nächster gehören also zu meiner Selbsterkenntnis, zu meiner Selbstliebe. Was für ein Gesetz, was für ein entzückender Gesetzgeber, der uns befiehlt, ihn selbst mit ganzem Herzen zu lieben, und unsern Nächsten als uns selbst! Dies ist die wahre und einzige Selbstliebe des Menschen, die höchste Weisheit der Selbsterkenntnis eines Christen!“ (I, 133. 135.) Hierzu nehme man noch folgendes Wort an J. G. Lindner (Br. 47): „Den Begriffen des Klopstock zu Folge besteht das physische Wachen in demjenigen

Zustande eines Menschen, da er sich seiner selbst bewußt ist; dies ist aber der wahre Selenschlaf. Unser Geist ist nur alsdann wachend anzusehen, wenn er sich Gottes bewußt, ihn denkt und empfindet, und die Allgegenwart Gottes in und um sich erkennt, wie die Sele eines Wachenden ihre Herrschaft über den Leib, und der Leib die Eindrücke eines geistigen Willens ausdrückt. Ein Mensch, der in Gott lebt, wird sich daher zu einem natürlichen Menschen verhalten, wie ein wachender — zu einem schnarchenden im tiefen Schlaf — zu einem Träumenden — zu einem Mondsüchtigen. Ein tiefer Schlaf ist dem Tode am nächsten, ohne alles Nachdenken, ohne alle Thätigkeit. Ein Träumender kann lebhaftere Vorstellungen als ein Wachender haben, mehr sehen, hören, denken als er; sich derselben bewußt sein, mit mehr Ordnung träumen, als ein Wachender denkt, ein Schöpfer neuer Gegenstände, großer Begebenheiten. Alles ist wahr für ihn, und doch ist alles Betrug. Alles was um ihn vorgeht, derjenige, der mit ihm redet, die Gefahr, die ihn umringt, das Glück, das auf sein Aufwachen wartet, ist ihm aber nicht gegenwärtig und Nichts für ihn. Er sieht, er hört, er versteht nichts; in der Theorie seiner Träume vielleicht unendlich mehr, als der wachende an seinem Bett. Der Mondsüchtige ist vollends das Bild eines praktischen, geschäftigen Mannes, der mit aller Vorsichtigkeit, Ueberlegung und Zusammenhang redet, handelt, gefährliche Unternehmungen mit mehr Sicherheit ausführt, als er mit offenen Augen thun könnte und thun würde. Es gibt Träumende, die sich ausfragen lassen und mit Verstand antworten. Wenn ein Wachender in diesem Fall es mit dem ersten versuchen möchte, und ihn über seinen eigenen Zustand um Rat frage: so wäre die Verwechselung der Ideen sehr leicht, daß er das von sich selbst sagte, was den Wachenden anginge und umgekehrt. Gesetzt, der Wachende ließe in der Hitze das Wort entfahren: Du träumst, lieber Freund, so könnte vielleicht ein großer Wortwechsel zwischen diesen Beiden entstehen. — Ist jetzt die Frage, ob es wol in aller Welt möglich wäre, daß ein Wachender den Träumenden, so lange er nämlich schliefe, davon überführen könnte, daß er schliefe? Nein — wenn Gott selbst mit ihm redete, so ist er genötigt, das

Machtwort zum voraus zu ſenden und es in Erfüllung gehen zu laſſen: „Wache auf, der Du ſchläfſt!“ —

Ziehen wir die Summa: Die Bedingung aller Erkenntnis, die Selbſterkenntnis, wird nicht durch Denken, ſondern durch die lebendige That der Hingabe an Gott und den Nächſten, des Lebens in Gott und dem Nächſten erlangt. Das rechte Leben iſt Princip und Organ der rechten Erkenntnis. Das findet ſeine Anwendung auch auf das Wort Gottes. Es bleibt für ein iſolirtes Vermögen des Menſchengeiſtes ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch. Ob der Verſtand ſie erklären will, oder die Vernunft, oder die Phantaſie, oder der Kunſttrieb oder der hiſtoriſche Sinn oder die philologiſche Begabung oder was es ſei, ſie läßt ihr Leben von derartigen Einzelkräften nicht faſſen, denn Leben wird nur vom Leben gefaßt, das Gleichartige nur vom Gleichartigen. Ein Werk über die Tonkunſt wird den ſehr unbefriedigt laſſen, welcher darin Belehrung über die Farben ſucht; ein mathematiſches Buch dient nicht zur Uebung in der Rhetorik, und an der beſten Tragödie findet ein mathematiſcher Hunger keine Stillung. Wie jede Schrift, ſo will auch die Bibel in ihrem eigenſten Charakter aufgefaßt und gebraucht ſein. „Die Notwendigkeit, uns als Leſer in die Empfindungen des Schriftſtellers, den wir vor uns haben, zu verſetzen, uns ſeiner Verfaſſung ſoviel möglich zu nähern, die wir durch eine glückliche Einbildungskraft uns geben können, zu welcher uns ein Dichter oder Geſchichtſchreiber ſo viel möglich zu helfen ſucht, iſt eine Regel, die unter ihren Beſtimmungen ebenſo nötig als zu andern Büchern iſt.“ (I, 54.)

Die Bibel iſt die Retterin und Nährerin des Menſchenlebens. „Es hat Gott gefallen, ſeinen Rat mit uns Menſchen zu verbergen, uns ſo viel zu entdecken, *als zu unſerer Rettung nötig iſt und zu unſerem Troſte*; dieſes aber auf eine Art, welche die Klugen der Welt, die Herren derſelben hintergehen ſollte.“ (I, 99.) Als Berens in Bezug auf die Notzeit in England geſchrieben hatte: „Um nicht Hunger zu ſterben, hatten Sie die Bibel nötig, um ſich zu überwinden, herzukommen!“ ſagt Hamann

(Br. 36.): „Hat er nicht ſchreiben wollen: Um nicht Hungers zu ſterben, hätte ich nötig gehabt, wieder zurück zu kommen, um mich zu überwinden aber die Bibel. Dies hat er in Gedanken gehabt. Das iſt auch wahr. Was er in der Figur redet aber noch wahrer, und ich laſſe es bei den Worten, ſo falſch des Autors Sinn geweſen ſein mag: Daß meinen Hunger nichts anders als dieſes Buch geſtillt, daß ich es wie Johannes geſchluckt und die Süßigkeit und Bitterkeit deſſelben geſchmeckt habe, — und daß ich mehr Ueberwindung zu meinem Entſchluß nötig gehabt, als ihm mein Lebenslauf ſagt, ich ihm ſelbſt jemals ſagen kann und werde. Das weiß derjenige beſſer, der nicht nur Herzen, ſondern auch Nieren prüft, — dieſe Abſonderungsgefäße unſerer natürlichen Unreinigkeiten, beſſer ſage ich, als ich ſelbſt und er."

„Der Schlüſſel, der die heilige Schrift auslegt, iſt die Abſicht ihrer Eingebung." (I, 148.) Wer ſie darum in der Abſicht gebraucht, wozu ſie da iſt, wer ſie als Retterin und Tröſterin, Nährerin des Lebens auf ſich wirken läßt, für den wird ſie ganz daſſelbe ſein, was jedem Weſen ſein Element, ſeine Nahrung iſt; wer ſie in anderem Sinne und zu anderem Zwecke gebraucht, für den muß ſie ganz ſo fremdartig und widerwärtig ſein, wie für jedes Weſen ein fremdes Element, eine ihm nicht eigentümliche Nahrung iſt. „Jede einzelne Traube des göttlichen Wortes iſt eine ganze Weinernte für einen Chriſten. Alle Wunder ſind tägliche Begebenheiten, ſtündliche Erfahrungen des Lebens in Gott. Es iſt einem Chriſten ſo unmöglich, an Gottes Wort zu zweifeln, wie einem getauften Heiden, daran zu glauben. Es iſt mehr als das Zeugnis der Sinne und Vernunft, was zur Religion gehört. Sie hat ein feſteres Siegel, als den Beifall dieſer Unmündigen nötig, dieſer beſtochenen Hüter, die uns erzählen, was ſie im Schlafe ſehen." (I, 108.) „Moſe, unſer Heiland und ſeine Nachfolger erfuhren mit ihren Sinnen die Nahrung, die wir in der Vollbringung des göttlichen Wortes fühlen ſollen; wie ein wahrer Chriſt das Wort Gottes, je länger, je mehr er es lieſt, von allen Büchern durch ein Wunderwerk

sich bekennen,*) im göttlichen Worte zum voraus setzen. Kein Wunder, wenn sie in ihrer Vorstellung sich hintergangen sehen, und wenn der Geist der Schrift mit eben der Gleichgültigkeit zurückgewiesen wird, ja wenn dieser Geist ebenso stumm und unnütz scheint, als der Heiland dem Herodes, der ihn, ungeachtet seiner großen Neugierde und Erwartung zu sehen, mit mehr als Kaltsinn zu Pilatus bald zurückschickte." „Daß Mose von der Natur nach Aristotelischen, Kartesischen oder Newtonschen Begriffen hätte erklären sollen, würde eine ebenso lächerliche Forderung sein, als daß Gott sich in der allgemeinen, philosophischen Sprache hätte offenbaren sollen, die der Stein der Weisen in so manchen gelehrten Köpfen gewesen. Daß Mose für den Pöbel allein geschrieben, ist entweder ohne allen Sinn, oder eine lächerliche Art zu urteilen. Geht die Sonne im Sommer für den Bauer allein so frühe auf, weil der faule Bürger und wollüstige Höfling ihres Scheins so manche Stunde länger entbehren können, oder denselben unnötig finden?" (I, 57. 61.)

Wer diese Apologie der Bibel versteht, der stimmt, mitten unter dem Lärm der Tages-Kritik, auch in das Hohelied ein, das Hamann von ihr singt: „Was sind die Archive aller Könige und Jahrhunderte, wenn einige Zeilen aus diesem großen Fragment, einige Sonnenstäubchen von diesem Chaos im Stande sind, uns Erkenntnis und Macht zu geben? Wie glücklich ist der, welcher das Archiv desjenigen, der die Herzen aller Könige wie Wasserbäche leiten kann, täglich besuchen kann, den seine wunderbare Haushaltung, die Gesetze seines Reichs u. s. w. nicht umsonst einzusehen gelüstet. Ein pragmatischer Schriftsteller sagt davon: Die Rechte des Herrn sind köstlicher denn Gold und viel fein Gold, süßer denn Honig und des Honigseims tröpfelnde Faden. — Ich bin gelehrter, denn alle meine Lehrer, denn deine Zeugnisse sind meine Rede." (I, 438.)

*) „Es sind nicht Abrahams Werke und Moses Wunder und Israels Geschichte der Inhalt der h. Schrift; es betrifft nicht einzelne Menschen, nicht einzelne Völker, ja nicht einmal die Erde allein; sondern Alles ist ein Vorbild höherer, allgemeiner, himmlischer Dinge." (I, 121.)

Die Aufgabe alles Lebendigen ist die Entwicklung vom Keime bis zum Ziele. Auch der Mensch hat nicht die Aufgabe, daß er denke, speculire, sondern daß er wahrhaft lebe und sein ihm eigentümliches Leben sich entfalte und vollende. Die notwendige Arznei und Nahrung für sein Leben nimmt er nicht mit dem Denkvermögen, sondern mit seinem Leben in sein Wesen auf. So lange eine an sich nahrungsfähige Kraft nur vom Kopfe aufgenommen ist, nährt sie nicht wirklich,*) sondern dann erst, wenn sie bis an die Wurzel des Lebens dringt. — Das Verlangen des Lebens nach der rechten Nahrung und wenn diese gefunden ist, die Aufnahme und Verwandlung derselben in das eigene Wesen: das ist Glaube. Dieser Glaube ist also keine Meinung, Lehre, Theorie, Speculation, sondern eine lebendige That. Er ist der Grundtrieb alles Lebendigen, die Grundbedingung für die Erhaltung und Entwicklung des kreatürlichen Lebens auf allen seinen Stufen. „Gott hat unsern Selen einen Hunger nach Erkenntnis, ein Verlangen zu wissen, eine Unruhe, wenn wir uns an einem dunkeln Ort befinden — er hat unsern Selen einen Durst der Begierden gegeben, die lechzen, die schreien nach einem Gute, das wir so wenig zu nennen wissen, als der Hirsch das frische Wasser, das wir aber erkennen und in uns schlucken, sobald wir es antreffen. So wie wir für unsern zeitlichen Hunger und Durst einen reichen Vorrat der Natur finden, die für jeden Geschmack gesorgt hat; so hat Gott gleichfalls Wahrheit und Gnade zur Nahrung und Stärkung unserer Sele zubereitet." (I, 100.) Diese Worte erhalten ihre volle Bedeutung erst in Verbindung mit einer Stelle aus dem schon mehrmals angeführten, wichtigen Briefe an Kant: „Der attische Philosoph, Hume, hat den Glauben nötig, wenn er ein Ei essen und ein Glas Wasser trinken soll. Wenn er den Glauben zum Essen und Trinken nötig hat: wozu verleugnet er sein eigen

*) Darüber hat sich Hamann in seinem Lebenslaufe (I, 156.) aus eigener, trauriger Erfahrung ausgesprochen. Dadurch entsteht der Zustand, „wo das Gedächtnis sich selbst überfrißt und eine Schwindung der übrigen Selenkräfte entsteht, weil es an einem gesunden und gehörigen Nahrungssaft fehlt."

ſich bekennen,*) im göttlichen Worte zum voraus ſetzen. Kein Wunder, wenn ſie in ihrer Vorſtellung ſich hintergangen ſehen, und wenn der Geiſt der Schrift mit eben der Gleichgiltigkeit zurückgewieſen wird, ja wenn dieſer Geiſt ebenſo ſtumm und unnütz ſcheint, als der Heiland dem Herodes, der ihn, ungeachtet ſeiner großen Neugierde und Erwartung zu ſehen, mit mehr als Kaltſinn zu Pilatus bald zurückſchickte.“ „Daß Moſe von der Natur nach Ariſtoteliſchen, Karteſiſchen oder Newtonſchen Begriffen hätte erklären ſollen, würde eine ebenſo lächerliche Forderung ſein, als daß Gott ſich in der allgemeinen, philoſophiſchen Sprache hätte offenbaren ſollen, die der Stein der Weiſen in ſo manchen gelehrten Köpfen geweſen. Daß Moſe für den Pöbel allein geſchrieben, iſt entweder ohne allen Sinn, oder eine lächerliche Art zu urteilen. Geht die Sonne im Sommer für den Bauer allein ſo frühe auf, weil der faule Bürger und wollüſtige Höfling ihres Scheins ſo manche Stunde länger entbehren können, oder denſelben unnötig finden?“ (I, 57. 61.)

Wer dieſe Apologie der Bibel verſteht, der ſtimmt, mitten unter dem Lärm der Tages-Kritik, auch in das Hohelied ein, das Hamann von ihr ſingt: „Was ſind die Archive aller Könige und Jahrhunderte, wenn einige Zeilen aus dieſem großen Fragment, einige Sonnenſtäubchen von dieſem Chaos im Stande ſind, uns Erkenntnis und Macht zu geben? Wie glücklich iſt der, welcher das Archiv desjenigen, der die Herzen aller Könige wie Waſſerbäche leiten kann, täglich beſuchen kann, den ſeine wunderbare Haushaltung, die Geſetze ſeines Reichs u. ſ. w. nicht umſonſt einzuſehen gelüſtet. Ein pragmatiſcher Schriftſteller ſagt davon: Die Rechte des Herrn ſind köſtlicher denn Gold und viel fein Gold, ſüßer denn Honig und des Honigſeims tröpfelnde Faden. — Ich bin gelehrter, denn alle meine Lehrer, denn deine Zeugniſſe ſind meine Rede.“ (I, 438.)

*) „Es ſind nicht Abrahams Werke und Moſes Wunder und Israels Geſchichte der Inhalt der h. Schrift; es betrifft nicht einzelne Menſchen, nicht einzelne Völker, ja nicht einmal die Erde allein; ſondern Alles iſt ein Vorbild höherer, allgemeiner, himmliſcher Dinge.“ (I, 121.)

Die Aufgabe alles Lebendigen ist die Entwicklung vom Keime bis zum Ziele. Auch der Mensch hat nicht die Aufgabe, daß er denke, speculire, sondern daß er wahrhaft lebe und sein ihm eigenthümliches Leben sich entfalte und vollende. Die notwendige Arznei und Nahrung für sein Leben nimmt er nicht mit dem Denkvermögen, sondern mit seinem Leben in sein Wesen auf. So lange eine an sich nahrungsfähige Kraft nur vom Kopfe aufgenommen ist, nährt sie nicht wirklich,*) sondern dann erst, wenn sie bis an die Wurzel des Lebens dringt. — Das Verlangen des Lebens nach der rechten Nahrung und wenn diese gefunden ist, die Aufnahme und Verwandlung derselben in das eigene Wesen: das ist Glaube. Dieser Glaube ist also keine Meinung, Lehre, Theorie, Speculation, sondern eine lebendige That. Er ist der Grundtrieb alles Lebendigen, die Grundbedingung für die Erhaltung und Entwicklung des kreatürlichen Lebens auf allen seinen Stufen. „Gott hat unsern Selen einen Hunger nach Erkenntnis, ein Verlangen zu wissen, eine Unruhe, wenn wir uns an einem dunkeln Ort befinden — er hat unsern Selen einen Durst der Begierden gegeben, die lechzen, die schreien nach einem Gute, das wir so wenig zu nennen wissen, als der Hirsch das frische Wasser, das wir aber erkennen und in uns schlucken, sobald wir es antreffen. So wie wir für unsern zeitlichen Hunger und Durst einen reichen Vorrat der Natur finden, die für jeden Geschmack gesorgt hat; so hat Gott gleichfalls Wahrheit und Gnade zur Nahrung und Stärkung unserer Sele zubereitet." (I, 100.) Diese Worte erhalten ihre volle Bedeutung erst in Verbindung mit einer Stelle aus dem schon mehrmals angeführten, wichtigen Briefe an Kant: „Der attische Philosoph, Hume, hat den Glauben nötig, wenn er ein Ei essen und ein Glas Wasser trinken soll. Wenn er den Glauben zum Essen und Trinken nötig hat: wozu verleugnet er sein eigen

*) Darüber hat sich Hamann in seinem Lebenslaufe (I, 156.) aus eigener, trauriger Erfahrung ausgesprochen. Dadurch entsteht der Zustand, „wo das Gedächtnis sich selbst überfrißt und eine Schwindung der übrigen Selenkräfte entsteht, weil es an einem gesunden und gehörigen Nahrungssaft fehlt."

Principium, wenn er über höhere Dinge, als das sinnliche Essen und Trinken urteilt!“ (I, 442.)

Auch der Arzt, Chemiker und Philosoph ißt und trinkt nicht, weil ihn die Wissenschaft über die Notwendigkeit des Essens und Trinkens, die Bestandteile der Nahrungsstoffe, die Art und Weise der Verdauung und Ernährung belehrt hat, sondern weil sein Leben das Essen und Trinken fordert. Niemals führt er den Bissen in den Mund aus Gründen der Vernunft, noch weniger kommt die Speise aus Gründen der Vernunft in den Magen und ihre Nahrungskraft in Fleisch und Blut. Vielmehr ißt und trinkt man, weil man gläubig den Trieben des natürlichen Lebens gehorcht, und erfahren hat und erfährt, daß dieser Glaube nicht täuscht, sondern das Leben erhält.

Ganz so wie der Leib, verlangt der Geist nach Nahrung. Er ist demselben Lebensgesetze unterworfen, wie der Leib. Nicht durch Vernunftgründe, sondern durch einen unmittelbaren Lebenstrieb, durch den Glauben geschieht die Aufnahme der Geistesnahrung. — Der Mensch hat den unaustilgbaren Trieb, das Beste zu verlangen. „Wie sollten wir über die Größe unserer Natur erschrecken, wenn wir bedenken, daß die Wahl nicht nur des Guten, sondern des Besten ein Gesetz unseres Willens ist? Der Bau jedes Geschöpfes bezieht sich auf seine Bestimmung. Ist dieser Ruf nicht eine Prophezeiung der höchsten Glückseligkeit?“ (I, 136.) Der Mensch, welcher seinem Lebensgesetze in geistiger Freiheit so folgt, wie eine Blume und eine Biene mit Naturnotwendigkeit dem ihren, der glaubt. Durch diesen Glauben erkennt er, daß Gott, der persönliche Ursprung, wie die notwendige Nahrung und das Ziel seines Lebens, das Beste ist, und weil Gott und Gottes Gaben so der Natur der Menschen angemessen sind, wie das Wasser dem durstigen Hirsche, das Licht der Blume, so nimmt er sie mit eben dem Hunger, mit eben der Befriedigung, eben der unwandelbaren Gewißheit und eben demselben Erfolge in sich auf.

Der Glaube, der selbst nicht Verständigkeit, sondern Leben ist, fragt darum auch nicht nach der Verständigkeit, sondern nach dem Leben, nicht nach der Begreiflichkeit, sondern nach der Wahr-

heit, denn alles Leben von der niederſten bis zur höchſten Stufe iſt unbegreiflich, aber wahr. (Vergl. S. 36.) Zur Erkenntnis des Lebens können darum niemals Köpfe gelangen, „die die Begreiflichkeit einer Sache der Wahrheit vorziehen.“ (I, 61.)

Nach dem Bisherigen bedarf es kaum der Bemerkung, daß Hamann mit Ernſt darauf dringt, den Glauben wol zu unterſcheiden von einem träumeriſchen, phantaſtiſchen Weſen, einer eingebildeten Empfindung, der keine Realität zu Grunde liegt. „Bauen Sie nicht, warnt Hamann ſeinen Freund J. G. Lindner (Br. 53)*), auf die Empfindung Ihres Glaubens, denn die iſt öfters ein Betrug unſers Fleiſches und Blutes und hat die Vergänglichkeit deſſelben mit dem Graſe und den Blumen des Feldes gemein.“

Der Glaube iſt alſo die thatſächliche Wahrnehmung und Aneignung der unſer Geiſtesleben bedingenden Kräfte. Was iſt Vernunft? Ich laſſe ſofort Hamann ſelbſt antworten. „Unſere Vernunft iſt jenem blinden, thebaniſchen Wahrſager ähnlich, dem ſeine Tochter den Flug der Vögel beſchrieb; er prophezeite aus ihren Nachrichten.“ (I, 127.) Die Vernunft, will Hamann ſagen, kann ihre Wiſſenſchaft nicht aus ſich ſelbſt ſchöpfen, ſondern ſie gründet ihre Ausſagen auf objektiv vorhandene, von ihr ganz unabhängige Gegenſtände und Thatſachen, die auch nicht einmal von ihr ſelbſt zuerſt entdeckt ſind, ſondern die ſie erſt durch den Dienſt anderer Kräfte vernimmt, woher auch ihr Name kommt. „Es iſt darum der größte Widerſpruch und Mißbrauch der Vernunft, wenn ſie ſelbſt offenbaren will.“ (I, 55.) Sie verſteht das Leben gar nicht, denn ſie iſt nicht das Organ zur Auffaſſung des Lebens, und kann in ſeine Geheimniſſe nicht eindringen. „Wenn eine Mutter nicht einmal weiß, was die Natur in ihren Eingeweiden bildet, wie ſollte unſere Vernunft etwas davon begreifen können, was Gott in uns wirkt, wirken kann und will?“ (Br. 35.) Wenn die Vernunft ſich für fähig hält, das Leben zu entſchleiern, ehe

*) Das iſt derſelbe Lindner, der in ſeiner Schwärmerei für den geſunden Menſchen-Verſtand noch in einer Schrift vom Jahre 1817 den realen Hamann zu den Hauptſchwärmern in moraliſchen und religiöſen Dingen rechnete. (III S. VI ff.)

daſſelbe ihr ſelbſt kund gethan iſt, und ihre Ausſagen über das von ihr nicht beſeſſene Leben für Wahrheit angeſehen wiſſen will, ſo macht ſie ſich derſelben thörichten Vermeſſenheit ſchuldig, wie etwa ein Dichter, der ſeine Phantaſieen über die Ereigniſſe der Zukunft als nicht zu bezweifelnde Thatſachen hinſtellt. „Man weiß, in wie viel Thorheiten die Neigung, künftige Dinge zu erforſchen, verleitet hat; daß dieſe Neigung dem Menſchen das Vertrauen gegeben, ſich hierzu fähig zu halten, daß ſie die Mittel dazu in Sternen, im Vogelfluge u. ſ. w. für füglich und hinlänglich angeſehen, um ihrem Vorwitz ein Genüge zu thun. Die Begierde, Dinge zu wiſſen, die uns zu hoch, die über unſern Geſichtskreis, die uns unerforſchlich ſind aus eben der Schwäche, die uns die Zukunft ſo dunkel macht, hat die Menſchen in eben ſolche lächerliche Methoden und Irrtümer geführt. Solche Leute verdienen mit ebenſo viel Recht Weltweiſe und Philoſophen zu heißen, als man Zigeuner, Aſtrologen und dergl. Wahrſager genannt hat.“ (I, 61.)

Wie die Selbſterkenntnis der Grund und Anfang aller Erkenntnis iſt, ſo muß auch die Vernunft mit der Erkenntnis ihrer ſelbſt und damit auch ihrer Grenzen beginnen, wenn ſie zur Weisheit führen will. Sie ſehe alſo ein, daß ſie ſich die Gegenſtände erſt von andern Organen offenbaren laſſen muß, die ſinnlich wahrnehmbaren von den Sinnen, die, welche geiſtlicher, göttlicher Art ſind, vom Glauben. Nimmt ſie die Offenbarung der Sinne wie des Glaubens an, d. h. glaubt ſie, ſo thut ſie, was ihres Amtes iſt, und wird dem Menſchen auch dazu dienen, wozu ſie ihm gegeben wurde. Verwirft ſie aber die ihr notwendige Offenbarung und vermißt ſich, aus ſich ſelbſt die Dinge erkennen, die Wahrheit erzeugen zu können, ſo kämpft ſie gegen ſich ſelbſt, gegen ihr Weſen, muß alſo nicht nur in fruchtloſe Speculationen, in verderbliche Irrtümer, ſondern zuletzt in Unvernunft, in die Aufhebung aller Vernunft geraten. Sie wird, wie die Geſchichte zur Genüge lehrt, entweder behaupten, es gibt gar keine Vernunft, keinen Geiſt, keinen Gott, Alles iſt Wolken, Nebel, Vapeurs, Hypochondrie (I, 435.), oder aber ſich ſelbſt für Gott, für den Inbegriff des

Lebens, für den souveränen Herrscher des Weltalls erklären. (I, 491.) Darum wird die Vernunft, die vernünftig bleiben will, stets gläubig auf die Offenbarung nicht nur der Sinne, sondern auch des Glaubens achten. „Ein Philosoph, welcher der Vernunft zu gefallen, das göttliche Wort aus den Augen setzt, ist in dem Fall der Juden, die desto hartnäckiger das neue Testament verwerfen, je fester sie an dem alten zu hangen scheinen. An diesen wird die Prophezeiung erfüllt, daß dasjenige ein Aergernis und eine Thorheit in ihren Augen ist, was zur Bestätigung und zur Erfüllung ihrer übrigen Einsichten dienen sollte." (I, 55.)

Die Vernunft, die sich durch den Glauben das Unsichtbare nicht offenbaren läßt, sieht eben nicht mehr, als was die Sinne wahrnehmen. Von ihr sagt Hamann: „Die Vernunft entdeckt uns nicht mehr, als was Hiob sah — das Unglück unserer Geburt — den Vorzug des Grabes — und die Unnützlichkeit und die Unhinlänglichkeit des menschlichen Lebens, weil wir keine Einsichten haben, und Leidenschaften und Triebe in uns fühlen, deren Absicht uns unbekannt ist." (I, 96.) „Alle menschliche Weisheit arbeitet und hat Sorge und Verdruß zum Lohne; je weiter die Vernunft sieht, desto größer ist das Labyrinth, in dem sie sich verliert. Alles ist eitel und quält den Geist, anstatt ihn zu beruhigen und zu befriedigen. Es geht der Vernunft wie den Augen mit einem Vergrößerungsglase, wo die zarteste Haut ekel, das schmackhafteste Gericht zu einem Haufen Würmer und das feinste Werk der Kunst zu einer Pfuscher-Arbeit wird. Wir sehen die Unmöglichkeit, allen Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft abzuhelfen, und wir sehen eine überwiegende Anzahl von Mängeln und Gebrechen in derselben, ja die Blödigkeit unserer Sinne und Verstandskräfte läßt uns Fehler in Schönheiten finden, indem wir alles nur stückweise betrachten." (I, 103.)

Die Vernunft, welche sich selbst und ihre Grenzen kennt, wird uns zuerst lehren, daß sie die Geheimnisse des Lebens nicht weiß, auch nicht wissen kann und uns also von sich fort weisen, um ein anderes Licht zu suchen, in dem alles Dunkele offenbar wird. Hamann stellt oft und gern die Vernunft und das Gesetz Mosis

in Parallele. Wie dieſes gegeben iſt, damit die Ohnmacht der menſchlichen Willenskraft, uns in das Bild Gottes umzugeſtalten, gründlich erkannt werde, um den ſuchen zu lernen, der uns zu erneuern die Macht hat, ſo iſt es die Aufgabe der Vernunft, uns von der Unfähigkeit der menſchlichen Denkkraft zur Erlangung wahrer Erkenntnis zu überführen und ein Wegweiſer zu einer beſſern Erkenntnisquelle zu ſein. An Kant ſchreibt Hamann: „Er (Hume) ſagt: Moſe, das Geſetz der Vernunft, auf das ſich der Philoſoph beruft, verdammt ihn. Die Vernunft iſt auch nicht dazu gegeben, dadurch weiſe zu werden, ſondern eure Thorheit und Unwiſſenheit zu erkennen, wie das moſaiſche Geſetz den Juden, nicht ſie gerecht zu machen, ſondern ihnen ihre Sünden ſündlicher.“ (I, 442.) Ausführlicher noch ſpricht Hamann darüber in einem Briefe an J. G. Lindner (Br. 45.). Er führt folgenden Satz Humes an: „Die letzte Frucht aller Weltweisheit iſt die Bemerkung der menſchlichen Unwiſſenheit!“ und fährt dann fort: „Derjenige Teil, der ſich auf unſere Verſtandeskräfte und Erkenntnis bezieht, zeigt uns, wie unwiſſend, der ſittliche, wie böſe und ſeicht unſere Tugend iſt. Dieſer Eckſtein iſt zugleich ein Mühlſtein, der alle ſeine Sophiſtereien zertrümmert. Unſere Vernunft iſt alſo eben das, was Paulus das Geſetz nennt — und das Gebot der Vernunft iſt heilig, gerecht und gut. Aber iſt ſie uns gegeben, uns weiſe zu machen? ebenſowenig als das Geſetz den Juden, ſie gerecht zu machen, ſondern uns zu überführen von dem Gegenteil, wie unvernünftig unſere Vernunft iſt, und daß unſere Irrtümer durch ſie zunehmen ſollen, wie die Sünde durch das Geſetz zunehme. Man ſetze allenthalben, wo Paulus von Geſetz redet, das Geſetz unſers Jahrhunderts und die Loſung unſerer Klugen und Schriftgelehrten — die Vernunft: ſo wird Paulus mit unſern Zeitverwandten reden, und ſeine Briefe werden nicht mehr einer Trompete ähnlich ſein, nach deren Schall ſich Keiner zum Streit rüſtet, weil ſie unverſtändlich das Feldzeichen gibt.“

Die Vernunft hat ihre Aufgabe an Hamann erreicht. Er hatte erfahren, daß ſie ihn in Irrtum, nicht in die Wahrheit und das Leben geführt hatte. Er konnte alſo ſeiner Vernunft nicht

mehr folgen; sollte er einer fremden gehorchen? etwa der der Nicolaiten in Berlin, oder der Kants? Letzterem schreibt er: „Der eines Anderen Vernunft mehr glaubt als seiner eigenen, hört auf, ein Mensch zu sein, und hat den ersten Rang unter dem servum pecus der Nachahmer. Auch das größte menschliche Genie sollte uns zu schlecht dazu sein.“ (I, 438.) Und an J. G. Lindner (Br. 56): „Habe ich irrige Grundsätze, so will ich aus der Schrift belehrt sein. Daß man aber ins Gelag hineinschreit: Er geht in allem zu weit! ist für mich nichts geredet. Soll ich den Krebsgang gehen? Davor wird mich Gott behüten. Was nennt ihr denn zu weit? Soll mir eure Vernunft die Grenzen meiner Pflichten setzen? Das leide ich nicht von meiner eigenen, und die ist mir doch immer die nächste. Wenn ich der nicht glaube, wie könnte ich einer fremden glauben? Fehlt es mir denn an Licht auf meinem Wege? Es brennt wie die Sonne! und es liegt an euch, daß ihr die Augen nicht mutwillig verschließet, oder Gott so lange anrufet, bis er euch sehend macht. Einem Sehenden wird es aber nicht so leicht fallen, Gott um erleuchtete Augen zu bitten, und die Gesunden brauchen keinen Arzt.“ . . .

Erkannten wir früher, wie Hamann, getrieben durch sein innerstes Lebens-Centrum, sich dem Licht der Offenbarung zuwandte, so sehen wir nunmehr, wie auch seine Vernunft ihn zu demselben Ziel hintrieb, wie er sich für aller Vernunft baar hätte erklären müssen, wenn er dem Worte Gottes nicht geglaubt haben würde.

Wie er selbst durch die freieste That zum Lichte des Lebens geführt wurde, so war er der Ueberzeugung, daß auch Andere nur durch dieselbe Freiheit dahin geleitet werden könnten, nicht durch seine Autorität, am wenigsten durch die Autorität seiner Vernunft. Er ruft J. G. Lindner zu (Br. 43): „Soll nun meine Vernunft das Licht sein, darnach sie (meine Freunde) sich richten sollen? Das wäre gefährlicher, als da sie jetzt ihre eigene zur Richtschnur und zum Bleigewicht göttlicher Wege nehmen.“

Wer durch die Offenbarung Gottes in der Bibel erleuchtet ist, hat den Schlüssel auch für die Offenbarung in der Natur und der Geschichte, und die aufgeschlossene Natur und Geschichte

sind ihrerseits wieder Erklärung und Bestätigung der Bibel. (Vrgl. S. 144.) Wer in Gott und darum in der Bibel lebt, der hört überall die Sprache und liest überall die Schriftzüge Gottes, sieht überall die Wegweiser zu ihm hin. „Meine Bestimmung ist weder zu einem Kauf-, Staats- noch Weltmann. Ich bin nichts und kann zur Not allerlei sein. Bibellesen und Beten ist die Arbeit eines Christen, wie Romane und der Putztisch eines Stutzers. Jedes Buch ist mir eine Bibel und jedes Geschöpf ein Gebet. Dies sind keine Einfälle." (Br. 36.) Gewiß nicht, sondern die Darlegung seines innersten Wesens. Wer einmal in Gott lebt, muß Alles in und aus und zu Gott thun, das ist das immerwährende Gebet, und in jedem Buche, ob es von menschlicher Weisheit oder Thorheit verfaßt ist, liest er eine Bestätigung dessen, was er in der Bibel gelesen hat. Im Lichte der Bibel also wird das Buch der Natur, wie das Buch der Geschichte selbst eine Bibel, eine Offenbarung des Lebens Gottes und ein Handleiter in die Tiefe der Selbsterkenntnis und in die Höhe der Gottesgemeinschaft. „Die Naturkunde und Geschichte sind die zwei Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruht. Der Unglaube und der Aberglaube gründen sich auf eine seichte Physik und seichte Historie. Die Natur ist so wenig einem blinden Ungefähr oder ewigen Gesetzen unterworfen, als sich alle Begebenheiten durch Charactere und Staatsgründe aufschließen lassen. Ein Newton wird als Naturkundiger von der weisen Allmacht Gottes, ein Geschichtsschreiber von der weisen Regierung Gottes gleich stark gerührt werden." (I, 55.)

„Wo kommt das Ansehen her, in dem die Wahrsagerkünste stehen, und die große Anzahl derselben, die sich auf nichts als ein Mißverständnis unsers Instinkts oder natürlichen Vernunft gründen? Wir sind alle fähig, Propheten zu sein. Alle Erscheinungen der Natur sind Träume, Gesichte, Rätsel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben. Das Buch der Natur und Geschichte sind nichts als Chiffern, verborgene Zeichen, die eben den Schlüssel nötig haben, der die heilige Schrift auslegt, und die Absicht ihrer Eingebung ist." (I, 148.)

Betrachten wir nunmehr die beiden Gebiete der Natur und der Geschichte gesondert.

Das phrasenhafte Geschwätz über den hehren Tempel und Gott der Natur, welches gerade damals von allen Seiten und bis zum Ueberdruß ertönte, stellt Hamann mit überlegenem Spott an den Pranger. „Der Urheber und Regierer der Welt, schreibt er an Kant (Br. 62), gefällt sich selbst in seinem Plan und ist für unsere Urteile unbesorgt. Wenn ihm der Pöbel über die Güte der Welt mit klatschenden Händen und scharrenden Füßen Höflichkeiten sagt und Beifall zujauchzt, wird er wie Phocion beschämt, und fragt den Kreis seiner wenigen Freunde, die um seinen Thron mit bedeckten Augen und Füßen stehen, ob er eine Thorheit gesprochen, da er gesagt: Es werde Licht! weil er sich von dem gemeinen Haufen über seine Werke bewundert sieht." Nicht hohle Bewunderung, sondern eben so heißes, wie demütiges Verlangen nach Verständnis der Natur ist das, was uns geziemt, und Gott wohlgefällt. Woher schöpfen wir dieses Verständnis? Nicht aus dem, was man Wissenschaft der Natur nennt. In demselben Briefe an Kant heißt es: „Die Natur ist ein Buch, ein Brief, eine Fabel (im philosophischen Verstande) oder wie Sie sie nennen wollen. Gesetzt, wir kennen alle Buchstaben darin so gut, wie möglich, wir können alle Wörter syllabiren und aussprechen, wir wissen sogar die Sprache, in der es geschrieben ist, — Ist das Alles schon genug, ein Buch zu verstehen, darüber zu urteilen, einen Charakter davon oder einen Auszug zu machen? Es gehört also mehr dazu als Physik, um die Natur auszulegen. Physik ist nichts als das ABC. Die Natur ist eine Aequation einer unbekannten Größe; ein hebräisch Wort, das mit bloßen Mitlauten geschrieben wird, zu dem der Verstand die Punkte setzen muß."*) Die Physik liefert allerdings das unentbehrliche Material zur Zusammensetzung der Wörter und Sätze; aber deren Sinn und Bedeutung versteht nur,

*) „Ohne Glauben können wir selbst die Schöpfung und die Natur nicht verstehen — daher die Bemühungen, Gottes Wort und Willen zu entfernen, das Dasein durch Hypothesen und wahrscheinliche Fälle zu erklären, und die vielen Zweifel, die man gegen Moses Erzählung erhoben hat." (I, 121.)

wer, um mit Hamann zu reden, die Absicht des Buches kennt; dieſe allein auch lehrt die unbekannte Größe finden, deren Aequation die Natur iſt. Und dieſe Abſicht? „Ein eitles Weſen ſchafft deßwegen, weil es gefallen will, antwortet Hamann, ein ſtolzer Gott denkt daran nicht. Wenn es gut iſt, mag es ausſehen, wie es will; je weniger es gefällt, deſto beſſer iſt es. Die Schöpfung iſt alſo kein Werk der Eitelkeit, ſondern der Demut, der Herunterlaſſung.“ (I, 512.) Gott hat ſich heruntergelaſſen, Gleichniſſe ſeines Lebens zu geben, damit er ſelbſt darin geſucht und gefunden werde. Ein Geſetz beherrſcht das ganze Leben, Gleichnis eines höheren Lebens zu ſein. Die Natur iſt Gleichnis des Menſchenlebens, das Menſchenleben iſt Gleichnis des Gotteslebens. Das dunklere Gleichnis weiſt über ſich zum offenbareren, bis in Gott das Leben ſelbſt ſich offenbart. „So iſt die Natur; Gott läßt ſeine Güte die Menſchen ſchmecken in tauſend Geſtalten, in tauſend Verwandlungen, die nichts als Schalen ſeiner Güte ſind, die durch die ganze Schöpfung als Grund ihres Daſeins, ihres Segens fließt.“ (I, 87.) „Alle Werke Gottes ſind Zeichen und Ausdrücke ſeiner Eigenſchaften; und ſo, ſcheint es, iſt die ganze körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichnis der Geiſterwelt. Alle endliche Geſchöpfe ſind nur im Stande, die Wahrheit und das Weſen der Dinge in Gleichniſſen zu ſehen.“ (I, 88.) „Alle Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Natur ſind ſich einander ähnlich; ſie ſind Kundſchafter, die uns ein entfernteres Land entdecken ſollen.“ (I, 101.) „Erkennet, Menſchen, mit den Zauberern Egyptens, auch in dem verächtlichſten Gewürm den Finger Gottes. Verachtet nicht dieſe unmündigen Sittenlehrer, deren Gaukeltugenden euch beſchämen, deren Handlungen äſopiſche Spiegel eurer Leidenſchaften, Sinnbilder der Natur ſind, die euch ſpielend unterrichten.“ (I, 106.)*) „Es fehlt uns noch ein Derham, der uns

*) Hier noch ein Wort aus ſpäterer Zeit: „Die ganze ſichtbare Natur iſt nichts als das Zifferblatt und der Zeiger; das ganze Räderwerk und das rechte Gewicht ſind Seine Winde und Feuerflammen.

Der Baum des Lebens thut aus ihm entſpringen
Gar hoch vom Himmel her aus ſeinem Herzen.“ (VI, 113.)

nicht den Gott der nackten Vernunft, daß ich so rede, sondern den Gott der h. Schrift im Reiche der Natur aufdeckt, der uns zeigt, daß alle ihre Schätze nichts als eine Allegorie, ein mythologisch Gemälde himmlischer Systeme — sowie alle Begebenheiten der weltlichen Geschichte Schattenbilder geheimerer Handlungen und entdeckter Wunder sind. Jerem. XXXII, 20." (I, 139.)

Der Schlußsatz führt uns aus dem Kreis des natürlichen in das Gebiet des geistigen Lebens, der Geschichte. Da Natur wie Geist Herumterlassungen, Gleichnisse, Offenbarungen Gottes, Aequationen derselben unbekannten Größe sind, so stehen sie sich nicht fremd, widerspruchsvoll gegenüber; sie haben vielmehr ihrem Ursprunge und ihrer Absicht nach etwas Gleichartiges; sie gehören zusammen. Nur in der normalen Zusammengehörigkeit erfüllen sie ihren Zweck, erreichen sie ihr Ziel. Der Geist des Menschen ist an die Leiblichkeit gebunden, und durch den Geist wird das Leibliche, Natürliche selbst vergeistigt. „Der Leib ist das Kleid der Sele. Er deckt die Blöße und Schande derselben. Der Wollüstige und Ehrgeizige schreiben die lasterhaften Neigungen ihrem Blut und Fibern zu. Er hat gedient, unsere Sele zu erhalten, eben wie die Kleidung unsern Leib schützet gegen die äußerlichen Angriffe der Luft und anderer Gegenstände. Diese Notdurft unserer Natur hat uns erhalten, unterdessen höhere und leichtere Geister ohne Rettung fielen. Die Hindernis, die uns ein Kleid gibt, das uns ein wenig schwerer macht und ein wenig von dem Gebrauch unserer Glieder entzieht, erstreckt sich nicht sowol auf das Gute, in Ansehung der Sele, als in Ansehung des Bösen. Wie abscheulich würde vielleicht der Mensch sein, wenn ihn der Leib nicht in Schranken hielte!" (I, 148.)

Wie das Leben des Geistes im allgemeinen, so ist auch sein ganzer Reichtum, seine Wissenschaft und sein Glaube, durch das Naturleben, durch die Sinne bedingt, vermittelt; seine ganze Nahrung kann ihm nur mit Hilfe der Sinne zugeführt werden. „Nicht nur das ganze Waarenhaus der Vernunft, sondern selbst die Schatzkammer des Glaubens beruht auf diesem Stock, den fünf Sinnen, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemeinschaftlich besitzen...

Der Glaube, ſagt der Apoſtel, kommt durchs Gehör, durchs Gehör des Wortes Gottes. Röm. X, 17. „Gehet und ſaget Johanni wieder, was ihr höret und ſehet. Matth. XI, 4.“ (I, 127.) An und für ſich betrachtet mag das Natürliche, Sinnliche dem Geiſte ſehr gering erſcheinen, aber weil es von Gott zum Vehiculum des Geiſteslebens beſtimmt iſt, wird es, vom Geiſte befruchtet, zu einer reichen Segensquelle. „Die ſichtbare Welt mag noch ſo eine Wüſte in den Augen eines zum Himmel erſchaffenen Geiſtes ſein, die Brote, (H. vergleicht mit ihnen die fünf Sinne), die uns Gott hier aufträgt, mögen noch ſo kümmerlich und unanſehnlich ausſehen, ſie ſind geſegnet und wir mit denſelben von einem allmächtigen, wunderthätigen, geheimnisvollen Gott, den wir Chriſten als den unſrigen nennen, weil er ſich ſelbſt ſo in der größten Demut und Liebe geoffenbart hat.“ (I, 128.)

Daß die Natur vom Geiſtesleben in ſolcher Weiſe über ſich ſelbſt erhoben und zum Werkzeuge ſeines Reichtums gemacht wird, iſt der Beginn der Vergeiſtigung der Natur, wie andrerſeits dieſe fruchtbar machende Kraft des Geiſtes der Beweis ſeiner Erhabenheit über die Natur iſt, des Zeichens ſeines göttlichen Ebenbildes, ſeiner abbildlichen Schöpfermacht. „Iſt es nicht unſer Geiſt ſelbſt, der in der Tiefe ſeines Elendes dieſes Zeichen ſeines hohen Urſprungs verrät, und ſich als einen Schöpfer über die ſinnlichen Eindrücke erhebt, der ſie fruchtbar macht, der ſelbige zu einem Gerüſte baut, um den Himmel zu erſteigen, oder ſich Götzen ſchafft, für die er Ziegeln brennt und Stoppeln zuſammenſucht? Iſt es nicht ein Wunder unſeres Geiſtes ſelbſt, der die Dürftigkeit der Sinne in einen ſolchen Reichtum verwandelt, über deſſen Ausbreitung wir erſtaunen müſſen?“ (I, 129.)

Dieſe Erhebung des Sinnlichen in das Geiſtige findet in beſonderer Weiſe bei der menſchlichen Sprache ſtatt. Die Laute erwecken in uns ſinnliche Eindrücke, körperliche Bilder, dieſe werden Träger menſchlicher Vorſtellungen, und dieſe wieder Vermittler der Erkenntnis des Ewigen und Göttlichen. „Das unſichtbare Weſen unſerer Sele offenbart ſich durch Worte — wie die Schöpfung eine Rede iſt, deren Schnur von einem Ende des Himmels bis

zum andern ſich erſtreckt. . . . Zwiſchen einer Idee unſerer Sele und einem Schall, der durch den Mund hervorgebracht wird, iſt eben die Entfernung als zwiſchen Geiſt und Leib, Himmel und Erde. Was für ein unbegreiflich Band verknüpft gleichwol dieſe von einander ſo entfernten Dinge? Iſt es nicht eine Erniedrigung für unſere Gedanken, daß ſie nicht anders ſichtbar gleichſam werden können, als in grober Einkleidung willkürlicher Zeichen? und was für ein Beweis göttlicher Allmacht — und Demut — daß er die Tiefen ſeiner Geheimniſſe, die Schätze ſeiner Weisheit in ſo kauderwelſche, vewoorrene und Knechtsgeſtalt an ſich habende Zungen der menſchlichen Begriffe einzuhauchen vermocht und gewollt." (I, 449.) „So wie unſere Ohren, ohne vom Schall der Luft gerührt zu werden, nicht hören können, und alles verſtändliche Gehör von einer weder zu ſtarken noch zu ſchwachen Zitterung der Luft abhängt; ſo iſt es mit unſern Vorſtellungen. Sie hangen von körperlichen Bildern ab, und mangeln und laſſen ſich nicht mitteilen, wo uns dieſe fehlen, und wo wir ſolche nicht in andern erwecken können, die unſern eigenen gleichförmig ſind." (I, 62.) „Die Schrift kann mit uns Menſchen nicht anders reden als in Gleichniſſen, weil alle unſere Erkenntnis ſinnlich, figürlich iſt, und die Vernunft die Bilder der äußerlichen Dinge allenthalben zu Zeichen abſtracter, geiſtiger und höherer Begriffe macht." (I, 99.)

„Nächſt dem Reichtum Gottes in der Natur, der aus Nichts entſtand, iſt keine größere Schöpfung als dieſe der menſchlichen Begriffe und Empfindungen zu himmliſchen und göttlichen Geheimniſſen; dieſe Allmacht der menſchlichen Sprache zu den Gedanken der Cherubim und Seraphim. Wie ſchwellen, wie glühen, wie rauſchen die ſinnlichen Eindrücke zum Gefühl und Augenſchein des Glaubens und des Geiſtes!" (I, 108.)

Wie mit den Vorſtellungen und Empfindungen verhält es ſich auch mit den Thaten der Menſchheit, mit der Geſchichte. Sie erzählt dem Verſtändigen die Geſchichte der Thaten Gottes auf Erden, wie darüber ſchon oben einzelne Aeußerungen Hamanns mitgeteilt ſind. Hier aus dieſer Periode noch einige andere. Zu Ezechiel 29, 14 macht er die Anmerkung: „Wer erſtaunt nicht,

wenn die größten Völker der Erde in ihren Kriegen und Eroberungen, in ihren Siegen und Verwüſtungen zu nichts als Propheten unſichtbarer Dinge, zu einem Puppenſpiel der göttlichen Vorſehung gedient haben, um ſich den Gläubigen durch dieſe Zeichen zu offenbaren! Wir müſſen die ganze Erde nur als eine Himmelskugel der Sternſeher betrachten, und die ganze Geſchichte derſelben als eine Landkarte oder als einen mathematiſchen Riß zu einer Aufgabe der höheren Meß- und Bewegungskunſt.“ In den Brocken §. 3 heißt es: „In den Geſchichten, Geſetzen und Gebräuchen aller Völker finden wir, daß ich ſo ſage, den sensum communem der Religion. Alles lebt und iſt voll von Winken auf unſern Beruf und Gott der Gnade. Wir haben ein groß Vorurteil in Anſehung der Einſchränkung, die wir von Gottes Wirkung und Einfluß blos auf das jüdiſche Volk machen. Er hat uns blos an dem Exempel deſſelben die Verborgenheit, die Methode und die Geſetze ſeiner Weisheit und Liebe erklären wollen, ſinnlich machen, und uns die Anwendung davon auf unſer eigen Leben und auf andere Gegenſtände, Völker und Begebenheiten überlaſſen. Der Apoſtel ſagt dieſes ausdrücklich den Lyſtrenſern, daß Gott den Heiden ebenſo gut ein Zeugnis und einen Zeugen von ſich ſelbſt gegeben; und worin beſtand das? Er that ihnen Gutes — — er gab ſich ihnen als die Liebe und den Gott der Liebe zu erkennen — —. Er gab ihnen Regen vom Himmel und fruchtbare Jahreszeiten und füllte ihr Herz mit Nahrung und Freude. Ap. Geſch. XIV, 17. Man ſieht hier offenbar, daß dieſer Regen und dieſe fruchtbaren Zeiten nicht allein in der Witterung beſtehen, ſondern eben die Wirkungen des Geiſtes anzeigen, die uns gute Gedanken, Bewegungen, Anſchläge mitteilen.“

Was von der Geſchichte im allgemeinen, gilt natürlich ebenſo von einzelnen Gebieten derſelben, wie z. B. der Poeſie.

„Wie alle Hilfsmittel den Chriſten geheiligt ſind, ſie zur Ausbreitung des Evangeliums anzuwenden!“ ſagt Hamann zu Tit. 1, 12. „Vornehmlich iſt eine Kenntnis des moraliſchen Charakters und ein Geſchmack der Sitten dazu notwendig. Die Poeten helfen dazu und ſind die größten Proben, die uns die Denkungsart

und die Neigungen der Menschen und eines Volkes aufschließen und am getreusten und stärksten malen. Die Zeugnisse der menschlichen Kunst, Wissenschaft und Geschichte dienen alle zum Siegel, zum menschlichen Siegel der Offenbarung, und man hat als Christ so wenig Ursache, dieselben zu versäumen und aufzuheben, als Paulus, seinen Ueberrock in Troas im Stich zu lassen. Paulus that einem Dichter die Ehre an, ihn einen Propheten seines Volks zu nennen. Die wahre Poesie ist eine natürliche Art der Prophezeiung."

Die Geschichte der Thaten, wie der Wissenschaften, Künste und Philosophie bleibt ein nach unten gravitirendes Material, bis sie in jenem Lichte angeschaut wird, welches alle irdische Erscheinungen und Thaten zu Flügeln werden läßt, um den Himmel zu ersteigen. In diesem Sinne schreibt Hamann mit Anspielung auf die bekannte Fabel vom Adler und Zaunkönig an J. G. Lindner (Br. 40): „Ich gehe auf Raub mit Grimm und Großmut wie ein Löwe, und weil ich ein Zaunkönig bin, so trägt mich mancher Adler von starken Flügeln und Augen weiter, als er selbst reicht." Das eine mal, will er sagen, gehe er in der Kraft des Löwen in der Geschichte der Menschheit umher, um seine Weide zu finden, die Feinde zu schrecken, zu versagen, zu verschlingen, oder aber, sie im Bewußtsein dessen, was Er ist und kann, zu ignoriren; ein ander mal aber verwandele sich der Löwe in den Zaunkönig. Die großen Männer der That und Wissenschaft, welche die Geschichte wesentlich bereichern, sind die Adler, so lange sie in eigner Kraft vorwärts streben. Der Geist, welcher demütig von der Offenbarung Gottes lernt, ist der Zaunkönig, welcher durch die Heroen in der Geschichte der Menschheit emporgetragen wird, und da erst zu fliegen anfängt, wo jene aufhören müssen. —

Hamanns Autorschaft.

Erster Zeitraum von 1759—63.

1. Sokratische Denkwürdigkeiten.

„Meine eigentliche Autorschaft, erzählt Hamann im Briefe an Jacobi vom 6. Jan. 1785, hebt sich mit 1759 und den Sokratischen Denkwürdigkeiten an. Die zween, welche mich feierlich besuchten, um mich zur Autorschaft zu verführen, sind der jetzige Ratsherr Johann Christoph Berens in Riga, der an den Schicksalen meines Geschmacks und Lebens den größten Anteil hat, und unser Prof. Kant."

Diese beiden, Männer von scharfem Blicke, ahnten die ungemeinen Anlagen, welche in Hamann schlummerten. Wir sind ihnen großen Dank schuldig, daß sie dieselben zu wecken suchten. Freilich war die Frucht ihrer Bemühung eine ganz andere, als sie bezweckten. Sie wollten nämlich den kaum zu Gott Bekehrten zu ihren Meinungen zurückbekehren. Besonders eifrig hierin war Berens. Aus den Briefen Hamanns an J. G. Lindner, welcher freiwillig oder auf Berens Antrieb zu vermitteln suchte, sehen wir, wie Letzterer über die in London erfolgte Umwandlung seines Freundes dachte. „Mit Ekel" hatte er dessen Lebenslauf gelesen, Ekel verursachten ihm dessen Briefe, worin das Licht des neuen Lebens leuchtete. Er trauerte in seiner Weise aufrichtig, daß ein solches Genie durch so „bedauernswürdige, religiöse Uebertreibung, Aberglauben, Schwärmerei, Beten, Händefalten, Beichten" u. s. w. für ihn und die Welt verloren gehen sollte, betrachtete ihn für hin-

fort unbrauchbar, warf ihn mit Gichtel und Böhme, die er so wenig wie damals Hamann kannte, in einen Topf, nannte ihn einen Miſchmaſch von großem Geiſte und elendem Tropfe, ja, ſprach ſogar von einem Loch, wo nicht Sonne, nicht Mond ſcheint, und wohin er Hamann zu deſſen Beſſerung ſetzen laſſen wollte. (Br. 36.) Berens, der auf der Höhe des Jahrhunderts ſtehende Weltbürger, konnte es nicht tragen, daß ein Mann wie Hamann das Häuflein der Kinder und alten Frauen, welche noch an Gottes Wort und Gottes Sohn glaubten, vermehren ſollte. Mit Eifer und Liebenswürdigkeit ſuchte er ſeinen Freund wieder zur Vernunft zu bringen, mahnte ihn, in der Meinung, ſeine Religionsgrillen ſeien Ausgeburten eines träumeriſchen Müßiggangs, mit Gewalt zu zerſtreuender Arbeit,*) ſagte ihm dann wieder Schmeicheleien (I, 360), ohne Zweifel über die Größe ſeines Geiſtes, Alles in der edlen Abſicht, den Verlorenen für die Welt wieder nutzbar zu machen, ſeine Religion von Aberglauben und Schwärmerei zu ſichten und ihn zu einem „Bekehrer der Freigeiſter" heranzubilden. (Br. 38.) Als Lindners Vermittlung ſich nutzlos zu erweiſen begann, gewann Berens den Magiſter Kant, dieſes aufſteigende Licht, um durch ihn zum Ziele zu kommen. Hamann freilich konnte an Kant ſelbſt nur ſchreiben: „Ich muß beinahe über die Wahl eines Philoſophen zu dem Endzweck, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen." (Br. 49.) Berens verzagte noch nicht. Während Hamann, wie man in ſeinen Briefen ſieht, rund und rein ſeine Ueberzeugung ausſprach, dabei freilich „Kohlen redete," blieb Berens ſtets freundlich, „redete ſanft ſäuſelnde Wahrheiten und Sittenſprüche," zeigte ſich überhaupt „wie einen Engel des Lichts." (Br. 53.) Er verſuchte

*) H. an J. G. Lindner (Br. 36): „Ich gönne ihm ſeine Geſchäfte und er ſoll mir meine Muße gönnen. Laßt ihn Gott danken, daß er arbeiten kann, und ich bin ihm für die Ruhe, die er mir gibt, ebenſoviel ſchuldig. Pralen und triumphiren muß er nicht. Doch dieſen Spruch verſteht er ebenſowenig mitten im Gewühl ſeiner Arbeiten, als Cröſus unter ſeinen Reichtümern, was ein wahnſinniger Grieche zu ihm ſagte."

endlich den letzten Schritt. „Er besuchte mich, schreibt Hamann an Lindner am 18. August 1759, sehr lange — ich weiß die Zeit nicht, daß ich ihn gesehen — mit dem Herrn Magister Kant, durch den er meine Bekehrung wie durch Sie versuchen wollte.“ Dies muß jener Besuch sein, in dem Berens und Kant ihn „verführen“ wollten, Autor zu werden, und dessen Frucht die sokratischen Denkwürdigkeiten waren. Denn unmittelbar darauf erzählt Hamann weiter: „Ich versprach, mich bei seinem (des Berens) neuen Freunde (Kant) in der Zeit von zwei Tagen zu einem Colloquio einzustellen. Anstatt selbst zu kommen, rief meine Muse den Kobold des Sokrates aus dem Monde herab, und schickte ihn in meinem Namen, mit einer Granate, die aus lauter kleinen Schwärmern bestund. Weil ich seinen kleinen Magister so sehr liebe und hochschätze, als Ihr Freund; so machte ich ihm dies Schrecken, um zu verhindern, daß er sich nicht weiter einlassen sollte.“

Der Berenssche Plan war in der That fein angelegt. Mancher junge Mann von Genie ist durch den Weihrauch, welchen er dem Publicum opferte, und dieses zum Gegendienste ihm wieder streute, aus einem Diener des lebendigen Gottes ein Anbeter der öffentlichen Meinung und des Zeitgeschmacks geworden, denn es steht einmal geschrieben: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht.“

Hamann durchschaute den Plan. Er wurde allerdings ein Autor. Aber er wandte das Schwert des Wortes gegen die beiden Verführer und das ganze Volk, dessen Mund diese zwei waren. Seine Autorschaft sollte das Mittel werden, sie und die Ihren zu bekehren,*) der klugen Mitwelt ihre Ursünde aufzudecken, den

*) An J. G. Lindner 28. Sept. 1759 (Br. 56): „Man hat mich hart beschuldigt, daß ich Mittel verachtete .... Wer ist aber ein Verächter der Mittel? Braucht Gott kein Mittel, uns zu bekehren? ... Was für ein besser Mittel hätten sich meine Freunde von Gott selbst erbitten können, als mich, den man für einen alten, wahren Freund ansieht und immer angesehen hat, wenn er in eigenem Namen kommt? Weil man aber den nicht kennt, der mich gesandt hat, so bin ich auch verworfen, sobald ich in seinem Namen

Götzendienst des Zeitgeistes zu stürzen und von dem Könige der Wahrheit zu zeugen. Das ist der Ursprung, Inhalt und Zweck der sokratischen Denkwürdigkeiten.

Es ist nicht zufällig, daß Hamann seine Autorschaft mit einer Schrift über Sokrates begonnen hat, denn er hat trotz aller Verschiedenheit eine wesentliche, innere Verwandtschaft mit diesem Manne.*) Darum hat er auch, ohne den Xenophon und Platon gelesen zu haben und nichts anderes kennend als zwei unbedeutende Schriften über den athenienſischen Weisen, doch dessen eigenstes Wesen und wahre Bedeutung klar und sicher herausgefühlt. Das ist sein Streben nach dem ganzen und vollen Leben, die Gründung der Erkenntnis nicht auf ein einseitiges Denkvermögen, sondern auf das Gesammt-Leben. Eben das ist ja auch Hamanns Bedeutung, Die Lex continui, d. i. das Gesetz vom notwendigen, organischen Zusammenhang zwischen Wesen und Leben einerseits und dem Denken andrerseits führte Hamann nach seinem Geständnis stets als das größte Geheimnis glücklicher Composition und gesunder Kritik im Munde, und diese Continuität im Denken und Handeln war ihm der ächte Genius und Aeskulap des Sokrates. (IV, 305.)

Wir treten nunmehr der Schrift selbst näher. — Ihr vollständiger Titel lautet: „Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween." Dann folgt ein Motto aus dem Anfange des Persius: O curas hominum — Quis leget haec? Nemo. Vel Duo vel Nemo. Da Hamann eine besondere Sorgfalt auf die Wahl des

---

komme. Wer ist also ein Verächter der Mittel? Ich setze etwas an den Mitteln aus, die sie zu ihren irdischen Absichten wählen; und sie verwerfen den, den Gott versiegelt hat zum Dienste ihrer Selen."

*) Nachdem Hamann den Plato genauer kennen gelernt und die Wolken veröffentlicht hatte, schreibt er an J. G. Lindner: „Ich wünsche mir mehr als jemals Glück, daß ich die sokratischen Denkwürdigkeiten zum Grunde meiner Autorschaft gelegt. Am Plane ist nichts zu ändern; an der Ausarbeitung noch sehr viel." (Br. 95.)

Titels legte, (ſ. S. 78) ſo haben wir dieſen zunächſt ins Auge zu faſſen. „Meine Abſicht iſt es nicht, ſagt er am Schluß der Einleitung, ein Hiſtoriograph des Sokrates zu ſein; ich ſchreibe blos ſeine Denkwürdigkeiten," das, was im Weſen und Wirken des Sokrates wirklich denkwürdig iſt, was ihn zu einem immer lebendigen Propheten macht. Wie Sokrates unter den Athenienſern, ſo wollte Hamann durch dieſe Flugſchrift in ſeinem Zeitalter wirken. „Das ganze Werk iſt mimiſch." (Br. 54.) Eben darum ſind die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten nicht blos Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Sokrates, ſondern Denkwürdigkeiten, d. i. des Nachdenkens würdige Dinge in ſokratiſcher Art, was Hamann, wie wir ſehen werden, in der zweiten Zuſchrift zum Verſtändnis des Ganzen ausdrücklich hervorhebt. — Sie ſind für die lange Weile des Publicums zuſammengetragen. Auch dieſer Ausdruck iſt doppelſinnig. Was er Denkwürdiges vorzubringen hat, wird und ſoll dem Publicum lange Weile, Gähnen verurſachen, das Schrecklichſte, was einem nach der Gunſt des Publicums ſtrebenden Autor widerfahren kann. Schon durch den Titel alſo bezeugt Hamann, daß er nicht ſchreibt, um dem Publico zu gefallen und Autorenehre von der Mitwelt zu ernten. „Ich habe mich, berichtet er an Lindner, unmittelbar nach der Anzeige von der Abfaſſung unſerer Schrift, auf das Exempel des Ariſtoteles bezogen, der eine Schrift ausgab, von der er geſtand, daß ſie ſo gut als nicht ausgegeben wäre, bin alſo nicht der erſte, der das Publicum äfft. Meine Geſinnungen habe ich gegen daſſelbe offenherzig ausgeſchüttet, und neige mich blos wie Naemann vor dem Götzen ſeines Herrn, wenn er ihn aus Pflicht in den Tempel deſſelben begleiten mußte." (Br. 55.) Wie Naemann, nachdem er durch den lebendigen Gott vom Ausſatz rein geworden war, über dem Götzen ſeines Königs, ſo ſteht Hamann über dem Publicum, ein freier Mann, unberührt vom Lobe wie Tadel der Tonangeber. Gott, der Urheber der Welt iſt für ihn das Muſter des wahren Autoren. „Der Urheber und Regierer der Welt . . . gefällt ſich ſelbſt in ſeinem Plan, und iſt für unſere Urteile unbeſorgt. Wenn ihm der Pöbel über die Güte der Welt mit klatſchenden Händen und ſchar-

renden Füßen Höflichkeiten ſagt und Beifall zujauchzt, wird er wie Phocion beſchämt, und fragt den Kreis ſeiner wenigen Freunde, die um ſeinen Thron mit bedeckten Augen und Füßen ſtehen, ob er eine Thorheit geſprochen, da er geſagt: Es werde Licht? weil er ſich von dem gemeinen Haufen über ſeine Werke bewundert ſieht. — Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir ſehen, ſondern des künftigen, das uns unſichtbar iſt, ſoll uns begeiſtern. Ein eitles Weſen ſchafft deswegen, weil es gefallen will; ein ſtolzer Gott denkt daran nicht. Wenn es gut iſt, mag es ausſehen, wie es will; je weniger es gefällt, deſto beſſer iſt es." (I, 512.)*) Dem erſten und ewigen Autor, der ſein Vater iſt, möchte Hamann, wie überhaupt ſo auch in der Erhabenheit über die Urteile des Publicums bei ſeiner eigenen, kleinen Autorſchaft ähnlich werden: darum jene Worte ſchon im Titel ſeiner erſten Schrift.

*) Das ſind allerdings ſtolze Worte; und Stolz iſt es auch, wenn ein Autor der Leſerwelt ein Büchlein widmet, das an der Stirn eine ſolche Geſinnung gegen ſie trägt, wie die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten. Wegen dieſes Stolzes wird Hamann von ſeinen Freunden ſcharf getadelt. Derſelbe iſt aber nichts, als das klare, feſte Bewußtſein, daß Gott mehr iſt, als alle Götzen, daß er, Hamann, in Demut Gott dient, während ſeine Freunde, zu eitel, dem lebendigen Gott ſich zu unterwerfen, ihre Kniee vor dem Götzen Zeitgeiſt beugen. „Wenn Berens Ihnen (Lindner) klagt, daß ich heimlich ſtolz bin — ſo hintergeht er Sie. Ich habe nicht nötig, heimlich ſtolz zu ſein, als einer, der ſich ſeines eigenen Stolzes ſchämt oder mit ſelbigem andern Schaden thun will. Ich habe nicht nur eingeſtanden, daß ich ſtolz bin, ſondern auch die guten Gründe, die ich habe, es zu ſein, und mit Gottes Hilfe darin zu verharren." (Br. 53.) An Kant (Br. 62): „Soll ich nicht brennen, wenn Jemand an mir geärgert wird? Und woran denn? An meinem Stolz. Ich ſage Ihnen, Sie müſſen dieſen Stolz fühlen, oder wenigſtens nachahmen, ja übertreffen können, oder auch meine Demut zum Muſter wählen und die Luſt der Autorſchaft verleugnen. Oder beweiſen Sie mir, daß ihre Eitelkeit beſſer iſt, als der Stolz, der Sie ärgert, und die Demut, die Sie verachten. — — Wenn Sie Sich ſchämen oder vielleicht unvermögend ſind, ſtolz zu ſein, ſo laſſen Sie Ihre Feder ſchlafen, wenigſtens zu dem Werk, woran ich Anteil nehmen ſoll. (Kant und Hamann wollten nämlich zuſammen eine Phyſik für Kinder herausgeben.) Es gehört Stolz zum Beten, es gehört Stolz zum Arbeiten. Ein eitler Menſch kann weder eines noch

Zugleich hat er mit denſelben die Prophezeiung ausgeſprochen, daß das Publicum, wiewol es ſeines Denkvermögens ſich rühmt und vor Vernunft ſtrotzt, dennoch ſolche ſokratiſche Denkwürdigkeiten zu durchdenken weder Kraft noch Luſt haben werde. Wie Gott der ſtolzen Weiſen dieſer Welt ſpottet, deren Langeweile um ſo größer iſt, je tiefer die Gedanken ſind, welche der ewige Autor offenbart; ſo hält es Hamann für Pflicht, das weiſe Publicum durch Ironie zu höfeln. (Vrgl. S. 85.)

Die Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums ſind von einem Liebhaber der langen Weile zuſammengetragen. Wir verſtehen dieſe zweite Bedeutung des Ausdrucks „lange Weile" ſchon aus der Entſtehungsgeſchichte unſerer Schrift. Berens wollte den Freund aus dem vermeintlichen Hinbrüten, der langen Weile zur Geſchäftigkeit bringen. Hamann ſchrieb ſchon damals, daß er Gott für die Ruhe dankte. Jetzt ſagt der Titel des Erſtlings ſeiner Autorſchaft, daß man zu dem, was des Denkens würdig iſt, lange Weile, d. i. Ruhe, Muße, ſtille Einkehr in ſich ſelbſt aus der zerſtreuenden Geſchäftigkeit nötig habe. Wo ſolche lange Weile nicht iſt, ſondern wo die Luſt, die Begierde, die Arbeit den Menſchen ſtets nach der Peripherie hintreibt und dem feſten Centrum ferne hält, da herrſcht gähnende Langeweile über die unvergänglichen Gedanken der Liebhaber der ächten langen Weile. Wer darum über die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten nicht

---

das andere, oder ſein Beten iſt Betrug und Gaukelei. Er ſchämt ſich zu graben und zu betteln; oder er wird ein betender Battologiſt und polypragmatiſcher Faulenzer. — Es iſt alſo die Frage, ob Sie zu meinem Stolz ſich erheben wollen, oder ob ich mich zu Ihrer Eitelkeit herunterlaſſen ſoll." Noch vor der Abfaſſung der ſokr. Denkw. ſchrieb er an Lindner (Br. 47), mit Anſpielung auf die tonangebenden Litteraturbriefe, die ein bleſſirter Officier an ſeinen Freund richtet: „Das Publicum, der bleſſirte Officier und ein guter Freund wollen vielleicht auf gleiche Art amüſirt ſein. Unter den Bedingungen werde ich in Ewigkeit kein Autor. Ich will lieber, wie ein einſamer Vogel auf dem Dache leben, und mit David verſtummen und ſtill ſein, ſelbſt meiner Freuden ſchweigen und mein Leid in mich freſſen. . . . Laß ſie daher gehen, wie ihre Schemata, und ſich viel vergebliche Unruhe machen." (Vergl. S. 94.)

gähnen, wer überhaupt die Gedanken Gottes in der Geschichte verstehen will, muß ein solcher Liebhaber der langen Weile sein, wie Hamann war, und wie dieser in der Schrift selbst, wie wir bald sehen werden, fordert. Jener ersteren sind Legion, der letzteren ein sehr geringes Häuflein: darum das Motto aus dem Persius.

Die beiden Zuschriften sagen, für wen das Büchlein geschrieben ist, und sollen demselben den Weg bahnen, die erstere, indem sie den Zweck und die Vorbedingung des Verständnisses andeutet, die andere, indem sie durch den Schleier, der über Inhalt wie Form absichtlich gelegt ist, ein scharfes Auge hindurch schauen läßt. —

„An das Publicum oder Niemand, den Kundbaren" heißt die Adresse der ersten Zuschrift. Das Publicum besteht zwar aus tausend und aber tausend Köpfen und Stimmen; in seiner Einheit aber, als öffentliche Meinung, als Zeitgeschmack und Zeitgeist ist es eine unbestimmte, unfaßbare, unnennbare Macht, ist eigentlich Niemand; gleichwol wird dieser Niemand in sehr merkbarer Weise kundbar, indem er, wie in einem Zauberbanne ganze Völker gefangen hält, tyrannisirt, aus seinem Taumelkelche trunken macht und von der Erkenntnis der Wahrheit fern hält. Diesen das Leben und die Wahrheit erstickenden Bann der Zeitmeinungen zu brechen, hält Hamann für die erste Arbeit dessen, der berufen ist, Leben und Wahrheit zu verbreiten. Er hat sich diese Arbeit sein Leben lang sauer werden lassen. In der Zuschrift an Niemand, den Kundbaren, hat er den Anfang gemacht. Sie soll den Tyrannen fällen, welcher den Weg zu dem Könige der Wahrheit sperrt, zu dem die sokratischen Denkwürdigkeiten hinleiten wollen. Dieser Tyrann ist eben jene Macht der Zeitmeinungen. Es gibt kaum ein größeres Hindernis für die Erkenntnis der Wahrheit, als die sclavische Hingabe an die Zeitströmungen. Wer dem Tagesgeschmack huldigt, ist vollkommen davon überzeugt, daß er auf der Höhe der Cultur steht, und daß alle, welche sich nicht mit gleichen Ketten binden lassen, entweder aus Dummheit oder aus Heuchelei Obscuranten sind. In dem von tausend Bedingungen abhängigen Menschengeschlechte sind selbständige Persönlichkeiten allezeit sehr selten. Daher das allgemeine Grauen, die Unfehlbar-

keit und unverletzbare Majestät des Zeitgeistes zu bezweifeln. Dunkle Furcht vor einem im Geschrei der Stärke stehenden Feinde macht feige. Man muß den Mut haben, dem Gefürchteten ins Weiße des Auges zu sehen, zu fragen: Wer bist Du? Das thut Hamann in der Zuschrift an das Publicum, um die taumelnde Mit- und Nachwelt vom Terrorismus des Zeitgeistes zu befreien.

Ich habe schon früher mitgeteilt, wie Hamann durch den Glauben und die Hingabe an Gott zur Freiheit vom Menschendienst kam, wie er weder sich zur Autorität für andere, noch andere zur Autorität für sich machte, sondern Gott und sein Wort die einzige Autorität sein ließ. Alle Knechtung durch Menschenmeinung war ihm Götzendienst, alle Herrschaft, die Menschenmeinung sich anmaßt, ein schwacher verächtlicher Götze, mit dem sein erhabener Stolz nicht ehrfurchtsvoller umgeht, als die gewaltigsten Propheten Israels mit den Götzen ihrer Zeit. Wie Mutter Lise in der Kirche singt: „Die falschen Götzen macht zu Spott!“*) so will Hamann den heutigen Götzen Zeitgeist zu Spott machen. Je mehr dieser sich aufbläht, je lauter und pomphafter er als allherrschender Gott angebetet wird, desto mehr lacht Hamann der Nichtigkeit desselben. Alle Stralen dieses heiligen Spottes sind in der Zuschrift an das Publicum wie in einem Brennpunkte konzentirt. Der wesentliche Inhalt ist folgender.

Wer der Wahrheit Gottes nicht glaubt und kraft seines Unglaubens, seiner Losreißung von Gott sich einen freien, starken Geist dünkt, fällt sofort in den allercrassesten Aberglauben an die Göttlichkeit der Zeitmeinungen. Den Glauben, welchen er aus Gründen vermeintlicher höchster, wissenschaftlicher Kritik dem lebendigen Gott versagt, schenkt er mit erstaunlicher Liberalität und Kritiklosigkeit dem toten Götzen Publicum, den sein Aberglaube erst zum Gotte macht. Alle Güter, die in Gott wirklich existiren,

*) „Wenn sich über unsere Vorstellungen von Gott mit Anmut und Stärke spotten lässet; warum soll man mit Götzen nicht seine Kurzweil treiben können? Mutter Lise singt: Die falschen Götzen macht zu Spott! — Ein Philosoph sieht aber auf die Dichter, Liebhaber und Projektmacher, wie ein Mensch auf einen Affen mit Lust und Mitleiden.“ (I, 444.)

aber vom Unglauben geleugnet oder als Thorheit verlacht werden, überträgt der abergläubiſche Unglaube auf dieſen Götzen; während er das Weſen als weſenlos verachtet, preiſt er den weſenloſen Schein als Wirklichkeit. Dabei wird er von den Hohenprieſtern ſeines Götzen, den lauten Tonangebern des Tages, wie weiland König Cyrus (Bel zu Babel, V. 5 ff.), aufs ſchmählichſte betrogen; denn die tauſend und aber tauſend glänzenden Huldigungen, welche dem Zeitgeiſte willig dargebracht werden, gebrauchen die wenigen ſchlauen Prieſter deſſelben zu ihrer Weide. Der Zeitgeiſt iſt der eiſernſte Tyrann. Er hat, wie der Philoſoph Ariſtippus von Dionyſius ſagte, die Ohren an den Füßen, d. h. er hat kein Ohr und Herz für vernünftige Gründe, er tritt alle Vorſtellungen und Beweiſe mit Füßen. Denn er will herrſchen ohne Widerſpruch, ſo lange er kann. Aber nur eine wahrhafte Erhebung des nach Freiheit verlangenden Geiſtes, und der gefürchtete Allbeherrſcher iſt nichts. So will Hamann nicht durch Demonſtrationen und Syſteme den Terrorismus des Despoten Zeitgeiſt brechen. Seine Freiheitsliebe, ſein zürnender Haß gegen philoſophiſche Tyrannen und Götzen wirft in das Publicum kurze, körnige Licht- und Lebensgedanken, die eben ſo verächtlich erſcheinen, aber auch eben ſo wirkſam ſind, wie die Pechküchlein, wovon der fürchterliche Götze zu Babel barſt. (V. Drachen zu Babel V. 26.)

Die Zween, Berens und Kant, welche Hamann zur Anbetung des Publicums verführen wollten, und zum Dank dafür durch dieſe Pillen vom eiteln Götzendienſt der Tagesmeinung befreit werden ſollten, repräſentiren das geſammte Publicum, durch welches die Zeitſtrömungen hervorgerufen und in Fluß erhalten werden.*) Berens, der verſtändige, wohlwollende Kaufherr, iſt der ſtolze Welt- und Staats-Mann, welcher durch die kräftige und allſeitige Hebung

*) — „Der Einteilung des menſchlichen Körpers gemäß in Kopf und Rumpf gibt es theoretiſche und praktiſche Weltbürger. Am Haupt unterſcheiden ſich Aug und Ohr, am Leibe aber Hand und Fuß. Wer demnach Luſt an myſtiſchen Zahlen findet, kann ſich in der Wahl des Publici zween kleine Chöre thätiger und denkender Liebhaber dichten, denen der Autor auf Hände und Augen Achtung gibt.“ Wolken. B. II, 83.

des materiellen Wohlstandes Gold und Glück über Alle verbreiten will, so viel ihrer die Länder bevölkern, ohne zu bedenken, daß nicht Gold, sondern Weisheit immer das verborgenste Geheimnis der Politik bleiben wird, und ohne zu fragen, was wieder der ächte und verborgene Kern wahrer Weisheit ist, auf den eben Hamann in den Denkwürdigkeiten selbst ihn und seines Gleichen hinweist. — Kant ist der Weise, welcher das Gold der Wahrheit zu gangbarer Münze ausprägt und unter die Leute bringt. Aber da die Meinungen der Kritik für baare Münze, für Silber und Gold ausgegeben und von den Anhängern des Zeitgeistes dafür auch acceptirt werden, ist die Verwirrung, welche die Weltweisen mit ihrem angeblichen Gold und Silber der Wahrheit im Reiche des Geistes hervorbringen, größer als die Verwirrung im Münzwesen Deutschlands vor hundert Jahren noch war. Der Eine beansprucht für seine Münze einen Wert, welchen der andere nicht anerkennt, und dieser wieder will, daß die seine so viel gelte, daß jener erstaunt. So verhält es sich auch mit dem Werte, welchen die verschiedenen Zeiten und Systeme den Meinungen und Worten beilegen. Nicht der objektive Gehalt, sondern die Uebereinstimmung des Publicums hüben und drüben bestimmt den Wert der Meinung und des Wortes. In dieser chaotischen, noch heute herrschenden Verwirrung, da man Meinungen für Wahrheit und Worte für Wesen ausgibt, können die hamannschen Pillen, — so nennt er seine kleinen Schriften, auch die Denkwürdigkeiten — wahre Wunderkuren verrichten, da sie alle darauf hinarbeiten, von dem abgöttischen Wesen zu erlösen, mit dem man Meinungen für Wahrheit und Worte für Wesen hält.*)

---

*) Vrgl. S. 51 ff.; ferner III, 82: „Meinungen sind blos vehicula der Wahrheit und nicht die Wahrheit selbst. Von dieser philosophischen Abgötterei unser Jahrhundert zu überführen, ist unmöglich; kein Wunder, wenn Aaron und die Hohenpriester des Publicums selbst Götzendiener sind." Darum findet er es auch durchaus nicht befremdlich, „wenn die Schutzschrift eines metaphysischen Losungswortes, die Empfehlung neuer concinnarum et ingeniosarum ineptiarum, wie Bacon sich irgendwo ausdrückt, in der Natur

Zwar sind diese Pillen Hamanns nicht für den Geschmack weder des Einen, noch des Andern jener zwei großen Heerlager des Publicums. Wer sie aber in sich aufnimmt und verdaut, in dem wird die Herrschaft des großen Götzen Niemand rasch und für immer gebrochen. Ihm erscheint die angemaßte Gottheit der gerade herrschenden Meinungen und Worte ebenso jämmerlich und lächerlich, als der sterbende Vespasianus, da er auf einem Stuhl, der nicht sein Thron, vielmehr der Beweis und Zeuge seiner Armseligkeit war, ausrief: Uti puto, Deus fio! Höher kann der Spott über die Selbstvergötterung nicht getrieben werden, als es Hamann mit diesem Worte gethan hat. Die greifbarste Offenbarung der Nichtigkeit und der ungemessenste Dünkel der Göttlichkeit in demselben Momente! Die Schrift sagt dafür: „Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden."

Die zweite Zuschrift: „An die Zween" gesteht offen, daß das lesende Publicum in seiner Kurzsichtigkeit die sokratischen Denkwürdigkeiten für Schimmel ansehen werde. Nur wer, wie ein Alexander, sich über das Publicum erhebt, wird in dem Schimmel

---

und Sittenlehre den Namen unserer jüngsten Scribenten oft Flügel, wenigstens wächserne, geben." (II, 137.)

Zur weiteren Erklärung der im Text der Zuschrift enthaltenen Parallele zwischen Münzen und zwischen Meinungen und Worten diene die Bemerkung, daß auch hier die Lex continui herrscht. Hamann strebt darnach, die tausend Einzelerscheinungen des äußern und innern Lebens auf eine Wurzel und ein Gesetz zurückzuführen. Was das Geld im wirtschaftlichen, ist das Wort im geistigen Verkehre. Die vermischten Anmerkungen über die Wortfügung in der franz. Sprache beginnen (II, 135): „Das Geld und die Sprache sind zween Gegenstände, deren Untersuchung so tiefsinnig und abstrakt, als ihr Gebrauch allgemein ist. Beide stehen in einer nähern Verwandschaft, als man mutmaßen sollte. Die Theorie des einen erklärt die Theorie des andern; sie scheinen daher aus gemeinschaftlichen Gründen zu fließen. Der Reichtum aller menschlichen Erkenntnis beruht auf dem Wortwechsel; und es war ein Gottesgelehrter von durchdringendem Witz (— Luther —), der die Theologie, — diese älteste Schwester der höheren Wissenschaften, — für eine Grammatik zur Sprache der h. Schrift erklärte. Alle Güter hingegen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens beziehen sich auf das Geld als ihren allgemeinen Maßstab."

einen Wald entdecken. Damit den Freunden dies möglich werde, hebt Hamann mit einem Finger den Schleier, den er mit Fleiß über seine Schrift gewoben hat. Die Sele der sokratischen Weisheit, sagt er, sei die Analogie gewesen und ihr Leib die Ironie. In dieser sokratischen Art habe er über den Sokrates geschrieben; er will also kein Lobredner des Sokrates sein; es ist ihm auch nicht darum zu thun, eine geschichtlich und wissenschaftlich treue Darstellung der sokratischen Philosophie zu geben. Das Wesen und Wirken des Sokrates dient ihm nur als lebendige Analogie für die Gegenwart. Was die vielgepriesene, allgemein bewunderte sokratische Weisheit für die Athener, eben dasselbe ist die christliche Weisheit für die Gegenwart. Die beiden Pole im Wesen und Leben des Sokrates sind, nur verklärt und vollendet, auch die Pole im Wesen des Christentums, nämlich die ächte „Ungewißheit" gegenüber der dummsten Anmaßung des Wissens von Seiten der jedesmal herrschenden Zeitströmung, und die ächte, aus der Offenbarung stammende „Zuversicht" gegenüber dem jämmerlichen Wanken und Schwanken der Alles-Wisser. Wo immer sokratische Ungewißheit mit dem zuversichtlichen Dünkel, auf der Höhe der Zeitbildung zu stehen, wo die sokratische Zuversicht mit der grundlosen Zweifelsucht eben dieser übersichern Zeitkultur in Berührung kommt, muß sie ihre Einsicht in das innere Wesen der Zeit und ihre Ueberlegenheit über dieselbe in sokratischer Ironie äußern. —

Xenophon und Platon, welche der Sophistik der Zeit gegenüber in Sokrates Wahrheit fanden, mußten in ihrer Darstellung der sokratischen Weisheit eben den Sophisten als abergläubisch und schwärmerisch erscheinen. Ganz ähnlich, gesteht sich Hamann, müsse es ihm ergehen, wenn er gegenüber den Sophisten seines Jahrhunderts in dem Leben und der Weisheit dessen, der mehr ist als Sokrates, Wahrheit zu finden und die gefundene auch öffentlich anzupreisen wage. Jene beiden Autoren haben mit voller Offenheit ihre Ueberzeugung in Bezug auf die sokratische Weisheit mitgeteilt. Das, sagt Hamann, würde auch ihm das Leichteste und Liebste gewesen sein. Aber um der Schwachheit und der Herzenshärtigkeit der Zeit willen wollte er, gleichwie die beiden englischen Autoren

John Bolingbroke und Schaftesbury in ihren Schriften über Sokrates aus der Weisheit dieses Mannes einen Schleier ihres Unglaubens und Mißglaubens gewebt haben, nicht in unverhüllter Klarheit über die christliche Weisheit reden, sondern nur in der verschleierten Analogie der sokratischen Denkwürdigkeiten.*) — Wer diese, wie die gesammte christliche Wahrheit nach solchen Andeutungen noch nicht ganz versteht, muß es wie Sokrates machen, der von dem, was er in den Schriften des Heraklits verstand, eine billige und bescheidene Vermutung auf das machte, was er nicht verstand, und ein Leser werden, der schwimmen kann. (s. S. 93.)

In der Einleitung, welche den beiden Zuschriften folgt, zeichnet Hamann mit wenigen, aber festen, charakteristischen Strichen die thörichte, tote Art, mit welcher die von Gott emancipirte Wissenschaft die Geschichte der Philosophie und die philosophische Geschichte treibt, fordert von lebendigen Menschen einen lebendigen Gebrauch dessen, was vor uns gedacht und geschehen ist, deutet an, daß diese Kunst allein durch die lebendige Offenbarung Gottes erlangt wird, und daß er in seinem Aufsatz hiervon ein Beispiel geben wolle.**)

Der berühmte Girardon zeigte an der Bildsäule Richelieus seine Kunst, Ludwig XIV. gab das Geld und bewunderte das Kunstwerk; aber der „Scythe," Peter der Große, der sich wie Noah, oder der vom Kaiser Julian verfolgte und unüberwundene Galiläer zum Zimmermann erniedrigt hatte, um durch lebendige Thaten aus dem, was noch kein Volk war, ein Volk zu machen, dieser Scythe dachte bei der Statue weder an Geld, noch Kunst,

---

*) „Ich glaube, schreibt H. an Kant 27. Juli 1759, wie Sokrates Alles, was der andere glaubt, — und gehe nur darauf aus, Andere in ihrem Glauben (er meint ihren Aberglauben an den Götzen ihrer allwissenden, gesunden Vernunft) zu stören. Dies mußte der weise Mann thun, weil er mit Sophisten umgeben war und Priestern, deren gesunde Vernunft und guten Werke in der Einbildung bestanden. Es gibt eingebildete gesunde und ehrliche Leute, wie es malades imaginaires gibt." —

**) „Zugleich habe ich eine Probe von einer lebendigen Art, die Geschichte der Philosophie zu studiren, geben wollen." (Br. 54.)

noch Ruhm, noch Wiſſenſchaft, ſondern wünſchte, daß von dem toten Steine eine Lebenskraft auf ihn übergehen möchte, die ihn ſein Volk regieren lehrte. Eine ſolche ſtumme Bildſäule iſt die Geſchichte der Philoſophie, und auch die philoſophiſche Geſchichte. Man bewundert darin den Witz, die Macht, die Fortſchritte des Menſchengeiſtes; aber ſie ſchafft kein Leben, wenn man nicht in wirklicher Selbſtentäußerung Leben von ihr lernen will. Oft freilich gleicht der Bildner einer ſolchen Geſchichts-Philoſophie dem Pygmalion, der aus Marmor ſich ein Weib formte und darin ſo verliebt war, daß er die Götter bat, ſeinem Gebilde Leben einzuhauchen. Unſere Geſchichte der Philoſophie iſt ein ſtummes Steinbild, welches dieſelben, die es erſt geformt haben, als ihren Götzen anbeten und von ihm Leben erwarten.*) . Dieſer Götze der philoſophiſchen Geſchichte erhält von Menſchen-Händen ſehr verſchiedene Geſtalt. Das eine Mal gleicht die philoſophiſche Geſchichte dem Bilde jener Schönheit, das ein griechiſcher Bildhauer aus den einzelnen ſchönen Formen verſchiedener Perſonen zuſammengeſetzt hat; ſie iſt eine Compilation einzelner Wahrheiten, Tugenden, Vermögen, Leiſtungen des Menſchengeſchlechts ohne eine innere, lebendige Einheit. Ein andermal, — und ſolche Götzen liefern vornämlich die Franzoſen und die ihnen geiſtesverwandt ſind, — iſt die Geſchichte eine chineſiſche Kaminpuppe, die auf jeden Stoß gehorſamlich Ja! nickt.**)

---

*) Daß dies die Meinung Hamanns geweſen, zeigt ſeine Anführung von Habakuk 3, 19 und Jer. 2, 27 in B. VIII, 30. Vergl. auch Br. 52: „Gott iſt in den Schwachen mächtig; das ſind aber keine ſchwachen Leute, die anſtatt als Hirten lebendiger Lämmer ſich anzuſehen, ſich für Pygmalions halten, für große Bildhauer, deren liebreiches Herz den Othem des Lebens ihnen mitteilen wird, si Diis placet.“

**) Oder wie Göthe ſagt: „Was man ſo den Geiſt der Zeiten heißt, das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt, darin die Zeiten ſich beſpiegeln.“ Die berühmte Charakteriſtik, die H. bei dieſer Gelegenheit nebenbei von den Franzoſen gibt, vervollſtändigt er in einem etwas ſpätern Brief an ſeinen Bruder (66): „Der Vorwurf, den man ehemals den Griechen macht, daß ſie die Künſte verraten, gemein gemacht und entweiht hätten, trifft jetzt

Die Zuversicht, mit welcher Hamann von solchen, ohne das Licht der Offenbarung entworfenen Gebilden spricht, veranlaßt ihn zu einer Bemerkung, die voll eben so scharfen als treffenden Spottes ist. Der gelehrte Haufe nämlich, welcher damals, wie jetzt, gegen die Bibel focht, fällt hochtrabende Verwerfungsurteile über Sachen, die er nicht kennt. So habe er's, sagt Hamann ironisch, wahrscheinlich auch gemacht, um durch die Nachahmung der gelehrten Tonangeber dem Publicum zu schmeicheln.

Eine andere Gestalt als die erwähnte, wird die Philosophie dann erlangen, wenn man sie nicht, wie ein Gelehrter, um des bloßen Wissens oder des eignen Ruhmes willen studirt und darstellt, sondern als Einer, der ohne nach dem Ruhm eines beklatschten Autoren zu verlangen, außerhalb der eigentlichen Gelehrtenzunft mitten im Leben steht, die Ringkämpfe der Weltweisen nicht von ihrem einseitigen Standpunkt aus, sondern mit voller Muße und aus dem Interesse am vollen und ganzen Leben ansieht,*) dadurch offene, vom Partei-Interesse ungetrübte Augen behält, und wie ein Aesop und Lafontaine das thierische, so das menschliche Leben zu betrachten, ergründen und für das Leben, nicht für den Kopf zu verwerten versteht.

Dazu gehört freilich etwas von dem Sauerteige, welchen die Mitwelt, sei sie dem Freunde Berens oder Kant ähnlich, Schwärmerei und Aberglauben nennt, „eine Eroberungswut aller Lügen und Laster, die nämlich nicht dafür erkannt werden, noch sein

---

Frankreich. Ihm haben wir es zu danken, daß es keine Kunst mehr ist, Gespräche, Lust- und Trauerspiele, und Alles, was man will, zu schreiben."

*) Ein Mann ohne Geschäfte heißt auf Griechisch Argus, merkt H. an, das ist ein Mensch, der hundert Augen hat. Mit dieser Etymologie verbindet Hamann noch die Notiz, daß Pythagoras, der rechte Philosoph, den olympischen Spielen zusah und nicht selbst mitlaufen mochte, dadurch aber erst das rechte Urteil gewann. Vergl. I, 416. III, 10. Noch in seinem Alter schreibt er an Jacobi, es sei gut, „lieber ein pythagoräischer Maulaffe, als sophistischer Kämpfer zu sein." „Sei ein Philosoph, d. i. ein unbefangener Zuschauer; tace et esto philosophus; folge meinem Beispiele!" Dies gibt auch eine weitere Erklärung, was Hamann unter Liebhabern der langen Weile versteht.

wollen." Das war das Geschäft der Propheten unter den Juden, Hamanns unter den abergläubischen Weisen seiner Zeit; zu demselben Zwecke hat Gott auch den Heiden göttliche Menschen gegeben, wie den Sokrates. Wenn man vor diesem bewundernd die Kniee beugt, warum nicht, — die Frage liegt im Hintergrunde, — vor denen, welche das Amt des Sokrates in vollkommenerer Weise ausgeübt haben?

Natur und Geschichte ist uns allerdings gegeben, sie zu sehen und zu hören. Aber sich anmaßen, bis auf die Lebenskeime der Körper und Begebenheiten dringen zu können, heißt den unsichtbaren Gott und sein Leben ertappen und fangen wollen, denn er und sein Wille ist der Ursprung der Dinge, wie Thatsachen. Er selbst nur kann darum den Lebenskern und damit das Verständnis des Lebens aufdecken. Wer dieser Offenbarung nicht glaubt, sondern mit seinem Auge bis ins Leben dringen will, wird sowol auf dem Gebiet der Naturkunde, wie der Geschichte ein Dichter, d. i. ein Mensch, der erdichtet und Erdichtungen für Wahrheit ausgibt.

Wir haben an den erhaltenen Schriften des Altertums Material genug, um darin Wegweiser zur Wahrheit zu finden. Man muß sie nur gescheidt gebrauchen, im Licht des Lebens, nicht mit jener Gelehrsamkeit und Schulweisheit, welche die Werke der Alten gerade so künstlich und geschickt, aber auch so trostlos unnütz anwendet, wie jener Künstler die Linsen, von denen er, um seine erworbene Geschicklichkeit zu üben, ein ganzes Scheffel voll durch ein Nadelöhr warf, statt sie zu essen oder zu säen.

Wie Baco die Natur mit dem Lichte Gottes durchleuchtet, so sollte, — Hamann fand noch kein solches Buch vor, — auch die Geschichte im Licht der Offenbarung betrachtet werden. Denn — er adoptirt einen Ausdruck Bolingbrokes, — die ganze Geschichte ist Mythologie, d. h. eine Erzählung von Thaten der Menschen, hinter denen Gott selbst verborgen ist, und darum ist sie ebenso wie die Natur „ein Rätsel, das sich nicht auflösen läßt, ohne mit einem andern Kalbe als unsrer Vernunft zu pflügen."

Um von allem diesem ein lebendiges Exempel zu geben, nicht um des Sokrates Biograph zu werden, hat H. seinen Aufsatz ge-

schrieben. Er wünscht, seinen Helden wie Simon, der Gerber, verstanden zu haben, d. h. aus dem Leben und fürs Leben, nicht wie Platon aus der abstrakten Wissenschaft und für die abstrakte Wissenschaft.

Der erste Abschnitt greift die Punkte auf, worin man zwar von jeher die Bedeutung des Sokrates gesetzt hat, jedoch „ohne dieselben als das Samenkorn einer fruchtbaren Wahrheit aufgehen zu lassen," und zeigt, in wie fern der wesentliche Kern der sokratischen Weisheit eine Analogie des Kernes der göttlichen Offenbarung bildet, so daß diese um so viel höher geachtet werden muß, als jene, um so viel mehr sie das gepriesene Princip derselben geläutert und entfaltet hat. —

Die Wurzel der Philosophie des Sokrates ist die Ueberzeugung, daß alle menschliche Weisheit und Forschung in Bezug auf die Gewinnung der Wahrheit nicht mehr thun kann, als eine Hebamme und ein Bildhauer. Sie kann das Leben und Wesen, die Wahrheit und die Begriffe nicht schaffen. Diese werden, und noch dazu im verborgenen, von einer andern Lebenskraft gebildet. Sie kann auch die Stunde, in welcher das Leben sich ans Licht ringt, nicht herbei führen, auch dem Leben nicht die Fähigkeit geben, ans Licht zu kommen. Sie muß sich in Demut bescheiden, der durch andere Kraft geborenen und durch das eigene, inwohnende Leben sich Bahn brechenden Wahrheit die Handlanger-Dienste einer Hebamme zu thun.

Das menschliche Leben hat sich durch die Kraft des Stolzes, und die mit ihr identische Kraft der Trägheit, die uns in dem einmal gefaßten, dünkelhaften Wahne zu verharren zwingt, mit Irrtümern, Vorurteilen und Leidenschaften so umgeben, daß das eigentliche Bild erst wieder herausgearbeitet werden muß. Die sokratische und alle ächte Weltweisheit hat die Aufgabe, an dem vorhandenen, lebendigen Wesen so zu arbeiten, wie der Bildhauer an dem vorhandenen Material, der, indem er wegnimmt und hauet, was am Holz nicht sein soll, eben dadurch die Form des Bildes fördert. Ist kein ächter Kern im Holz oder Marmor, so wird freilich der Bildhauer aus dem ganzen Klotz nur Späne machen; ist ächter Kern da, so wird doch immer Vieles als Späne

abfallen müſſen. Daher das Geſchrei über Sokrates, wie über die chriſtliche Weisheit, daß die ſtolzeſten Eichen unter ihrer Arbeit zu Spänen werden und im beſten Fall ein kleines Bild zurückbleibt.

Die Bildhauerkunſt der Athener in jener Zeit glich ihrer Sophiſtik. Wie die Bildſäulen nicht mehr wie früher verhüllt, ſondern nackend waren; ſo vermaß ſich die Sophiſtik, die Wahrheit aus ihrer Umhüllung befreien zu können und ſie in nackter Wirklichkeit darzuſtellen, ohne zu bedenken, daß ſie dadurch nur ihre eigenen, wenn auch für Schönheit gehaltenen Blößen offenbarte. Als Bildhauer kehrte Sokrates zu der alten, beſcheidenen Schamhaftigkeit zurück und umkleidete ſeine Grazien; als Weiſer bewahrte er die keuſche Demut, welche ſich nicht vermißt, der Wahrheit die dem menſchlichen Leben notwendigen Kleider abzureißen und ſie nackend darzuſtellen. Freilich wird dieſe Demut immer etwas verhüllt und dunkel laſſen. (Vergl. II, 70 ff.)

Dieſe Erkenntnis der Grenzen menſchlicher Weisheit und Kraft, welche das eigentliche Weſen der ſokratiſchen Weisheit ausmacht, iſt in ihrer vollen Verklärung auch die Lebenswurzel jener Weisheit, welche der Zimmermanns-Sohn aus Nazareth der Menſchheit gebracht hat. Wenn alſo die vernünftigen Leute dieſes Aeons die Größe des Sokrates mit vollem Munde preiſen*) und über dem Galiläer die Achſeln zucken oder ihn mit tötlicher Feindſchaft verfolgen, ſo iſt einerſeits Sokrates, den ſie preiſen, ihr Richter, und andrerſeits ſind ſie abgeſchmacktere Ankläger und grauſamere Mörder, als ihre geiſtigen Väter, die Sophiſten zu Athen.

Beſcheiden wie über ſeine Weisheit dachte Sokrates auch über ſeine ſittliche Kraft. Wenn man die Zeiten (Röm. 1.) bedenkt,

*) „Das Salz iſt eine gute Sache; es muß aber nicht dumm ſein, ſonſt iſt es Salz und kein Salz. Ein ungeſalzen Salz und ein chriſtlicher Sokrates gehören in eine Klaſſe. Der Sokrates, deſſen Denkwürdigkeiten ich geſchrieben, war der größte Idiot in ſeiner Theorie und der größte Sophiſt in ſeiner Praxis —. Verſtehen Sie eben den Sokrates oder vielleicht einen andern, der ein Pralhans der weiſen und klugen Leute iſt und die Maske ſtarker Geiſter? Mein Sokrates bleibt als Heide groß und nachahmungswürdig. Das Chriſtentum würde ſeinen Glanz verdunkeln.“ (Br. 58.)

worin er lebte, und den inneren, leidensvollen Kampf, der ohne Zweifel durch seine Lust an einer Harmonie der äußerlichen und innerlichen Schönheit in ihm entstand, so ist nicht das das Bemerkenswerte, daß er in der Zeitsünde gefangen lag, sondern daß er bei seinem Kampfe gegen dieselbe sich nicht sittlich aufblähte, sondern auch hier Demut bewies. Denn durch diese Lust, welche der Mensch an der Harmonie der äußerlichen und innerlichen Schönheit findet, sie sogar zu einem Postulate der Vernunft macht, wurde jene, wie unsere Zeit von der Erfassung des wahrhaftigen Lebens abgehalten. Der Schönste unter den Menschenkindern ist als Erlöser verheißen und als der schönste auch willkommen; aber ein Mann in Knechtsgestalt voll Striemen und Wunden erscheint. Weder der Geschmack noch die Vernunft können in diesem jenen erkennen und lieben; das ist bei unsern muselmännischen Christen ebenso der Fall, wie es bei den Juden und Griechen war. Diese zwar hatten kluge Fabeln genug, in welchen eine dunkle Sehnsucht die Retter und Helfer in unscheinbarer Gestalt erscheinen ließ. Aber anstatt sich hierdurch tiefer in die Wahrheit hineinweisen zu lassen, verdammten die Sophisten solche dunkle prophetische Ahnungen ihrer Dichter als einen Mord, den man an den ersten Grundsätzen menschlicher Erkenntnis begeht, was sich heute nur in vergrößertem Maßstabe wiederholt.

Indeß bleibt jener Widerspruch schon im Leben des Sokrates, wie man allgemein weiß, der kräftige Mittelpunkt. Denn das delphische Orakel erkannte ihn, der es sich gestand, daß er nichts wüßte, für den weisesten. Eben dieser Widerspruch, nur in höchster Potenz, ist die Grundlage der biblischen Offenbarung. Aber da ein Philosoph von heutigem Geschmack in seiner erhabenen Ueberlegenheit alle früheren Jahrhunderte als Kinder und Ammen ansieht, so gelten ihm solche Winke antiker, wie jüdischer Gottesoffenbarung für nichts als Kinder- und Ammen-Mährchen. Gleichwol hat der Glaube daran von jeher größere Wunder gethan, als man den Orakelsprüchen selbst zuschreibt. Das ist so unleugbar, daß selbst ihr gefeierter Prophet Bayle den zu seinen Füßen gähnenden Lehrlingen des Zeitgeistes dieses als Thatsache vorträgt. Aber,

fragt Hamann in tiefer Ironie, um im gegnerischen Sinne dieses Argument zu entkräften, ist es denn nicht Gottes würdiger, die Menschen durch ihre leeren Grillen und abergläubigen Hirngespinnste zur Wahrheit und zum Leben zu führen, als durch eine Offenbarung, wobei Firmament und Geisterwelt (Matth. 2. und Luk. 2.) mitwirken muß? Er will eigentlich fragen: Ist es vernünftiger zu glauben, daß die unleugbaren, erhabenen Thatsachen der christlichen Zeit zu ihrer Wurzel Grillen oder Thatsachen haben?

Der zweite Abschnitt handelt ausführlicher über die Natur der sokratischen Unwissenheit, dieses Kernes ächter Weisheit, namentlich im Gegensatz gegen die prätendirte Unwissenheit der Skeptiker und Kritiker, und zeigt, daß sie die Vorbedingung des Glaubens und der Keim der wahren und lebendigen Erkenntnis ist, sowie das specifische Heilmittel für eine Alles wissende und doch weibisch neugierige Zeit.

Kriton, dessen Name von Beurteilen herkommt, besoldete eine Reihe von Lehrmeistern, durch die Sokrates aus einem Bildhauer in einen Sophisten verwandelt werden sollte. Aber das Ergebnis der Studien des Sokrates war dies, daß er unwissend blieb, oder erst recht unwissend wurde, und dies mit einer durch nichts zurück zu dämmenden Wahrheitsliebe frei und offen gestand. Nicht daß Sokrates für seine Person unwissend war, beleidigte die weisen Athener, sondern daß in ihm die menschliche Natur mit der Blöße der Unwissenheit behaftet erschien. Wer nichts weiß, hat auch nichts. Und wer beides ehrlich bekennt, wird von fürwitzigen und habsüchtigen Menschen für einen Betrüger erklärt, vom Bauernstolz des Vielwissers und Tugendreichen verachtet. Indeß ist es allgemein bekannt, daß die philosophische Göttin des Glücks die Glücklichen, auch die, welche im Glück des Wissens und Habens schwelgen, nicht leiden kann und ihr Glück rasch in Scherben zerspringen läßt, und insofern eine Freundin des unglücklichen Dummen und Armen bleibt, als sie diesen kein eingebildetes Glück nehmen kann. Daher, meint Hamann, entgeht die einfältige Weisheit eines armen, unwissenden, nicht im Glück der Allwissenheit schwimmenden Sokrates den Motten

länger, als die gleich seidenen Kleidern rauschenden Hypothesen und Formeln der über ihre Weisheit und Erleuchtung zu sehr beglückten System- und Projekt-Macher, namentlich, wenn ihr Glück dadurch erhöht wird, daß alle Welt ob ihrer Weisheit sie als die Träger einer neuen, aufgeklärten Zeit auf den Schild hebt.

Man darf aber nicht in den Wahn fallen, als ob jede Unwissenheit eine sokratische sei. Auch vernünftige Leute beweisen mit vieler Mühe die Unwissenheit der menschlichen Natur, halten sich aber in ihrem innersten Selbstbewußtsein für kluge Leute, für Alleswisser. Solche Unwissenheit erscheint einem Sokrates als Schande. Um von der sokratischen Unwissenheit einen Begriff zu bekommen, muß man in Seelenverwandtschaft mit ihm stehen. Seine Unwissenheit kommt daher, daß er das Wort des delphischen Apoll: „Erkenne dich selbst!“ welches seine Landsleute auswendig wußten, bewunderten und vor der Stirn trugen, ins Leben aufnahm, und er nicht blos, wie etwa ein Sophokles und Euripides, die Kunst verstand, das menschliche Herz zu zergliedern, sondern von sich selbst wußte, daß er nichts wußte, und dieses Bewußtsein von seiner Unwissenheit das punctum saliens seines Lebens bildete. Da eine solche Unwissenheit nur durch Gott in uns erweckt werden kann, und sie den Menschengeist zu einem fruchtbaren Boden macht, so bestätigt sich hier das Wort Pauli an die Lykaonier. Apostl. 14, 17.

Des Sokrates Geständnis: „Ich weiß nichts!“ hat eine dreifache Bedeutung. Es ist die reifste Frucht alles seines Lernens, — darüber ist bis dahin gesprochen, — es ist sodann ein Vernichtungshieb gegen die gelehrten und neugierigen Athener, es ist endlich eine liebevolle, erziehende Herablassung zu der athenienſischen Jugend, um ihr die Verleugnung ihrer Eitelkeit zu erleichtern und durch seine Gleichheit mit ihnen ihr Vertrauen zu gewinnen.

Die mittlere Bedeutung setzt Hamann in helleres Licht. Er vergleicht öfter das Spiel mit Worten, das man häufig genug Weisheit und Wissenschaft nennt, den Taschenspielerkünsten. Die Alleswisser seiner Zeit sind ihm Leute, die mit ihren künstlich ausgegebenen Worten in ähnlicher Weise betrügen, wie falsche Spieler mit Karten. Solchen sagt die sokratische Weisheit mit Stolz:

„Ich weiß nichts! ich ſpiele nicht mit Worten, als wenn die wie ein Trumpf aufgeſpielten Worte Wahrheit wären, alle anderen ausſtächen und euch zu Gewinnern machten. Sollten wir uns verſuchen, wer in dieſer Kunſt des menſchlichen Verſtandes Meiſter iſt, ſo wollte ichs mit euch aufnehmen und euch zuvorthun und klüger ſein als ihr; aber da ihr von Profeſſion falſche Spieler ſeid, ſo ſpiele ich nicht: ich weiß nichts!" Solche Unwiſſenheit eines Mannes, der zehnhundertmal mehr weiß, ſammt allen ihren einzelnen Aeußerungen muß den wiſſenden Anbetern des Zeitgeiſtes ſo furchtbar ſein, wie die Haare am Haupte Meduſens.

Uebrigens iſt dieſe Unwiſſenheit nicht blos eine vorgelegte Maske, um die Vielwiſſer zu ſchrecken; ſie iſt auch nicht blos ein Lehrſatz in einem philoſophiſchen Syſteme; ſie iſt die reife Frucht eines ernſten Ringens und Strebens in Wiſſenſchaft und Leben, ſie iſt Empfindung, Lebensmittelpunkt, der den ganzen Kreis des Daſeins mit ſeinem reichen Inhalte geſtaltet und beherrſcht. Alte wie neue Skeptiker gründen ihre Syſteme auch auf die menſchliche Unwiſſenheit. Aber ihre Unwiſſenheit iſt ein Lehrſatz, der von der Unwiſſenheit, die Leben iſt, ſich noch mehr unterſcheidet als ein anatomiſches Gerippe von einem lebendigen Thiere. Sie gleichen dem Sokrates nicht mehr, als jenes Thier dem Löwen, das in die Löwenhaut ſich kleidete, aber durch ſeine Ohren und ſeine Stimme ſich verriet. Denn die Quelle ihrer Unwiſſenheit iſt nicht die Demut, ſondern der Dünkel, und ihr Ziel wiederum nicht die Demut, ſondern Despotie im Reiche des Geiſtes. „Ihr Heucheltrug iſt lächerlich und unverſchämt." Denn der beredte Scharfſinn, den ſie aufwenden, um ſich von dieſer Unwiſſenheit zu überführen, iſt Beweis genug, daß ihnen dieſelbe nicht lieb, natürlich, ſelenverwandt, ſondern höchſt widerwärtig iſt. Während ſolche Unwiſſenheit zum Unglauben führt, iſt die ſokratiſche die Grundlage des Glaubens, denn da ſie mit ihrem Wiſſen das Leben nicht faſſen kann, ſtreckt ſie ein anderes, dafür beſtimmtes Organ darnach aus, und dieſes iſt der Glaube. (Vergl. S. 65.) Was H. hier mit wenigen Worten über Glauben und Wiſſen ſagt, iſt ſo grundlegend, und dabei ſo einfach, daß man ſich billiger Weiſe verwundern muß,

daß seine Darlegung noch nicht Gemeingut geworden ist, und noch so viele Unklarheit in den Untersuchungen über Glauben und Wissen herrscht. —

„Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden." Was H. meint ist klar. Wenn der Philosoph sagt: Cogito, ergo sum! so glaubt er, daß sein Gedanke wirklich ein Gedanke ist, nicht eine physische Gehirnsekretion, daß seine Vernunft richtige Schlüsse macht, daß richtige Schlüsse der menschlichen Vernunft nicht nur Wegweiser zur objektiven Wahrheit, sondern Beweise derselben sind u. s. w. Mit einem Wort, das, was in seinem Beweise eigentlich beweiskräftig, die letzte Wurzel des Beweises, das ins Leben Eingreifende ist, kann er nicht beweisen, will er auch nicht beweisen, hält es über jeden Beweis erhaben als unumstößlichen Grundsatz, den er glaubt. Nicht anders ist es bei sinnlichen Wahrnehmungen. Wenn ich einen Gegenstand sehe, höre, fühle u. s. w. und daraus den Beweis seiner Existenz herleite, so setze ich voraus, daß das sinnliche Organ mich nicht betrügt, daß es mir wenigstens über eine Seite oder Eigenschaft des Gegenstandes einen objektiv wahren Eindruck gibt, d. h. ich glaube dem Organ und seinen Fähigkeiten und Wahrnehmungen, und ich würde es für eben so vergebliche Mühe wie für ein thörichtes Ansinnen halten, das zu beweisen.*)

Der Glaube ist kein Kind des Wissens und der Beweise; er ist eine durchaus selbständige Lebenskraft, die ihre Freiheit und Majestät nicht in die Ketten irdischen Wissens und irdischer Beweise schlagen läßt, von denen sie nicht erzeugt ist. Ich weiß, daß ich sterben muß; aber deßwegen glaube ich noch nicht, daß ich sterben muß. Ich glaube erst, wenn ich die Thatsache meiner Sterblichkeit als ein mein ganzes Leben bestimmendes Moment in

*) In der Zugabe zweener Liebesbriefe an einen Lehrer der Weltweisheit (Kant) sagt H.: „Das Kind glaubt diese Legende (die mosaische Schöpfungsgeschichte) seiner Wärterin so lange, bis es rechnen, zeichnen und beweisen kann, und dann nicht Unrecht thut, den Zahlen, Figuren und Schlüssen, wie erst seinen Ammen zu glauben." (II, 448.)

mich aufnehme. Ich kann einen Satz unumstößlich beweisen, ohne ihn zu glauben, ohne ihn bestimmend auf mein Leben einwirken zu lassen. Der Glaube ist also das Organ, wodurch ich das Leben wahrnehme und in mich aufnehme. Das geschieht nicht durch Vermittlung von Gründen, ebensowenig, wie sinnliche Organe, z. B. Augen und Zunge durch Vermittlung von Gründen ihre Thätigkeit ausüben. Das Auge sieht, die Zunge schmeckt, ganz unabhängig von der Vernunft, so ergreift der Glaube das ewige und göttliche Leben, für dessen Aufnahme er in ähnlicher Weise da ist, wie das Auge für die Aufnahme des Lichtes, und fragt ebensowenig wie jede andere Lebenskraft, die ihr Leben äußert, nach Beweisen. Die Gründe eines Ungläubigen gegen das göttliche Leben mögen vor der Vernunft sehr triftig und die Gegenbeweise sehr schwach sein; dabei verliert der Glaube nichts, weil das göttliche Leben eine Existenz ist, die von eines Philosophen Vernunft ganz unabhängig ist und vom Glauben einfach ergriffen wird. Die Widerlegungen der Vernunftbeweise Ungläubiger können sehr gut sein, dadurch gewinnt der Glaube nichts, weil man auch durch die besten Beweise das Leben selbst nicht ergreift.

Die Beweise durch Vernunft und Gefühl sind eine ohnmächtige Einbildung, die kein Leben schafft. Der Glaube, der das Leben thatsächlich ergreift, ist kein Erzeugnis der Phantasie. Wenn ein Weltweiser oder Dichter in solche Umstände gesetzt werden, wo sie sich selbst und die Realitäten außer sich in ihrem Leben wirklich fühlen, dann glaubt jener nicht an die beste Welt, die er beweisen kann und die der Mittelpunkt seines Systems ist, und dieser ist ohne Muse und Schutzengel, die er beim Dichten sich so nahe gefühlt hat. „Die Einbildungskraft, — sei sie die des Philosophen oder Poeten, — wäre sie ein Sonnenpferd und hätte Flügel der Morgenröte, kann also keine Schöpferin des Glaubens sein."

Ob das, was Glaube genannt wird, Glauben ist oder Einbildungskraft, hängt also davon ab, ob Vernunft und Empfindung sich etwas als thatsächlich vorestillt und annimmt, was nicht ist, — das ist Aberglaube, — oder ob der Glaube das wahrhaftige Leben Gottes thatsächlich ergreift und festhält.

So führt das sokratische Nichtwissen zum Glauben, zum Ergreifen Gottes, und der Glaube zur Liebe, zur Selbsthingabe an Gott, und darum ist der „Orakelspruch des großen Lehrers der Heiden" (1. Cor. 8, 2. 3.): „So sich Jemand dünken lässet, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll; so aber Jemand Gott liebet, derselbe ist von ihm erkannt!" das Siegel und zugleich der Schlüssel jenes ächten Nichtwissens. Es muß also der Kern der natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissenheit vergehen, daß „aus diesem Tode, aus diesem Nichts das Leben und Wesen einer höhern Erkenntnis neugeschaffen hervorkeime." Aber um in dieses Geheimnis hineinzuschauen, muß man einen höhern Standpunkt haben als den Maulwurfshügel und ein stärkeres Wahrnehmungsvermögen als die Nase eines Sophisten.*) Alles Lebendige auf Erden wird nicht durch das Wissen, sondern durch das Leben erzeugt. Homer kannte wahrlich die Regeln des Aristoteles nicht, und Shakespeare übertrat sie. Ihr Genie, d. h. ihr Dichterwesen und Leben und ihr thätiger Glaube an die richtige Leitung durch dasselbe, nicht Vernunftgründe haben ihre Werke erzeugt.**) So ists auch auf dem geistlichen und sittlichen Gebiete. Bei sokratischer Unwissenheit findet sich auch ein sokratischer Genius oder Dämon, und der Glaube an diesen, nicht das Wissen, ist der Kern der Persönlichkeit, selbst wenn ein Mensch so unwissend ist, wie Sokrates, daß er auch nicht einmal weiß, wer dieser Dämon ist, ihm aber glaubt und gehorcht.

So unzweifelhaft es ist, auf wen H. für unsere Zeiten den sokratischen Dämon gedeutet wissen will, so unwissend erscheint er wie sein Held selbst, und verspottet durch die Aufzählung aller

*) Das von H. hier gebrauchte Bild wird durch seine eigenen Anführungen B. VIII S. 46. 47. hinreichend erklärt.

**) „Diderot kennt Regeln so gut als der beste Schulmeister sie verstehen und mitteilen kann; aber dieser Philosoph sagt, wie ein halber Mystiker, daß dasjenige, was uns führen und erleuchten muß, nicht Regeln sind, sondern ein Etwas, das weit unmittelbarer, weit inniger, weit dunkler und weit gewisser ist. Was für ein Galimathias in dem Munde eines Weltweisen wie Diderot ist?" (Br. 89.)

möglichen und unmöglichen Erklärungsversuche, welche vernünftige Leute gemacht haben, die blinde Unvernunft, welche nicht sieht, was vor Augen liegt. —

Aus dem sokratischen Grundwesen entspringt eine homogene Lehr- und Denkart: Ungewißheit aus der Unwissenheit, Zuversicht aus dem Glauben. — Je genauer man das Jahrhundert kennt, in welchem Sokrates lebte, desto eindringlicher wird man überführt, daß seine Ungewißheit und Zuversicht das wahre, specifische Heilmittel seiner Zeit war. Aber dieses, wie auch das Analoge in unserer Zeit will H. nur andeuten. „Ich kann nichts mehr thun, als der Arm eines Wegweisers, und bin zu hölzern, meinen Lesern im Laufe ihrer Betrachtungen Gesellschaft zu leisten." Die Summe ist diese: „Kurz Sokrates lockte seine Mitbürger aus dem Labyrinthe ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes." Wer ähnlichen Zeiten ähnliche Dienste leisten will, muß es nach der Analogie der sokratischen Unwissenheit und Zuversicht thun, und das eben ist Hamanns Aufgabe. (Vrgl. V, 48.) Solche Arbeit ist Propheten-Arbeit. —

Der dritte Abschnitt zeichnet mit wenigen Umrissen das Leben eines Mannes von sokratischer Ungewißheit und Zuversicht. Wo es gilt, rettende Thaten für das Vaterland und die Freunde zu thun, da ist seine Stätte; wo man in Staatsversammlungen mit vergeblichen Worten sich aufbläht, dahin läßt ihn „das Wort in seinem Herzen" nicht gehen. — Ein Scribent wird er nicht aus Uebereinstimmung mit sich selbst. Denn sein Leben und die davon ausgehende Wirkung ist seine Autorschaft. So mächtig er auch des Wortes war, um seine Unwissenheit wie Zuversicht auszudrücken, so fühlte er doch eine Wort-Trockenheit in sich, die ein Scribent nicht haben darf. Wie seine Weisheit eine lebendige war, so ist sie auch nicht durch Lehre sondern im Leben errungen, und hat sich auch nicht in lebloser Lehre, sondern in der Kraft des Lebens geäußert, wenn „er sich bisweilen auf dem Markte die Haare ausgerauft haben soll," wie „der sanftmütige und herz-

lich demütige Menschenlehrer gedrungen wurde, ein Wehe über das andere gegen die gelehrten und frommen Leute seines Volkes auszustoßen." Seine Sprechweise glich seinem Leben. Sein Leib war häßlich, wie ein Satyr, aber innen lebte und webte eine Gotteskraft. So verglich Alcibiades des Sokrates Parabeln gewissen h. Bildern der Götter und Göttinnen, die man nach damaliger Mode in einem kleinen Gehäuse trug, auf dem nichts als die Gestalt eines ziegenfüßigen Satyrs zu sehen war. (Vrgl. IV, 103. V, 48.) Nur ein Beispiel führt H. an. Sokrates verglich sich mit einem Arzte, der in einem Staate von Kindern die Kuchen und das Zuckerbrot verbieten wollte, das eben so geliebt als schädlich ist. Die immer neuen Götzendienste, deren jeder das öffentliche Wohl vermehren sollte, die immer neuen Sekten der Sophisten, deren jede eine Encyklopädie der gesunden Vernunft verspricht, sind die Näschereien, welche die Sokratischen Geister aller Jahrhunderte ihren Mitbürgern zu verleiden suchen. Freilich werden sie dafür auch zu allen Zeiten von den Kindern, die ihre Richter sind, verdammt werden, ganz so wie Sokrates. Aber ihre Verteidigung wie ihr Tod ist die Verurteilung ihrer Richter. Nach ihrem Tode erscheinen sie den Suchenden, wie Sokrates dem Chier Kyrsas, und füllen sie mit ihrem Lebensgeiste, wiewol solche Ereignisse allezeit aus dem süßen Weine hergeleitet werden, wie ja auch Chios wegen seines herrlichen Weines berühmt war. (Vergl. II, 86 ff.) Endlich ist diese Gemeinschaft sokratischer Geister an dem letzten Schicksal der Propheten und Gerechten das Zeichen ihrer göttlichen Sendung.

Die Schlußrede charakterisirt den Mann, welcher zum Dienst der Wahrheit tauglich ist, und weissagt ihm sein Ende. — Er darf vor allem nicht vernünftig noch brauchbar sein für den Götzen Publicum, noch vor ihm sich beugen; sondern muß statt von vernünftigen Systemen, von Brosamen und Almosen leben und von dem Raube, den er mit dem Schwerte sich erjagt, das er allezeit gegen das Publicum in Händen hat. Aber wer dem lügenhaften Götzendienste Niemandes, des Kundbaren, ein Ende machen will, der muß sterben. Gott selbst, da er ein Mensch wurde, daß

er die Wahrheit zeugen möchte, hat einen grausameren Tod erleiden müssen, als der Vatermörder des allerchristlichsten Königes.

Mit dem Golgatha schließen die sokratischen Denkwürdigkeiten; das Scheblimini (d. i. Setze dich zu meiner Rechten Ps. 110, 1.) folgt seiner Zeit nach. —

II. Wolken, ein Nachspiel sokratischer Denkwürdigkeiten.

Die sokrat. Denkwürdigkeiten wurden, ohne verstanden zu sein, verdammt und gepriesen, verdammt im 37. Stück der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit vom Jahr 1760,*) gepriesen in den Briefen der neusten Literatur, dem Organe der Moses Mendelssohnschen Weisheit. Das Verdammungsurteil, welches H. in den Denkwürdigkeiten vorhergesagt hatte (vergl. auch Br. 65), setzte ihn in heitere Laune; die Lobpreisungen hingegen schmerzten ihn, weil die Schale, daran ihm nichts lag, gerühmt, und der süße, lebenskräftige Kern in blindem Unverstand mit Füßen getreten war.**) Die Thorheit, womit er gerichtet und die, womit er gelobt wurde, befruchteten seinen Spott über die gottesfeindlichen und sich selbst vergötternden Propheten und Priester des Zeitgeistes in so kräftiger Weise, daß derselbe eines seiner genialsten Kinder zur Welt brachte. Hamann nannte es: Wolken, ein Nachspiel der sokratischen Denkwürdigkeiten, und hat

---

*) Der Nachrichter, wie Hamann ihn nennt, ist Ziegra.

**) „Ich will blos verstanden, blos gehört sein; am Rechthaben ist mir so viel als am kahlen Lobe gelegen. Beides findet sich beim Auskehr zeitig genug." (Br. 85.) „Daß ich nicht meine eigene Ehre suche, hätten Sie daran wahrnehmen können, wie ich mit dem Lobe in den Briefen der Literatur umgegangen bin. Diese Herren haben im Geist gesehen, daß Loben eine gefährliche Sache ist, wenn man nicht recht damit umzugehen weiß, und daß jeder Autor nicht mit einem kahlen Lobe satt gemacht wird. Die Geißel, womit diese Briefsteller gezüchtigt worden, ist empfindlicher, als die der Nachrichter hat fühlen müssen." (Br. 86.)

auch hier schon mit dem Namen das Wesen, sowol der Form, wie dem Inhalt nach, ausgedrückt. Inhalt und Zweck ist derselbe, wie in den Denkwürdigkeiten. Die Wolken sollen verhüllen und offenbaren (II, 455), daß die sokratische Unwissenheit und Thorheit zu allen Zeiten, von ihren leisesten, unvollkommensten Anfängen an bis zu ihrer lautersten Vollendung im Evangelio, die wahre Weisheit ist und zur ewigen Wahrheit leitet, und daß eben diese weise Thorheit oder thörichte Weisheit die götzendienerisch verehrte und tyrannisch herrschende Weisheit dieses Aeons über den Haufen wirft und in ihrer Blöße offenbart.*) Der Form nach sind die Wolken das Spiel eines übersprudelnden, genialen Spottes, wie er in den Wolken eines Aristophanes herrscht.**) Das Drama der Wolken besteht aus einem Prolog, drei Aufzügen und einem Epilog. —

Im Prolog bekennt sich Hamann als einen armen Sünder, der durch die vier Bogen in klein Oktav ein Majestätsverbrechen

*) Den Schlüssel gibt H. in folgender Stelle: „Die rechten Jünger der Liebe sind Donnerkinder. Der im zweiten Aufzuge ein heidnischer Gaukler gescholten wird, den erklärt der Epilog für einen *ξυμμιμητὴν Χριστοῦ*. Finis coronat opus." (Br. 86.)

**) Br. 95, an J. G. Lindner: „Die Wolken sind das, was sie sein sollen. Eingebung und Gelehrsamkeit sind zwei stolze Pferde, zwei Hengste, die ich hier zum Gespann gemacht. Die Kunst kann nicht mehr übertrieben werden, als ich es hier gethan habe, wer Lust hat, es von dieser Seite zu beurteilen. Das Genie kann nicht unbändiger sein, als ich es mir hier erlaubt. Zwei so entgegengesetzte Gesichtspunkte zu vereinigen, ist nicht Jedermanns Ding." Vergl. Schluß des 85. Br., an Densl. Es ist übrigens tragisch, daß Hamann sein Nachspiel nach den Wolken des Aristophanes benennen muß, da in diesen Sokrates und seine neue Weisheit geradezu als der gefährlichste Feind nicht etwa des sophistischen Athens, sondern des ächten, gläubigen Hellenentums gegeißelt wird. Die sokratische Unwissenheit ist allerdings ein Wegweiser auf die göttliche Thorheit der Offenbarung, die sokratische Weisheit ist aber auch eine Zersetzung des alten, herrlichen Hellenentums. Darum ist Sokrates mit eben soviel Recht dem Hamann ein *ξυμμιμητὴς Χριστοῦ*, als dem Aristophanes ein Gegenstand der schärfsten Bekämpfung. Das schon siechende Hellenentum hatte so wenig Lebenskraft in sich, daß selbst ein Mann, wie Sokrates, durch sein Wirken den Verwesungs-Proceß nicht aufhielt, sondern beförderte. Hamann kennt die Grenzen des Sokrates, s. S. 156.

an der gesunden Vernunft begangen und Rad und Galgen verdient hat. Damit aber das ihm vom Nachrichter gesetzte Denkmal seiner Schande nicht untergehe, will Hamann selbst es verewigen. Mit dithyrambischer Lust und Laune ruft er die Schriftsteller jeder Gattung, die er mit wenigen Worten unübertrefflich charakterisirt, zusammen, um sich am Gerichte des Hamburgischen Nachrichters zu weiden. Die einen werden ihre Lust daran haben, daß ein solcher Verächter der gesunden Vernunft, wie der Verfasser der sokrat. Denkwürdigkeiten, vom Hamburgischen Nachrichter seinen Lohn empfängt, die andern, — „Vögel vom königlichen Geschmack des Adlers" — ergötzen sich, daß solche Produkte des aufgeblähten Zeitgeistes, wie die hamburgische Recension, die Nichtigkeit und Verwesung desselben unwidersprechlich bezeugen. —

Im ersten Aufzuge läßt Hamann einfach das über ihn ergangene Verdammungsurteil abdrucken, und begnügt sich, mit wenigen gesalzenen Noten die Unvernunft des vernünftigen Nachrichters gelegentlich zu beleuchten. — Nur einige Stellen der hamburgischen Schmähschrift mögen hier stehen, denn es hat immer weltgeschichtliche Bedeutung zu wissen, welche Urteile der Zeitgeist durch ziegraähnliche oder bessere Organe über Männer, wie Hamann, fällt.

„Kein Alchymist, kein Jakob Böhme, kein wahnwitziger Schwärmer kann unverständlicheres und unsinnigeres Zeug reden und schreiben, als man da (in den beiden Zuschriften) zu lesen bekommt. Und nichts besser klingt es in der Schrift selbst, und wir raten Jedermann, der nicht Lust hat, seinen Verstand zu verderben, daß er diese unnatürliche Ausgeburt eines verwirrten Kopfes ungelesen lasse, der sich sogar unterfteht, Schriftstellen zu mißbrauchen..... Wie muß es in dem Kopfe des Herrn von der Langenweile aussehen? . . . Möchte man ihn doch, um sie ihm zu vertreiben und zum Besten seines kranken Körpers und Kopfes in ein Spinn- und Raspelhaus bringen! Das wäre der beste Zeitvertreib für ihn; denn zum Denken ist er gar nicht: er möchte sich und einen Teil der Welt um den gesunden Verstand bringen u. s. w."

Zweiter Aufzug. Daß im ersten Aufzug die Schmähschrift einfach niedergelegt ist, ist schon ihre Niederlage. Aber um

die Besiegung solcher Gegner ists Hamann wahrlich nicht zu thun; er nimmt von ihren Schmähungen nur Veranlassung, das große Thema der sokratischen Denkwürdigkeiten aufs neue zu behandeln, um „mit den Blößen ihrer verhüllten Muse der neugierigen Welt eine Augenweide" zu bereiten. Indem er nämlich die Grundgedanken seiner Schrift, nur in das Gewand eines launigen Spottes gehüllt, wiederholt, zeigt er dem Nachrichter und dessen Freunden Dinge, welche diese als zwiefach häßliche Blößen mit zwiefacher Verdammungslust verurteilen. Zugleich aber läßt er einfältige Augen durch die Hülle hindurch in das eigentliche Wesen seiner Muse schauen, und was jene als geistige Blöße der Menschheit verschreien, darüber erfreuen sich diese als über die wesentliche, ewige Wahrheit. So behandelt er also, wie er sich ausdrückt, **rem populi, suis atque Minervae.** —

Die Philosophen der Literaturbriefe halten sich für die Könige im Reiche der Wahrheit, Männer dagegen von sokratisch-hamannscher Unwissenheit und Gewißheit für Wahrsager und Zeichendeuter, die sie kraft ihres Scepters aus dem Lande der Vernunft und des Geschmacks ausrotten müssen. Gleichwol haben sie durch ihre Recension, welche etwas sokratisches Genie in der Vierbogenschrift anerkennt, diese in ihren Schoß genommen, wie die Wehemutter den jungen, von Pharao zum Tode verdammten Moses. Sie haben aber damit wenig Verdienst um eben das Gemeinwesen, dem sie huldigen, sich erworben, denn wie Moses durch seine Muße dem Pharao sehr gefährlich erschien und in der That war (2. Mos. 5, 17), so muß ein hamannscher Autor in klein Oktav wegen seiner Langenweile den philosophischen Pharaonen als ein künftiger Hochverräter vorkommen, und also mit Unbarmherzigkeit zum Frohndienst in ihren Spinn- und Raspelhäusern verdammt werden. Diese geistigen Despoten verstehen nichts von dem, was sie verdammen. Sie klagen über Dunkelheit und Hüllen; aber Sokrates wollte ja gerade seine Grazien verhüllen. Die Dämmerung des Ausdrucks in einem Nachtstück, der Stempel des Altertums auf einem echten Schaustück ist notwendig, gehört zum Wesen. Ueberdies, welcher Jäger, dem es um rechte Beute zu thun ist, sucht in

einem Gesträuche die Symmetrie alcinoischer Lustgärten und den Glanz sonniger Blumenbeete? Es gehört also die Hülle, die Dunkelheit, welche über den sokratischen Denkwürdigkeiten liegt, zum Wesen. Zudem muß neben der Natur des Gegenstandes das Auge des Lesers zu Rathe gezogen werden. Denn sokratisch-hamannsche Einfälle, welche Meinungen, die vom Zeitgeist für Wahrheit gepriesen werden, widersprechen, gefallen nur durch ihre Dunkelheit. Darum kann die Hamannsche Muse nur mit einer Macht auf dem Haupte, einer Umhüllung, nicht kahl oder geschoren vor die Gemeine treten. Die Schellen um und um an dem Saum des Seidenrockes des wiederheraufbeschworenen Sokrates lassen seines Ganges Klang laut genug hören, d. h. die Andeutungen, die Hamann hin und her in den Denkwürdigkeiten gibt, sind dem, welcher hören kann, Erklärung genug. Darum „würde es eine lächerliche Erwartung sein, daß der Autor sich jemals entschließen wird, den Teppich von Dünsten, die Veste seiner Tritte, in einen klaren Himmel zu verwandeln, weil dasjenige, was gar zu durchsichtig in diesen Blättern geraten, wenig Glauben gefunden." So ganz dunkel übrigens kann das gezeichnete Bild nicht sein; man muß etwas von der Weisheit der Offenbarung darin gespürt haben, weil so heftig auf die Schrift losgestochen worden. Und endlich, was für ein Lob ist es, deutlich zu sein, wie die Epigonen unter den Griechen, die man beschuldigt, „daß sie das Heiligtum der Wissenschaften gemein gemacht, die Poesie eines Originalgedankens in die flüssige Prosa der Kaffeekreise und Spieltische ziemlich übersetzt, aber größtenteils ersäuft hätten, und daß die Geheimnisse morgenländischer Weisheit auf ihrem Grund und Boden zu schmackhaften Märchen und faßlichen Systemen ausgeartet wären." Solcher Deutlichkeit gegenüber müssen gewisse Schriftsteller während der Zeit sich nicht schämen, die Sprache des Gottes zu Delphi nachzuahmen, von der es heißt: *οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.* —*)

*) Die in den Wolken zunächst folgenden Bemerkungen beziehen sich nur auf die 1. Ausg. der sokrat. Denkw., und können darum hier übergangen werden.

Andere, — die Verfasser der Literaturbriefe, namentlich Moses Mendelssohn — meinen die Denkwürdigkeiten verstanden zu haben und loben sie. Aber „das Senkblei des philosophischen Verstandes (sensus communis)“ kommt nicht bis auf den Grund. Der Kern der sokratischen Weltweisheit ist nicht für starke Geister, sondern für unwissende Kinder. Diese finden in den Denkwürdigkeiten Milch und Honig, wenn man sie eben deswegen auch lästern sollte, daß sie den Kälbern und Bären an Geschmack gleichkommen. Der philosophische Verstand hält sich stets sowol für weise als für fruchtbar und lebenzeugend; ihm muß die sokratische Weltweisheit, die sich für unwissend und unfruchtbar, für eine bloße Hebamme erklärt, überaus widerwärtig sein. Die Sophisten jedes Zeitalters entblößen zwar auch die Schwäche ihres Erkenntnisvermögens, aber mit ihrem Dünkel, den sie dennoch von ihrer Weisheit hegen, wollen sie über die Geister herrschen und ihnen vorschreiben, was Wahrheit ist oder nicht. Diese Ungerechtigkeit hält die Wahrheit auf. „Ob nun der Mann, in welchem Gott beschlossen hat, die Wohnung des menschlichen Geschlechts mit Gerechtigkeit zu richten, die Ungerechtigkeit übersehen wird, womit unsere Schriftgelehrten und Rabbinen sowol, als die Archonten dieses Aeons die Wahrheit aufhalten, wie er die Zeit heidnischer Unwissenheit übersehen hat, ist allerdings keine Preisfrage, die durch französische Akademieen der schönen Wissenschaften entschieden werden mag.“

Das aber ist sicher, daß ächte Weisheit nur in dem ist, und von dem verstanden werden kann, in dem sokratische Unwissenheit und sokratisches Unvermögen lebendig ist. Wer sich aber für einen Meister im Reiche der Weisheit hält, wird sein System allezeit mit der Wahrheit selbst verwechseln und Alles lästern, was den Mechanismus seiner Begriffe irre macht. Wo aber das Göttliche der Unwissenheit erst lebendig herrscht, wird auch das Menschliche des Genies lebendig werden, wie bei Sokrates, und in diesem Widerspruch liegt die Weisheit verborgen, „woran der Adept scheitert und worüber ein Ontologist die Zähne blöckt.“ Hier

liegt auch der Schlüssel zu den sokratischen Denkwürdigkeiten, die mit keinem andern Instrumente aufgeschlossen werden können.*)

Aus einem solchen Widerspruch sind auch die sokratischen Denkwürdigkeiten geboren, wie der Hamburgische Nachrichter erzählt, daß der kranke Körper und ein Krampf des Gehirns sich den größten Anteil an diesen 4 Bogen in klein Oktav anmaßen könnten, ähnlich wie man dem Aeschylus nachsagt, daß der Wein und nicht Aeschylus selbst der eigentliche Autor seiner Schauspiele sei. Vielleicht aber fragen einige Leser, woher der Hamburgische Nachrichter dieses wisse? „Solchen unphilosophischen Witzlingen," ruft H. im furchtbarsten Hohne gegen die Despoten, die die Offenbarung Gottes für Mährchen erklären und ihre eigene Offenbarung dem abergläubischen Publicum als Weisheit und Wahrheit aufdrängen, „solchen unphilosophischen Witzlingen halt ich es für nötig zu Gemüt zu führen, daß der Geist der Eingebung in die Zeitungsschreiber, insonderheit die gelehrten, gefahren sei, und daß man diese Evangelisten folglich für die einzigen inspirirten Schriftsteller, die uns jetzt übrig sind, erkennen müsse, mithin gegen ihr Zeugnis keine Ursache habe mistrauisch zu sein. Die Heiligkeit ihrer Pantoffeln ist anbei jedem wahnwitzigen Schwärmer zu Maß, den der Most einer neuen Lehre treibt, seine Füße zu decken."

Auch nach solchen Enthüllungen bleibt die Vierbogenschrift dem Hamburger Nachrichter, wie dem Berliner Lobredner immer noch unverständlich, wie ein peruanisches Buch, und voll unaufgelöster Knoten. Wie David mit Goliaths Schwert den Goliath erschlug, so nimmt Hamann den Spott des Nachrichters, womit dieser die tollen Widersprüche in der Schrift, wie im Kopf des kranken Verfassers zergliedert und an den Pranger stellt, in seine Hand, um zu zeigen, daß der Widerspruch von göttlicher Thorheit und menschlicher Weisheit der Kern der Wahrheit und die Beschuldigung des Rasens allezeit das Siegel der Weisen und Wohltäter ihres Volks gewesen ist. Nur wird der Spott des Nachrichters, der trotz seiner

*) Es folgt hier eine Erklärung der Zuschrift an die Zween, worüber im wesentlichen schon S. 147 Anm. die Rede war.

plumpen Ungeheuerlichkeit nur wie ein Federmesser ist, in der Hand Hamanns zum siegreichen Schwerte.

Der dritte Aufzug bringt die zum Schluß des zweiten schon angedeutete Lösung, der Form nach in der übersprudelndsten, lustigsten Ironie, dem Wesen nach mit erhabenem Ernste. Wahrheit ist die Geliebte Hamanns. Widerspruch, ja eine unnatürliche d. h. nicht aus der bloßen Natur zu erklärende Neigung zu Widersprüchen ist das Wesen und Leben der Wahrheit (vergl. S. 34 ff.), denn sie ist schwarz, aber gar lieblich; sie ist lieblich, aber wenn sie den Despotismus der götzendienerischen Zeitströmung bricht, unsinnig in ihrem Treiben, wie Jehu (2. Kön. 9, 20.)*), sie liebt ihre unmündigen Kinder, und wirft sie doch ohne Schutz in die feindliche Welt, hart gegen sie, wie ein Strauß gegen seine Eier, die eine treuere Mutter ausbrütet und groß zieht, als er selbst ist; sie hat gesunde Vernunft und macht die gesunde Vernunft verdächtig.

Nicht erst die gesunde Vernunft des Hamburger Nachrichters, sondern die aller Zeiten hat die Schwierigkeiten in den Sibyllenblättern, das ihr Unbegreifliche und ihren Ansichten und Wünschen Widersprechende in der Geschichte aus einem kranken Körper und Kopfe hergeleitet. Von der ewigen und persönlichen Wahrheit selbst urteilte nicht ein kleiner Teil: *Δαιμόνιον ἔχει καὶ μαίνεται*, und zu dem Manne, welcher diese lebendige Wahrheit und Weisheit den stolzen Heiden gebracht und die Gestalt der Welt umgewandelt hat, sagt ein vornehmer und kluger Landpfleger eben dasselbe. (Apstg. 26, 24.) Alle großartigen Erscheinungen in der Profan- und heiligen Geschichte sind auf diese Weise erklärt, wie Aristoteles anmerkt, daß alle Meister Invaliden gewesen. Herkules, der verklärte Heros des Hellenentums, hatte eine heilige Krankheit, David, der leuchtende Stern des Bundesvolkes, war vor dem Philisterkönig Achis wie ein Unsinniger und Rasender. (1. Sam. 21.) Demokrit, vom Hippokrates für gesund erklärt, schließt alle ge-

*) „In gewissen Fällen bin ich ein so eifriger Anbeter des Publicums, als Jehu des Baal." 2. Kön. 10, 18 ff. III, 31.

ſunden Dichter vom Helikon aus. Auch Eliſa galt als ein Raſender, da er Gottes Gedanken zu Stand und Weſen brachte. (2. Kön. 9, 11.) Ariſtoteles führt auch den Ajax und Bellerophon an, den Sokrates und Platon und „erklärt auch alle Symptome der Bacchanten und Propheten nach eben der Methode, in welcher Eli und die ungläubigen Juden das Zeichen der Lippen und Zungen ſich vorzuſtellen beliebten, über das Entſetzen des großen Haufens lächelten und den Schluß machen: „ſie ſind voll ſüßen Weins!“ (1. Sam. 1, 12—16 und Apſtg. 2, 13.) Uebrigens folgt daraus nicht, wie Hamann ſarkaſtiſch anmerkt, daß alle Beſoffene, Mondſüchtige und Paralytiſche Genies ſeien! —

Wie Hippokrates ſich viele Mühe gegeben, das *Θεῖον*, das Kreuz ſeiner Kunſt, zu vernichten, und er trotzdem zum Schluß ſeiner Abhandlung über die h. Krankheit bekennen muß: *πάντα Θεῖα καὶ ἀνθρώπινα Πάντα*: ſo wird zwar fort und fort alle menſchliche Kunſt und Weisheit auf ein geheimnisvolles *Θεῖον* als auf ein Kreuz, woran ſie ſich verbluten muß, ſtoßen, dieſes Kreuz zu vernichten ſuchen, aber gleichwol immer bekennen müſſen, daß im Menſchen und allen menſchlichen Erſcheinungen alles göttlich und alles menſchlich iſt, daß die Durchdringung des Menſchlichen durch das Göttliche und die freie Ergreifung des Göttlichen durch das Menſchliche der Kern des menſchlichen Weſens, der menſchlichen Geſchichte und Erkenntnis iſt. (Vrgl. IV, 23.) Eine ſolche Durchdringung iſt der Paroxysmus, mit dem Paulus die Athener angriff und überwand (Apſtg. 17, 16), aber auch der Paroxysmus, durch den Solon vorher ſein Vaterland groß gemacht hat. Warum ſoll denn nicht, wie der Nachrichter offenbart, beim Verfaſſer der ſokratiſchen Denkwürdigkeiten Krankheit und Genie, Menſchliches und Göttliches neben einander beſtehen können. Wenn Einer nichts Göttliches, ſondern nur Menſchliches, vielleicht ſogar nur Würmer ſieht, ſo folgt daraus noch nicht, daß nichts Göttliches da iſt, denn

Was Bileam nicht ſelber ſah,
Sah doch ſein Eſel ſtehen.

Die Erklärung, welche der Nachrichter vom Urſprung der Denkwürdigkeiten gibt, daß ſie aus einem verwirrten Gehirn abſtammen,

kann also richtig sein. — Es ist aber Unverschämtheit vom Nachrichter, wenn er damit den Ruhm in Anspruch nimmt, Erzeuger dieser unnatürlichen Wahrheit zu sein, daß aus dem Widerspruch oder der widersprechenden Einheit vom Göttlichen und Menschlichen, von Ungewißheit und Zuversicht die wahre Weisheit entspringt.

Hier wirft H. die lustige Hülle des Spottes ab und tritt in wahrer Gestalt auf, sagt, was er ist und will, klar und bündig, und endet mit einem Hymnus auf die Thorheit der ächten Weisheit, die alle Weisheit menschlicher Narrheit zu Schanden macht. Die gottgegebene Weisheit ist zu allen Zeiten dem Verstande thöricht erschienen, denn schon die Gespielen Apolls waren von seiner Flamme verbrannt. Aber diese Thorheit ist reich genug, die landläufige, seichte, närrische Weisheit des Menschenverstandes zu ersetzen, die durch den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten in die Sinne fällt. Gegen den Despotismus des Götzen Zeitweisheit und für die göttliche Thorheit ohne Aufhören zu kämpfen, bis diese als wahrhaftiges Licht, Leben und Weisheit offenbar wird, das ist das Wesen der Hamannschen Muse. Die menschliche Weisheit ist durch ihren hoffärtigen Abfall von Gott zur Thorheit geworden; seitdem ist es Gottes Wille, durch die Thorheit des Evangeliums zur Weisheit zu führen. Wie das Gesetz uns das sittliche Unvermögen aufdeckt und dadurch zu dem Erzeuger eines neuen Lebens hinführt, so ist es die eigentliche Aufgabe der Vernunft, uns von unserer Unvernunft zu überzeugen und dadurch zu der wahren Weisheit hinzuführen, die Licht und Freiheit ist. Hier sind H.'s eigene Worte:

„Das Salz der Gelehrsamkeit ist ein gut Ding; wo aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen? Womit sonst als mit der *Μωρία τοῦ κηρύγματος*, mit thörichter Predigt. 1. Cor. 1, 21.

Die Vernunft ist heilig, recht und gut; durch sie kommt aber nichts als Erkenntnis der überaus sündigen Unwissenheit, die, wenn sie epidemisch wird, in die Rechte der Weltweisheit tritt, wie einer aus ihnen gesagt hat, ihr eigener Prophet, der Methusala

unter den beaux esprits dieſes Geſchlechts: Les sages d'une Nation sont fous de la folie commune. Niemand betrüge ſich alſo ſelbſt. Wer ſich unter euch dünkt weiſe zu ſein, der werde ein Narr in dieſer Welt, daß er möge weiſe ſein. 1. Cor. 3, 18.

Das Amt der Philoſophie iſt der leibhafte Moſes, ein Orbil zum Glauben, und bis auf den heutigen Tag, in allen Schulen, wo Moſes geleſen wird, hängt die Decke vor dem Herzen der Lehrer und Zuhörer, welche in Chriſto aufhört. Dieſes wahrhaftige Licht ſehen wir nicht im Lichte des Mutterwitzes, nicht im Licht des Schulwitzes. Der Herr iſt der Geiſt. Wo aber des Herrn Geiſt iſt, da iſt Freiheit. Dann ſehen wir alle mit aufgedecktem Angeſicht des Herrn Klarheit wie im Spiegel, und werden verwandelt in daſſelbe Bild von Klarheit zu Klarheit als vom Herrn des Geiſtes. 2. Cor. 3, 17. 18."

Der Epilog iſt kurz. Sowol die Hamburgiſchen Nachrichten als die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten ſind enthüllt. Jene ſtehen in ihrer nackten Erbärmlichkeit, dieſe in ihrer Herrlichkeit vor uns. Führt die ächte Unwiſſenheit zu jener Weisheit, die in Chriſto iſt, ſo iſt der Pulsſchlag der Denkwürdigkeiten wie der Wolken, das Wort, womit dieſe ſchließen:

Συμμιμηταὶ μοῦ γίνεσθε, καθὼς κἀγὼ Χριστοῦ.

Um die ſokratiſche Literatur abzuſchließen, beſpreche ich ſchon hier die erſt 1773 erſchienene

III. Beilage zum Denkwürdigkeiten des ſeligen Sokrates

von einem Geiſtlichen in Schwaben.

Veranlaßt iſt dieſe kleine Schrift durch die „Neue Apologie des Sokrates oder Unterſuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden, von Joh. Aug. Eberhard, Prediger in Charlottenburg." Dies Buch wieder hat ſeine Quelle im 15. Cap. des „philoſophiſchen Romans" Beliſar von Marmontel, welches von der Wahrheit Toleranz für die Unwahrheit fordert. Die Sorbonne verdammte den Roman, in Holland bekämpfte man ihn; im ſandigen Mittel-

punkte von Norddeutschland erregte er „Entzücken." Eberhard fühlte sich berufen, als schützender Ritter für „dieses bescheidene, sanftmütige Kapitel" aufzutreten und die Mitwelt über die Lehre von „der Seligkeit der Heiden" aufzuklären. Zu diesem Zwecke sollte ihm — Sokrates Mittel sein. Da erhub sich der sokratische Geist Hamanns aufs neue und schaute, nicht mit flammendem Auge, — dazu war keine Veranlassung — nur mit heiterm aber vernichtendem Lächeln — saevo cum joco sagt das Titel-Motto — auf die Lieblingsthorheiten der Zeit herab.*) „Eine Beilage zum Denkwürdigkeiten" genügte, um dem „Neo-Pseudo-Socratismus" (V, 188) den Mund zu stopfen. Denn was der ächte Sokratismus ist, hatten schon die Denkwürdigkeiten vor 14 Jahren gezeigt, auch die wesentliche und bleibende Bedeutung des Sokrates in ganz anderer Kraft und Klarheit dargelegt, als die eberhardsche verwaschene Seligpreisung der Heiden, was durch das Titelbeiwort des „seligen" Sokrates nebenbei angedeutet ist. Auch die Beilage stammt, wie die neue Apologie, von einem Geistlichen, nur nicht einem Prediger, der vom Berliner Nikolaitischen Winde, sondern dem Geiste aus der Höhe befruchtet ist, wenn er dafür auch als Schwabe gelten muß, gleichwie Paulus. (1. Cor. 3, 18. 4, 10.) Hamann und Eberhard — beide Schriftsteller über Sokrates! Das heißt in der That, wie die horazischen Verse auf dem Titel sagen, impares formas atque animos sub juga ahenea saevo mittere cum joco. —

Wie das Rittertum, an und für sich und an seinem Orte edel und notwendig, durch den donquixotischen Zeitgeist zum unvergänglichen Zerrbilde aller Helden, Ritter und Liebhaber entstellt ist, so sind Vernunft, Tugend, Toleranz, an und für sich gut, ehrwürdig und heilig, durch die Einbildung des Jahrhunderts in lächerliche, hohle, heuchlerische Mißgestalten verwandelt. Hamann ist der Ver-

*) Herder schreibt am 21. Juli 1773 an Hamann: „Ihre Beilage zum seligen Sokrates hat mir Leib und Sele erquickt. Ihr Genius darin ist nicht mehr Flamme, aber Wind des Herrn, sehr durchziehendes Sausen." In Berlin selbst machte das Schriftchen solchen Eindruck, daß Eberhards Beförderung in eine fettere Pfründe unmöglich wurde. Vergl. V, 41.

vantes für die Donquixoterie im Reiche der reinen Philosophie, des feinsten Geschmacks, der geläuterten Moral, der erleuchteten Bildung, des fortgeschrittenen Christentums u. dgl. m., und die „Beilage zun Denkwürdigkeiten" ist ein Kapitel in der Historie vom philosophischen, ästhetischen und religiösen Don Quixote, saevo joco geschrieben. —

Der Verfasser der sokratischen Denkwürdigkeiten war vom Hamburgischen Nachrichter angeklagt, daß er, wie Don Quixote, sich Kopf und Geschmack durch Lesung der Romane und Ritterbücher verdorben hätte. Jetzt, nach vierzehn Jahren, bekommt er im neuen Apologisten einen Mitmärtyrer, wie er schalkhaft bemerkt, welcher wirklich und nach eigenem Geständnis durch den Roman vom Ritter Belisar inspirirt war, oder allgemeiner und tiefer gefaßt, ganz so wie Don Quixote, von den entzückenden Manieren und Schlagwörtern des Jahrhunderts, die in der Luft herrschten und aus tausend Büchern schrieen, sich vollgesogen hatte und unter den Rittern des Geistes nicht weniger sich dünkte, als der spanische Narr unter den Helden der Lanze. —

Für Hamann war die angeführte Anklage des Nachrichters mehr als gleichgiltig; denn er, „der kleine Anonymus," bewies ja gerade durch seine Denkwürdigkeiten, daß er der selbständigste Denker war, und seine Lebensaufgabe gerade darin bestand, sich wie ein Fels der geräuschvollen Zeitströmung entgegenzustämmen und auch kein spritzendes Schaumbläschen davon in sich aufzunehmen. Aber der namhafte Prediger und seine sämmtlichen namhaften Vettern, damals und jetzt, schlucken alle Auswürfe des Zeitgeistes als Engelbrot in sich. Wie werden sie sich „gegen den Spitznamen eines Don Quixote decken können?"

Der neue Apologist hat mit dem Denkwürdigkeitenschreiber und den beiden alten Apologisten gar nichts gemein; denn die letztern drei, wie Sokrates selbst, bekämpften den sophistischen Zeitgeist bis auf den Tod, während jener nur eine aufgeblasene Puppe desselben ist. Im Grunde ist zwischen dem Jahrhundert, welches den Sokrates ausstieß und dem, welches den neuesten Apologisten begeistert, kein Unterschied, denn jenes war durch eine „reine Philosophie, den feinsten Geschmack und die größten Kenntnisse in der

Moral, Politik und Geschichte" eben so berühmt wie das achtzehnte Jahrhundert nach Christi Geburt und der allerchristlichste Hof im protestantischen Deutschland. Nur das haben die drei Apologien gemein, daß sie alle, — freilich in entgegengesetzter Weise — die Schande ihres vernünftigen, feinen, gebildeten Jahrhunderts offenbar machen. —

So wenig wie die alten Apologien die zeitliche Verdammung des Sokrates zu Athen haben hintertreiben können, so wenig wird die neue Apologie, die den Sokrates zur Marionette der weisen Zeitmeinungen macht, ein giltiges Votum zu seiner Seligpreisung, zur Würdigung seiner welthistorischen Bedeutung abgeben. Vielmehr wird jeder Virtuose, d. h. Jeder, der ursprüngliche Lebenskraft besitzt und weder in neuen noch alten Systemen gefangen liegt, das Urteil fällen, daß ihm in den alten Apologien der ächte, geschichtliche Sokrates groß und hehr erscheint, „in der neuen Apologie hingegen der frömmste Weise Griechenlands so verdächtig vorkommt als ein Proselyt unserer modernen Witzlinge und Moralisten, die gleich irrenden Rittern Eismeere und Sandwüsten durchstreifen, um ihre Neophyten des Himmelreichs doppelt lächerlicher zu machen als sich selbst!"

Aber jeder ächte Sohn des Zeitgeistes duldet solche Todsünden seiner Brüder gerne, weil diese dann seine Narrheiten auch wieder als höchste Weisheit preisen. Das ist die Toleranz, welche der Zeitgeist und Jeder verlangt, „welcher Unrecht hat, ohne es zu wissen, oder wissen zu wollen." Nur zu diesem Zwecke ist die Predigt dieser modischen Heldentugend nützlich; sonst ist sie ziemlich überflüssig, da unter den „tausend mutwilligen, lächerlichen, schandbaren Büchern" damals*) wie jetzt kaum eines ein Opfer der Polizei wird. Dagegen hat der h. Zeitgeist einen „fanatischen Groll" gegen alle jene armen Barbaren, welche der ausgearteten Zeit nicht huldigen.

Möge die blinde Sorbonne ihren Bannstral gegen solche Ausgeburten des Zeitgeistes schleudern, mögen die „protestantischen

*) Es war die Voltairische Schmähschrift *Axaxia*.

Prediger" und Philosophen à la Eberhard davon in Entzückung geraten, wer die Wahrheit kennet und durch seinen Gott frei und fest geworden ist, durchschaut die lächerliche Nichtigkeit solcher Götzenphantome und „scherzt sich darüber satt und müde," denn höchstens ein „mitleidiges Lächeln verdient der Bettelstolz sophistischer und polyhistorischer Einsichten und moralischer Gefühle und Urteile über das Christentum, das, pro und con, intra muros et extra gemishandelt, für beides büßen und bluten muß."

Die neusten Philosophen und Theologen verlangen mit Ungestüm Toleranz, d. h. ungehinderte Freiheit, „das altfränkische Luthertum" zu reformiren, dem ächten, biblischen Christentum das Herz auszureißen, die barbarische Kirche in eine Loge zu verwandeln, die Priester, welche an die blutigen Opfer erinnern, dem pöbelhaften Heidentume und noch verhaßteren Judentume zurückzugeben, um selbst Pfaffen zu werden, wie sie kaum das Papstthum aufweisen kann, während das Land, wo es „noch keine frechen und tückischen Prediger einer außerchristlichen Rechtschaffenheit gibt, die vor Gott gelten soll," bei ihnen Schwaben oder Narren-Heimat heißt. —

Wie ist solchen donquixotischen Schriftstellern, die sich an den süßen Stichwörtern vollgegessen und getrunken haben, zu helfen? Sie sind, — so rät der überverständige Graf Shaftesbury mit der ascetischen Erbaulichkeit eines Grafen Zinzendorf, — „einer strengern Diät, als der Anachoreten ihre, und einem unbarmherzigeren Gerichte, als die Inquisition zu unterwerfen; denn ohne geistige Fasten, Kasteiungen und henkermäßige Gewaltthaten an sich selbst ist Niemand tüchtig zur Predigt nüchterner Vernunft und gesunder Moral, weil man in den fieberhaften Paroxismen einer von Eruditäten, Blähungen, materia peccanti und bitterer Galle verdorbenen Einbildungskraft jedes Vorurteil, jeden Wahn, jedes Irrlicht zur **Dulcinea** seines Herzens vergöttert, und einem eiteln Phantom oder Meteor der Vernunft und Tugend ihr Wesen und Leben mit blinder Priesterwut aufopfert."

Es ist in der That eine seltsame Art von Toleranz, wenn ein evangelischer Prediger die Heiden selig spricht, um „die armen

Kirchenväter des Luthertums" als Barbaren zu verdammen. Während der Zeitgeistsstolze, gleich dem Romanhelden Belisar ein blinder Bettler, in seinem Gehirn die grausigen Gespenster des alten Christentums schaut und in heiliger Entrüstung dagegen declamirt, lachen die, welche ihn kennen, inniglich, während andere vor Rührung schluchzen, und die altfränkischen Christenschwaben „über die Eitelkeit dogmatischer und polemischer Vernunft und ihrer moralischen Empfindseligkeit die Achseln zucken."

In dem Charakter der zeitigen Gesetzgeber und Apologisten der Toleranz fehlt es also sehr an Toleranz. Ihre hochgelobte Toleranz hat in ihrer geheimen Personalität die Wurzel. Man könnte diese, um mit ihren eigenen Worten zu reden, leicht und gern toleriren, wenn sie Privatsache bliebe; aber in einer öffentlichen Sache und bei einem öffentlichen Stande wird sie „das erschrecklichste Verbrechen beleidigter Menschlichkeit," denn „eine solche Toleranz ist die Wirkung eines ebenso dunkeln als parteiischen Geschmacks an gewissen Götzenbildern und Steckenpferden, welche nach dem Redebrauche dessen, dem sie eigen sind, Grundwahrheiten und moralische Gesinnungen heißen."

Nun läßt Hamann eine Legion solcher blechernen Götzenbilder und rasselnder, schön aufgeputzter Steckenpferde sich präsentiren, die noch in unsern Tagen für sakrosankte Errungenschaften des Fortschrittes gelten, als zum Exempel, die possirlichen Grundsätze, wonach der Mensch glaubt, durch den guten Gebrauch seiner Füße in den Himmel springen zu können, daß die bloße Entfernung der Schranken aller Realität Raum mache und die ganze Seligkeit einer menschlichen Sele auf einer ungehinderten Aeußerung ihrer Wirksamkeit beruhe, die gigantischen Zweifel gegen die afrikanische Lehre der Genugthuung durch einen Mittler u. s. w. u. s. w.

Summa: es ist dem Jahrhundert, wie schon dem Anton Collins nicht um die Seligkeit der antiken, sondern der modernen Heiden zu thun, welche letztere ihm als die Vollender sowol der Philosophie des Sokrates wie der Religion Christi gelten. Diese modernen Heiden haben den allein richtigen Maßstab einer höheren Meßkunst, der eine Handbreit länger ist als eine gemeine Elle; ihr Meßtisch-

lein ist groß genug, um alle Größen Leibes und der Sele, und die überhaupt, auch außerhalb ihres Horizontes, in der Stadt Gottes existiren und von ihnen natürlich deutlich erkannt sind, darauf zu messen. Sie sind die Schriftsteller vom ersten Range, die keine groben Vorstellungen in ihren Versuchen verewigen, und von denen die Nationen Deutschlands ihre beste Bildung erwarten. Sie sind die Fackelträger einer erleuchteten und der Religion zuträglichen Sittenlehre. Sie reinigen den öffentlichen Unterricht von allen widerwärtigen Flecken des dunklen Christentums, das dem Menschen von einer Liebe bis zum Tode erzählt. Sie sind die Prediger der Rechtschaffenheit, bis — ihr Ende nach ihren Werken sein wird. —

Weiter will Hamann seiner armseligen Muse nicht gestatten, die Träume der **Götter** des Jahrhunderts zu erzählen. Das Ende geht in den Anfang zurück; die Don Quixoten der Zeit dünken sich Götter, und die sich Götter dünken, sind Don Quixote.

Nur noch eine kurze Nacherinnerung folgt, welche den vernichtenden Spott in den aufbauenden, heiligen Ernst ausklingen läßt. Wenn das Jahrhundert fortfährt, Vernunft und Tugend zu Zerrbildern seines Kopfes und Herzens zu machen, dann werden Vernunft und Tugend, deren Name jedem Menschen ehrwürdig sein muß, durch Großsprecher der Vernunft und Tugend und für ihre Ehre mit Unvernunft eifernde Apologisten bald zweideutig, verdächtig und lächerlich. Dann werden es die frommen Schwaben, die Liebhaber der göttlichen Thorheit, sein, welche Vernunft und Moral aus dem allgemeinen Schiffbruch retten, nur ohne damit zu pralen.

Dann wird es ganz offenbar werden, was der grobe und bittere Young schon ausgesprochen hat, daß die zeitgeistigen Gottesgelehrten und Weltweisen gegen die Schönheiten und geheimen Reizungen des hoffärtigen Lügengeistes zu brünstig gewesen sind, daß die Liebe, die für uns geblutet, die Quelle des neuen Lebens, der ächten Moral ist, und daß, wer so weise wäre wie Sokrates, ein Narr würde um Christi willen.

IV. Kreuzzüge des Philologen.

Unter dieſem Geſammttitel gab H. zu Anfang 1762 eine Sammlung von 12 Aufſätzen heraus, von denen einige ſchon früher einzeln erſchienen waren. Zur Erklärung des Titels diene Folgendes. Der Philologe iſt ein Mann, der den λόγος lieb hat, und zwar im ganzen Umfange ſeines Begriffes. Die Offenbarung des menſchlichen Weſens und Lebens heißt λόγος (Wort, Vernunft;) die perſönliche Offenbarung des abſoluten Gotteslebens heißt auch λόγος. Unter der lex continui ſtehend, ſucht H., der Philologe, jenes wie dieſes mit ebenſo großer Luſt als Treue zu ergründen und die innere Verwandtſchaft beider aufzudecken. Daher ſtehen auch in dieſer Sammlung die Unterſuchungen über die menſchliche Sprache mit vollem Rechte neben den Verſuchen über die Sprache Gottes, ja neben der Verherrlichung des Wortes, von dem es heißt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; in ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen; und das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit.“ *) Wäre das Wort nicht, das bei Gott iſt, ſo wäre auch kein menſchlich Wort. Jenes iſt die Urſache, wie die Vollendung dieſes, dieſes iſt eine Weiſſagung, ein Wegweiſer auf jenes hin. Ein Philologe in dieſem Sinne wird mit dem Worte, das er liebt, ſtets unter dem Kreuze leben; er wird aber mit dieſem

*) Sprache in der umfaſſendſten Bedeutung könnte man faſt den Mittelpunkt des Hamannſchen Denkens nennen. An Jacobi ſchreibt er (G. S. 122): „Bei mir iſt weder von Phyſik noch Theologie die Rede, ſondern Sprache, die Mutter der Vernunft und Offenbarung, ihr *A* und *Ω*. Sie iſt das zweiſchneidige Schwert für alle Wahrheiten und Lügen.“ An Herder: „Wenn ich auch ſo beredt, wie ein Demoſthenes wäre, ſo würde ich doch nicht mehr als ein einziges Wort dreimal wiederholen müſſen: Vernunft iſt Sprache, λόγος. An dieſem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode darüber nagen. Noch bleibt es finſter über dieſer Tiefe für mich; ich warte noch immer auf einen apokalyptiſchen Engel mit einem Schlüſſel zu dieſem Abgrunde.“ (VII, 151.)

Kreuze auch ſtreiten und ſiegen. H. ſelbſt hat ſich in ſeiner Recenſion der drei Recenſionen der Kreuzzüge deutlich erklärt: „Was ſollen wir aber nun vom Geſchmack des Philologen ſagen? Erſtlich deutet ſein Name einen Liebhaber des lebendigen, nachdrücklichen, zweiſchneidigen, durchdringenden, markſcheidenden und kritiſchen Wortes an, vor dem keine Creatur unſichtbar iſt, ſondern Alles liegt blos und im Durchſchnitt vor ſeinen Augen; hiernächſt funkelt im Panier ſeiner fliegenden Sammlung jenes Zeichen des Aergerniſſes und der Thorheit, in welchem der kleinſte Kunſtrichter mit Conſtantin überwindet und das Orakel des Gerichts zum Siege ausführt.“ (II, 495, vergl. 453.) Auf den Philologus wendet H. an, was Luther vom Theologus ſagt: „Theologus gloriae dicit malum bonum et bonum malum; theologus crucis dicit, quod res est,“ weil der Glaube die Ehre, die bei Gott allein iſt, ſucht und nicht Ehre von Menſchen nimmt, nach Joh. 5, 41. 44. (II, 465 ff.; III, 146.)

Was H. unter einem Kreuzzuge verſteht, hatte er ſchon früher an Lindner geſchrieben (Br. 86): „Der größte Liebesdienſt, den man ſeinem Nächſten thun kann, iſt ihn zu warnen, zu beſtrafen, zu erinnern, ſein Schutzengel, ſein Hüter zu ſein; dieſen Kreuzzug hält nicht jeder Ritter aus.“ Der Wunſch eines franzöſiſchen Autors, „daß man bald Europa vernünftig nennen könne, nachdem es wild, heidniſch und lange genug chriſtlich geheißen hat“ (Br. 108), war die Quinteſſenz des Zeitgeiſtes. Um der Schutzengel eines ſolchen Jahrhunderts zu ſein, ſind freilich Kreuzzüge eines Philologen im hamannſchen Sinne nötig. Darum auch das Motto auf dem Titel der Schrift: — — erunt etiam altera bella, Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles, und über der Vorrede das Bild, welches eine vollſtändige Sammlung aller Waffen darſtellt mit der Inſchrift: Senatus populusque Romanus. In der Vorrede bemerkt H. aus demſelben Grunde, daß ſeine ſokratiſche Muſe nicht im friedlichen Planeten Saturn, ſondern wol „in den Sternbildern des Scorpions oder Widders gewohnt und daſelbſt vielleicht von den Einflüſſen des glühenden Mars beſchwängert worden, wie ehedem

die vestalische Mutter des kanonisirten Brudermörders, Quirini." Man erinnere sich hier zugleich der Stelle aus den sokratischen Denkwürdigkeiten: „Ein brennender Ehrgeiz nach Wahrheit und Tugend und eine Eroberungswut aller Lügen und Laster, die nämlich nicht dafür erkannt werden: hierin besteht der Heldengeist eines Weltweisen." Er vergleicht darum den Philologen mit dem Türkenüberwinder Eugen, denn wie dieser, — — schlägt er die heuchelnden Trommeln, hier und dort bricht er ein — — Siechbett. *)

Den Hauptstimmführern, welche Europa, nachdem es so lange christlich gewesen, vernünftig machen wollen, und durch die Herrschaft ihres vernünftigen Geschmacks einen despotischen Götzendienst aufrichten, **) gilt der Kreuzzug. Sie sind die summa

*) Wie der Feldherr durch die Trommeln einen Angriff heuchelt und dann anderswo in die Feinde hineinfährt, so will H., der Schriftsteller auf dem Siechbett, wie die Zeit ihn schilt, in seinen Kreuzzügen kämpfen und den Bann der Zeit, die auf dem Siechbette liegt, brechen. „Anstatt der Illusion systematischer Gründlichkeit, die jedes Compendium der neusten Scholastiker auf dem Titelblatt verspricht, habe ich die Illusion der witzigen Einfälle vorgezogen, und nicht nur Possen im beliebten Formate, sondern auch alle die Taschenspielerkünste treulich nachgeahmt, womit man selbige dem herrschenden Geschmack angenehm und ehrwürdig zu machen sucht. Insbesondere ist die ästhetische Heuchelei eines berühmten Feldherrn in seinen Feldzügen gegen die rothen Juden der beste Zeitvertreib eines Schriftstellers auf dem Siechbette." (II, 506. 507.)

**) Mit dem überlegenen Spotte des freien Mannes, den wir aus der Zuschrift an Niemand, den Kundbaren, kennen, fragt Hamann in der erwähnten Recension: „Wer ist der Geschmack, des Stimme man gehorchen soll? Wie heißt sein Taufname? Wer kennt die Familie von Lesern, auf die sein parteiisches Auge allezeit gerichtet ist? Ist sie eine Reihe von Ahnen und Gespenstern, oder von Enkeln und Puppen? Keineswegs; sondern Wir Zeitverwandten der Briefsteller, die neuste Literatur betreffend, sind alle die glücklichen Lieblinge, welche der Geschmack hier in die Schulen führt, ein mathematischer Lehrer des ästhetischen Durchschnittes wird.... Die Stimme des Geschmacks wird Mancher mit dem Sohne Nun, dem Jünglinge, denken, ist ein weit und breites Feldgeschrei der neusten Literatur. Die Stimme des Geschmacks, antwortete Moses (2 Buch 32, 17. 18.) ist nicht

papaverum capita, welche nieder müſſen. Auf die Frage des Recenſenten, was eigentlich der kreuzziehende Philologe behaupten wolle, antwortete H.: „Der Herr Recenſent hat es eigentlich und kurz genug ſchon bekannt, daß der kreuzziehende Philologe ſeine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen gelehrten Welt überhaupt und inſonderheit mit einigen Gelehrten, welche ein handlungsvoller Schriftſteller summa papaverum capita nennt, in ſeinen fliegenden Blättern behaupten wolle, nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern mit dem Zeigefinger des ſtarken Geiſtes, der die Welt ſtraft um der Sünde willen, die im Finſtern ſchleicht und den Mittag verdirbt. Iſt nicht das Wort vom Kreuz in der Aufſchrift ſeines Buchs den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit?“ (II, 476.)

Auf dem Titelblatte ſteht ein Panskopf, der in der erſten Ausgabe die Unterſchrift *Παν* trug. An Jacobi ſchreibt Hamann, daß ſein Büchlein *Οὐδεν και παντα* enthalte. *)

In einem Briefe an J. G. Lindner (97) und in der Vorrede ſelbſt nennt er dies Bild „den Autor in effigie.“ (Vgl. Br. 103.) Zur Erklärung dient die Bemerkung in den ſokratiſchen Denkwürdigkeiten, daß Alcibiades die ſokratiſchen Parabeln mit den Bildern der Götter verglich, die man in einer Kapſel trug, auf der nichts als ein Satyr zu ſehen war. So enthalten die Schriften H.'s, insbeſondere die Kreuzzüge das *Παν*, die Allheit der göttlichen Gedanken in Natur, Geſchichte und Offenbarung; aber der Inhalt liegt verſteckt in einer Form, an der unerleuchtete Augen nichts als Satyr- und Pansgeſtalt ſehen (vrgl. V, 48); denn er iſt eben, wie die Vorrede ſagt, kein Schriftgelehrter, kein Syſtematiker, ſondern wie Amos

---

ein Geſchrei gegen einander derer, die obſiegen wie im Triumph, oder unterliegen im Streit, ſondern ich höre ein Geſchrei eines Singetanzes,“ wie man kaum hinzuzuſetzen braucht, von lüſternen Götzendienern. (II. 492 ff.)

*) „Da Sie leider! in meinen chartis mehr und beſſer bewandert ſind, als ich es ſelbſt bin: ſo glaube ich in den Kreuzzügen noch kühner, ſtatt Ihres Mottos aus dem Sirach (43, 27), — und hoffe ohne Gotteslästerung, — geſagt zu haben: *οὐδεν και παντα*. (G. S. 15.)

ein Kuhhirte, der wilde Feigen ablieſet. Er will dem großen Autor, dem Vater des Wortes, ähnlich ſein, deſſen Bücher ſein eigen Bild zeichnen und die doch dem natürlichen Auge eine Thorheit und lächerliche Verunzierung ſind, die alſo οὐδεν και παν, Nichts und Alles enthalten. Damit iſt im weſentlichen auch der Inhalt und Schlüſſel der Vorrede der Kreuzzüge gegeben, die an den Leſer „unter der Roſe“ gerichtet iſt. Er meint die weiße Roſe des lutherſchen Wappens, in der ein rothes Herz mit ſchwarzem Kreuze zu ſehen iſt. Leſer, die Kreuzträger ſind, wie der Philologe ſelbſt, alſo Antipoden der Kinder dieſer Zeit, verſtehen und lieben den Philologen, als den auserwählten Kämpfer für den Kern des Chriſtentums; alle andern ſehen in ſeiner Autorſchaft eine Mißgeburt und Eulenſpiegelſtreiche, eine Salzſäule, die ihnen ſo wenig ſagt, wie Loths Weib. „Doch, — ſo ſchließt die Vorrede, — falls der Holzſchnitt des Titelblattes den Philologen in effigie oder ſeine ſchöne Statur etwa verſtellen ſoll; — dann muß er ſich bei den **Antipoden** ſeine Maintenon ausſuchen, die mit gleicher Inbrunſt eine komiſche Mißgeburt und den allerchriſtlichſten Eulenſpiegel zu lieben im Stande iſt — —“.

„Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von ſeinen Zeitverwandten nicht verſtanden und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geſchmack an den Kräften einer beſſern Nachwelt.*) — Glücklich iſt der Autor, welcher ſagen darf:

*) Ueber das Nichtverſtändnis und Verſtändnis der Kreuzzüge ſchreibt H. an J. G. Lindner (Br. 120): „Was Tarquinius Superbus in ſeinem Garten mit den Mohnköpfen ſprach, verſtand der Sohn, aber nicht der Bote. Mithin kann ein Einfall, vor dem dienſtbare Geiſter die Augen niederſchlagen, vielleicht Kinder kützeln! und von den Broſamen, die Kindern entfallen, leben Mops und Katze — einträchtig bis zum Wunder in meiner kleinen Haushaltung, nach der ich in Ermangelung eines beſſern Maßſtabes mein Publicum beurteilen muß.“ In dem Eingang zu der Recenſion der drei Recenſionen heißt es: „Jetzt ſieht man das Licht nicht, das in den Wolken helle leuchtet. Wenn aber der Wind weht, ſo wirds klar. Von Mitternacht kommt Gold. — Hiob 37, 18—22.“ (II, 455.) „Der Geſchmack nennt jedes Unangenehme einen Fehler, und in der Sprache des Geſchmacks ſind unangenehm und Fehler gleichbedeutende

Wenn ich schwach bin, so bin ich stark!*) aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, — deren die Welt nicht wert war.“

Ich hebe aus den Kreuzzügen die Magi, das Kleeblatt hellenistischer Briefe und die Aesthetica in nuce heraus. Außerdem werde ich die Hauptgedanken aus dem Versuch über eine akademische Frage und den chimärischen Einfällen mitteilen, welche auf die hellenistischen Briefe und die Aesthetik vorbereiten.

Ausdrücke. Jede Schönheit ist eine Tugend, die da frühe blühet und bald welk wird; hingegen lästert und verschmäht der sinnliche Schiedsrichter jede bittere Wahrheit, die gleich der Aloe rothe Wangen, jedes ekle Salz, das Teppiche gleich der Flora macht, schüttelt zu Arzneien den Kopf und zieht Gift vor, das der Kehle süß ist; weil alles, was ihm nicht gut schmeckt, dumm heißt, und keinen Verstand oder Geschmack hat.“ (II, 483.) „Ich sage daß des Philologen Original, gleich Loths Weib, eine Salzsäule für jeden Höllenbrand sei, der sich unter den Morgensternen der neuesten Literatur noch durch Funken von Genie zeigt und erhält, und dessen System die Göttin Laverna mit faulem Holze erleuchtet.“ (II, 496.)

*) Was die unverständigen Freunde und Verurteiler H.'s Grillen Blößen, Verirrungen u. s. w. nannten, das gerade ist der Kern seiner Kraft den er sich nicht, um den Kindern des Zeitgeistes zu gefallen, ausschneiden lassen mochte. „Was soll ein Schriftsteller sagen, heißt es über die Kreuzzüge in einem Briefe an J. G. Lindner (Br. 120), dem sie seine Lieblingsgrillen verbieten? Wird ihm noch Lust und Kraft, die Feder zu führen, übrig bleiben? Drei Schritt vom Leibe, Herr Recensent! Sie mögen sein, wer sie wollen.

Wer dahin greift, wohin er griff,
Der greift den Musen an die Selen.

Wenn des Philologen seine kein Mädchen ist, so ist ihre gewiß eine Delila mit dem Scheermesser, die ihn erst zum Kahlkopf und dann zum Spott der Kinder machen will. — Geduld, Ideen zu entwickeln, muß man Leser lehren, und kann man bei Lesern von Selbstprüfung zum voraus setzen Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza ist die geometrische Bauart natürlich Können wir alle Systematiker sein? Und wo blieben die Seidenwürmer diese Lieblinge unsers Salomo?“

1. Die Magi aus Morgenlande, zu Bethlehem.

Gott redet durch Natur, Geschichte, Offenbarung. Wer versteht seine Sprache? Die erste Antwort geben die Magi.

Um den, mit großem Pomp auf den 6. Juni 1761 angekündigten Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe zu beobachten, machte Cook seine erste Reise in die Südsee, um die orientalischen Sitten, Gebräuche, Dialekte zur bessern Aufklärung der Bibel zu erforschen, wurde auf Antrag des Orientalisten Michaelis von Friedrich V. von Dänemark eine Gesandtschaft Gelehrter nach Arabien gesandt. Es sollte also Natur und Schrift in besonderer Weise studirt werden. H. ist wahrlich nicht der Mann, welcher das Studium der menschlichen Hilfsmittel zur Erkenntnis der Werke Gottes verachtet hätte. Er hat es sich sehr sauer werden lassen, das, was man wissen kann und muß, gründlich zu lernen. Aber er spottet derer, welche dünkelhaft wähnen, daß sie durch das menschlich Lernbare zum Wissen des eigentlichen Lebenskernes gelangt seien, und die unwissend genug sind, ihr stückweises Wissen von einzelnen Erscheinungen für die Wissenschaft des Wesens und Lebens auszugeben. Ihnen wirft er bald mit launigem Humor, bald mit Zorn und Verachtung ihre Wissens-Spreu ins Gesicht, und haucht den Verständigen die Lust ein, ins Wesen zu dringen.

Was wird, denkt er, die in „allen Frag- und Anzeigungsblättern unterrichtend und erwecklich behandelte astronomische Erscheinung" wirklich Lebendiges wirken? Und was wird die Gesandtschaft nach Arabien zum Verständnis der Bibel beitragen? Sie kann, lautet die bittere Antwort, „die Geschichte des menschlichen Geschlechts sowol als der christlichen Religion in ihren Altertümern mit vielen Anekdoten bereichern." Natur und Schrift sind wert, besser studirt zu werden. Die Magi aus Morgenlande, — die Abfassung fällt in die Christzeit, — sollen fähigen Herzen als Lehrmeister dienen. H. will keine geschichtliche und naturgeschichtliche Monographie von der Theogonie und Astrologie der Magier und ihrem Stern schreiben; er will diesen Männern nur „einige Weihrauchkörner sokratischer Einfälle anzünden." Wie in Sokrates sich das

Gesetz kryſtalliſirt, daß aus dem ächten Nichtwiſſen das ächte Wiſſen erwächſt, ſo ſieht man in der Geſchichte der Magier, daß allein derjenige Natur und Offenbarung recht verſteht, welcher ſie recht gebraucht, nämlich zur Erreichung des eigentlichen Lebenszieles, und daß in dem wahren Gebrauch der Gaben Gottes die „Moralität“ unſers Lebens und unſerer Handlungen beſteht.

Alle Handlungen des Menſchen ſind ſymboliſch; ſie geben nicht das Weſen ſelbſt, ſondern nur Sinnbilder, Andeutungen. Wie nämlich der Menſch ſelbſt, ſo hat auch jede Handlung des Menſchen etwas Sichtbares und etwas Unſichtbares, Leib und Sele. „Der bloße Körper einer Handlung kann uns ihren Wert niemals entdecken“, kann auch das unſichtbare Weſen eines Menſchen niemals offenbaren. Will man aus der Handlung die unſichtbare Natur der Sele erkennen, ſo muß man zuerſt das Unſichtbare, die Sele der Handlung ſchauen. Vernunft und Erfahrung ſind gewohnt, den Wert der Handlung in deren Bewegungsgründe und Folgen zu ſetzen. Werden mit dieſem gang und gäben Maße die Magier und ihre Geiſtesverwandten gemeſſen, ſo iſt ihre Verurteilung ſicher! „Der Bewegungsgrund ihrer Ankunft aus ihrem eigenen Munde bringt unſerm Urteil einen längſt verjährten Wahn, den Eindruck einer Sage auf,“ wozu noch kommt, daß ſie durch eine ſo weit getriebene Hochachtung für einen fremden König Unrecht an ihrem Vaterlande begingen; die Folgen ihrer Handlung ſind — das Blutbad der bethlehemitiſchen Kinder und die Todesgefahr und Flucht des neugeborenen Königs der Juden. Aber die Kinder des Zeitgeiſtes, welche die Pilgerfahrt der Magier aus einem Wahn, ihre eigenen Handlungen dagegen aus dem Adel ihrer mit dem Zeitgeiſte übereinſtimmenden, geprieſenen Geſinnung herleiten, *) darum jene verdammen und ſich verherrlichen, werden ihren Betrug bald genug einſehen und noch zittern müſſen, während die Geiſtesverwandten der Magier, wenn

*) Schon im Nov. 1758 hatte Hamann an G. C. Lindner geſchrieben: „Gott ſei uns gnädig! und vergebe uns die Sünden unſerer guten Abſichten und guten Werke!“ (Vrgl. III, 254.)

sie unter den Folgen ihrer aus dem Glauben geborenen guten Werke oft verzweifeln wollen, Mut schöpfen sollen. Denn man muß die Wahrheit der Dinge, auch das wahre Wesen und den Wert der Handlungen nicht nach der Gemächlichkeit, selbige verstehen zu können, schätzen. „Es gibt Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Elemente (Satzungen) dieser Welt herausgebracht werden kann." Das sind die Handlungen, die aus dem Glauben fließen, der in der unsichtbaren Geistes- und Gotteswelt seine Nahrnng sucht. Dieser Glaube machte den Magiern die Naturerscheinung zum Wegweiser nach Bethlehem; durch diesen Glauben hielten sie sich an die Sage, als ein fest prophetisch Wort. Sie gebrauchten also Natur und Offenbarung, um ihr Ziel, die Anbetung des Königs ihrer Herzen, zu erreichen, und darum verstanden sie die Naturerscheinung sowol wie die Gottesverheißung ganz anders, wie ihre daheim bleibenden Brüder, die vielleicht klügere Astrologen waren, als sie, und wie die Schriftgelehrten in Jerusalem, denen die Antwort auf Herodis schwere Frage nur ein Kinderspiel deuchte. Der unbekannte König, welcher sie mit Macht an sich zog, war also der eigentliche Urheber ihrer Reise, der Bildner ihrer Handlung. Dieses Göttliche in den menschlichen Handlungen bildet das Merkzeichen der Thaten berufener Heiligen. „Nicht nur das Ende, sondern der ganze Wandel eines Christen ist das Meisterstück (Ephes. 2, 10.) des unbekannten Genies, das Himmel und Erde für den einigen Schöpfer, Mittler und Selbsthalter erkennt und erkennen wird in verklärter Menschengestalt." Dieser Unbekannte, den wir kennen, ist also Quell und Gestalter unsers Lebens; aber dieses ist noch verborgen in Gott. Ihn suchen wir, seine Erscheinung erwarten wir. Er ist unser König. Durch Natur und Offenbarung zieht er uns, deren Wesen und Wandel die Welt nicht kennt, weil sie ihn nicht kennt, aus dem angebornen Vaterlande in die Pilgrimschaft, bis wir ihn finden. Zu diesem Zwecke Natur und Offenbarung gebrauchen, das heißt, Natur und Offenbarung in ihrem Lebenskerne verstehen. Und wenn man Natur und Offenbaruug so gebraucht und versteht, „wie unendlich wird die Wollust derjenigen, die Seine Erscheinung

lieb haben, es der hohen Freude unserer Schwärmer aus Morgenland, da sie den Stern sahen, zuvor thun! Voll Nachdruck und Einfalt sagt die Urschrift unsers Glaubens: ἐχαρησαν χαραν μεγαλην σφοδρα."

Die Magi, welche noch nicht fünf Seiten in klein Oktav füllen, sind ein Schlüssel für H.'s verborgenes Wesen und lassen es uns zugleich verstehen, warum er den ihm von Moser verliehenen Beinamen „Magus aus dem Norden" sofort sich aneignete. Was seine Freunde Wahn, Märchen, Sage nannten, das erzählte ihm von dem Könige seines Geistes und machte sein ganzes Leben, Sinnen, Denken zu einer Pilgerfahrt nach diesem Könige, auf welcher ihm alle Erscheinungen in Natur und Geschichte zu klaren Wegweisern dienten. (Vgl. S. 114. 130.) Für die Welt und seine Freunde wurde er dadurch unbrauchbar, und er selbst hat oft gezittert über die Folgen, welche aus dieser entschlossenen Reise entsprangen, aber in diesem Zittern allezeit nur Fersenstiche des besiegten Feindes gesehen. Seine Freunde haben ihm seinen Pilgergeist, den sie Stolz und Starrsinn nannten, bitter vorgeworfen, und sich ihm gegenüber mit dem Adel ihrer Zeitgeist-Gesinnung aufgebläht. Aber er hat das Alles überwunden durch die urkräftige Freude, wenn ihm irgend ein neuer Stral leuchtete, der ihn auf seinen bekannten und doch noch verborgenen König hinwies.

---

2. und 3. Versuch über eine akademische Frage und Chimärische Einfälle.

Im ersten helleniſtischen Briefe sagt Hamann: „Der Streit über die Sprache und Schreibart des Neuen Testaments ist mir nicht ganz unbekannt; ich zweifle daher, daß eine bloße Sprachkunst hinreiche, den Widerspruch der Meinungen aufzuheben. Man muß nicht nur wissen, was gut griechisch ist, wie der R... sagt, sondern auch, was Sprache überhaupt, nicht nur, was die Wolredenheit eines klassischen Schriftstellers, sondern was Schreibart überhaupt sei. Ueber beide Gegenstände hat man wenig philoso-

phische Einsichten." H. macht uns in den beiden, obengenannten Schriftchen mit seinen Grundsätzen hierüber vertraut. Ich werde suchen den Leser soweit in dieselben einzuführen, als es zum Verständnis der helleniſtischen Briefe und der Aesthetika nötig ist.

Der Versuch über eine akademische Frage, von Aristobulus*) (Mai 1760), folgert aus dem Wesen und Zweck der Sprache die Bedingungen, welche zu ihrem Verständnisse nötig sind. „Die Lineamente der Sprache eines Volkes werden mit der Richtung ihrer Denkungsart korrespondiren; und jedes Volk offenbart selbige durch die Natur, Form, Gesetze und Sitten ihrer Rede eben so gut, als durch ihre äußerliche Bildung und durch ein Schauspiel öffentlicher Handlungen." Aus dieser Richtung der Denkungsart fließt alles dasjenige her, was man unter dem Genie einer Sprache versteht. Dies Genie, dies Naturell muß weder mit der Grammatik noch Beredsamkeit verwechselt werden, so wenig als die Aehnlichkeit eines Gemäldes mit dem Gleichmaß der Zeichnung und der Mischung der Farben oder des Lichts und Schattens einerlei, sondern vielmehr von beiden unabhängig ist. „Leser, die wenigstens Kenner von einem guten Zeitungsblatt oder Bücherſaal sind, werden sich leicht auf die Namen zweener Gelehrten (Gottsched und Michaelis) besinnen, davon der älteste in der Grammatik und

*) Dieser Versuch ist gegen eine von der königlich preußischen Akademie gekrönte Preisschrift des Professors Michaelis über den gegenseitigen Einfluß der Meinungen und Sprachen gerichtet. „Das zweite Buch der Maccabäer (1, 10) führt, wie H. in der Vorrede zu den Kreuzzügen anmerkt, einen Aristobulum, des Königs Ptolomäi Schulmeister an, der von priesterlichem Stamme war. – Mehr weiß ich von diesem apokryphischen Patrone nichts u. s. w." Der verachtete Jude aus Priestergeschlecht wird im fremden Lande Egypten doch noch der Schulmeister des herrschenden Unterdrückers. H. lebte in seiner Zeit, wie in einem Egypten, ein Kind eines anderen Volkes, mit priesterlicher Salbung, verachtet und verspottet, doch der kräftig-lebendige Schulmeister der tyrannischen Machthaber seiner götzendienerischen Zeit, damals und noch heute ein apokryphischer Patron für die Menge, von dem man indes zweierlei allgemein wußte und weiß, erstlich, daß er zum armen Volke Gottes gehört, und sodann, daß auch die summa capita papaverum der Zeit vor seinem Schulmeister-Scepter Respekt hatten. So viel zur Erklärung des Titels.

Kunde der deutschen Sprache, und der jüngste in der Grammatik und Kunde der morgenländischen vorzügliche Einsichten und Verdienste besitzen, die aber über das Genie derselben viele Vorurteile einer philosophischen Myopie und philologischen Marktschreierei zur Richtschnur ihres Urteils angenommen und öffentlich aufrichten wollen. Der Ehrentitel eines Sprachmeisters und Polyhistors ist entbehrlich für den, der das Glück haben soll, das Genie ihrer Profession zu treffen." Die Sprache versteht also nur der, welcher ihr Genie, ihr eigentümliches Leben versteht, und dies wieder erschließt sich nur dem, welchem das eigentümliche Leben sich offenbart, aus dem sie geflossen ist. Fragt man nach dem Zweck der Sprache, so gelangt man zu demselben Ergebnis. „Da der Begriff von dem, was man unter Sprache versteht, so vielbedeutend ist, so wäre es am besten, denselben nach der Absicht zu bestimmen, als das Mittel, unsere Gedanken mitzuteilen und anderer Gedanken zu verstehen." Ist dem so, dann muß man die Gleichartigkeit des Lebens als die Grundbedingung des gegenseitigen Verständnisses zwischen zwei Sprechenden ansehen. Diese Gleichartigkeit des Lebens beherrscht die Mittel, wodurch sie sich darstellt, macht sie sich zu ihrem Zweck unterthänig. Darum sagt H.: „Der Unfug, Sprachen zu verwirren, und der Köhlerglaube an gewisse Zeichen und Formeln, sind bisweilen Staatsstreiche, die im Reiche der Wahrheit mehr auf sich haben, als die kräftigste, frisch gegrabene Wurzel eines Wortes oder die unendliche Genealogie eines Begriffs; Staatsstreiche, die einem gelehrten Kannegießer und redseligen Handwerksburschen nicht in seinen besten Träumen einfallen." Das Leben bedingt also die Sprache und deren Verständnis. Wer ein selbständiges Leben hat, wird eine selbständige Sprache führen; wer unselbständig vom Strome des Zeitgeistes sich forttreiben läßt, wird auch von der Sprache der Zeit, ihren Phrasen und Floskeln, ihren Stich- und Schlagwörtern beherrscht. „Ein Kopf, der auf seine eigene Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun, ein Autor hingegen auf Rechnung einer Gesellschaft, läßt sich die ihm vorgeschriebenen Worte wie ein Miets-Dichter die Endreime (bouts-rimés) gefallen, die ihn auf die Gleise derjenigen Gedanken und Meinungen bringen,

so sich am besten schicken. Das gemeine Wesen hat mehrenteils für dergleichen gangbare Schriftsteller die Schwäche eines bestellten Schulmeisters gegen solche Kinder, die fertig aufsagen können, wenn sie auch von ihrer Lektion nicht mehr verstehen, als der Herr Merian von der neuen Muttersprache der gelehrten Republik."

Daß H. dies, was er zunächst von unserer menschlichen Sprache ausführt, auf die höchste, auf die Sprache Gottes und deren Verständnis gedeutet haben will, zeigt er schon dadurch, daß er die paulinische Stelle 1 Cor. 13, 8. 9 zwar versteckt, aber doch mit großen Lettern, also offenbar genug, seinem kleinen Aufsatz angehängt hat. Die Liebe, d. i. die Selbsthingabe und die Fähigkeit, den sich Hingebenden aufzunehmen, ist die Quelle und das Wesen der Sprache. Dies, das Ewige, bleibt; die zeitlichen Mittel und Formen hören auf, sobald die vollkommene Form der Selbstmitteilung erschienen ist. —

In klassischer Weise werden diese Grundsätze in „Abaelardi Virbii Chimärische Einfälle über den zehnten Teil der Briefe die neueste Literatur betreffend" verwertet. Diese Schrift enthält zunächst eine vernichtende Kritik der mendelssohnschen Recension der neuen Heloise von Rousseau. Aber schon der Titel ist ein Hinweis auf die eigentliche Bedeutung. Der hamburg. Nachrichter hatte, wie wir uns erinnern, die hamannsche Autorschaft als chimärische Einfälle längst zum Tode verurteilt. (S. 166.) Hier ist H. mit seinen chimär. Einfällen plötzlich wieder vom Tode auferstanden, und nennt sich darum Abälardus Virbius, dies war der Name des vom Pferde zerrissenen Hypolit nach seiner Wiederbelebung, ein stärkerer Abälard, als Heloisens philosophischer Geliebter. Der Ausdruck „chimärische Einfälle", womit die sokratischen Denkwürdigkeiten bezeichnet wurden, deutet darauf hin, daß zwischen beiden Schriften eine innere Verwandtschaft besteht. Wie nämlich die sokratischen Denkwürdigkeiten durch Analogie von Sokrates zu Christo empor weisen, so sind die Waffen, womit H. über die mendelssohnsche Recension des R.schen Buches triumphirt, ein Analogon des Schwertes, mit dem die zeitgeistige Kritik der Bücher Gottes überwunden wird.

Wie wenig liegt H. daran, ein Ehrenretter Rousseaus und eines rousseauschen Romans zu sein! Wie er über den genfer Philosophen und dessen Werk, „den Weltweisen im Reifrock," gedacht hat, spricht er zu Anfang der Schrift unumwunden genug aus. Zum Ueberfluß schreibt er am 4. März 1762 an J. G. Lindner (Br. 100): „Meine Absicht ist es gar nicht gewesen, Rousseau zu verteidigen, sondern die Schwäche der Kritik mit Anstand und Stärke aufzudecken. Zu dieser Absicht habe ich freilich eine Maske nötig gehabt, und einen halben Partisan des Genfers agiren müssen, weil ich meine Rolle ohne diese Erdichtung nicht klüger zu spielen wußte. Transeant haec. — Zum praeludio war dies gut genug. Fulberts (Mendelssohns) Wind wird meiner Schiffahrt sehr günstig sein, und ich habe jetzt noch einmal soviel Herz, alle Segel aufzuspannen."

Was H. trieb, sich der neuen Heloise anzunehmen, war das ganz eigentümliche Stück Menschenleben, was zwar gar nicht seinem Geschmacke zusagte, das aber in der Menschenwelt wirklich existirt und in dem Romane seine ihm eignende Form gefunden hat. Schon am 23. Aug. 1761 schrieb er an J. G. Lindner (Br. 93): „Der erste Teil machte mich ganz unzufrieden, weil der italienische Witz niemals nach meinem Geschmack gewesen; ich habe aber jetzt einsehen gelernt, wie unumgänglich die Bekanntschaft dieser Schriftsteller ist, wenn man Gegenstände behandeln will, die zwar in der Natur, aber nicht unter unserm Horizont sind. Die Schwärmerei der Sinne, die Spitzfindigkeit der Leidenschaften, ein so sonderbar Amalgama des Witzes, worin die römische Größe zerschmolzen ist gleich dem korinthischen Erz, sind vielleicht charakteristische Schönheiten eines Romans, und ihre Nachahmung kann nirgends so gut als bei den Welschen geschöpft werden." Dazu fühlte H. aus dem Romane heraus, daß, wie er in demselben Briefe schreibt, Rousseau den Menschen „dienen" wollte, „mit der Kenntnis, die er aus seinen und Anderer Ausschweifungen sich erworben hat."

Während also H. das, was nicht unter seinem Horizonte, auch nicht nach seinem Geschmacke, aber in der Natur doch wirklich

vorhanden war, trotz der Unluſt, die es ihm bereitete, mit Ernſt und Demut zu verſtehen und etwas daraus zu lernen ſuchte, redet Mendelsſohn wie vom pythiſchen Dreifuß oder dem päbſtlichen Stuhle herab ſeine aufgeblaſenen, unfehlbaren Orakelſprüche, durch die er das, was gar nicht unter ſeinem Horizonte iſt, kurzweg verurteilt. Das nennt H. Wind. Solcher Wind der Aufgeblaſenen ſchwellt ſeine Segel. Denn in Mendelsſohns äſthetiſcher Verurteilung der neuen Heloiſe ſpiegelt ſich ihm, wie in einem Miniaturbild, das unverſtändige Verdammungs-Geſchrei der ganzen Zeit gegen die Geheimniſſe des Chriſtentums. Er ſieht auch hier die lex continui herrſchen. Die dünkelhafte Nichtachtung unbekannter, wiewol ſehr reeller Lebenskräfte iſt die Quelle, woraus eins wie das andere herfließt. Darum erhebt ſich H. in vollſter Waffenrüſtung, als gelte es einen Kampf auf Leben und Tod, gegen die an und für ſich unbedeutende Recenſion Mendelsſohns. Er zeigt ihm, daß das punctum saliens in dem Rouſſeauſchen Buche eine Lebenskraft iſt, wovon er, Mendelsſohn, keine Ahnung hat, daß ſich dieſelbe in dem Romane einen eigenen Leib gebildet hat, daß er darum ſo lange Wind reden muß, bis er das punctum saliens und die ihm inwohnende formbildende Macht kennen gelernt hat.

Was Mendelsſohns Empfindungen nicht erregt, verliert darum noch nicht allen Anſpruch darauf, herzrührend zu ſein, und verdient noch nicht, abgeſchmackt genannt zu werden. Jeder Andere könnte ſonſt ſeine Empfindungen Mendelsſohn gegenüber für das Richtmaß halten. „Ihrer eigenen Sicherheit wegen vermeiden Sie alſo lieber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf den Wert eines Buchs.“ Es iſt ſehr leicht möglich, daß mir ein Zug des reichen, geheimnisvollen Menſchenlebens fremd und darum unwahrſcheinlich, unglaublich erſcheint. Exiſtirt er deswegen nicht? Darum nimmt ein demütiger Beobachter der Natur und Geſellſchaft den Ausdruck eines Alten zu Herzen, der eine Legende nicht deswegen verworfen wiſſen will, weil ſie unglaublich iſt, ſondern mit tiefſinniger Bündigkeit und Unerſchrockenheit ſagt: Incredibile sed verum. Jede Lebenskraft, die ich noch nicht kenne, iſt, wie das Leben ſelbſt, geheimnisvoll, wunderbar, unerklärlich, darum un-

wahrscheinlich. „Es möchte also freilich zum Urbaren einer Geschichte, — d. h. einer, die wirklich etwas Neues enthält, — eine Art von Unwahrscheinlichkeit und zur Schönheit eines Gedichtes eine ästhetische Wahrscheinlichkeit gehören," welche letztere in der adäquaten Form besteht, welche der „unwahrscheinliche" Lebensgeist sich bildet. Das letztere wird ohne Zweifel von allen Aesthetikern und Kritikern anerkannt. „Man sollte aber, sagt H., über die neue Heloise weit hinaus denkend, nicht sowol mit dem Buchstaben dieses Grundsatzes pralen, sondern vielmehr zeigen, daß man auch den Sinn desselben und die Kraft der Anwendung besäße, oder Funken von dem, was man in allgemeinen Ausdrücken bis in den Himmel erhebt."

Eine solche, noch dazu alberne Unwahrscheinlichkeit ist für fischblutige, verständige Köpfe und Herzen ein verliebter Philosoph, bis einmal auch sie von der Lebenskraft, die man Verliebtheit nennt, ergriffen werden. „Wer sagt uns beiden in diesem Fall für unsere Philosophie gut?" Dann wird auch die Sprache eine ganz andere, eine solche, die von einem Nichtverliebten nicht begriffen wird, dem Verliebten aber der rechte Canal des Empfangens und Mitteilens ist. „Vielleicht dürfte uns unsere Philosophie keine anderen Dienste leisten, als unsere Leidenschaft in ein methodischer geschrobenes und affektirteres Spiel zu setzen. Wer sollte sich aber nicht entschließen, heftig und ausgelassen zu thun, wenn eine Gebieterin diese Sprache für herzrührend hält? Und warum sollte man sich schämen, durch Ausrufungen und Hyperbolen ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen und Schlüsse weder ergrübeln noch genießen läßt?"

Hier muß man, um H's letztes Ziel zu verstehen, die Kraft der Anwendung besitzen. Jedenfalls gilt schon von dem niedern Gebiet des Romans die Frage: „Wer ist der ästhetische Moses, der Bürgern eines freien Staats schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf?" Der sagt: Du sollst die und die Lebenskraft, die in der Menschheit existirt, nicht anrühren, nicht kosten, nicht darstellen? „Wenn man es uns eben so schwer machen will, Originale

zu sein, als Copien (d. h. Abbilder des wirklichen, ganzen und vollen Lebens) zu werden; was hat man anders im Sinn, als uns in „Mauleſel“ zu verwandeln?“

Darum iſt es thöricht, wenn Mendelsſohn den Genfer, der ein Stück Menſchenleben offenbaren will, auf ein Collegium aestheticum vor dem Katheder eines deutſchen Profeſſors, der nichts von dieſem Lebenstrieb ahnt, einladet, oder ihn bei einem Almanachſchreiber in die Schule ſchickt. „Die kräftigſten Irrtümer und Wahrheiten, die unſterblichſten Schönheiten und tötlichſten Fehler eines Buchs ſind gleich den Elementen unſichtbar, und ich bekümmre mich um die am wenigſten, die man in Augenſchein zu ſetzen im Stande iſt.“ Natürlich, denn jene ſind eines mit dem unſichtbaren Leben, aus dem das Buch geboren iſt. Dieſes Leben muß man kennen, wenn man das Buch verſtehen will. „Alle äſthetiſche Thaumaturgie reicht nicht zu, ein unmittelbares Gefühl zu erſetzen, und nichts als die **Höllenfart** der Selbſterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.“ Hier liegt der Kern der Abhandlung. Nur die Selbſterkenntnis, die mich lehrt, daß ich das Leben nicht kenne, welches ich beurteilen will, und mich treibt, dies Leben zu ſuchen, führt mich auf die göttliche Höhe der rechten Erkenntnis.

Der Menſch iſt einmal das lebendige Weſen, als das Gott ihn geſchaffen hat. Jede Kraft in ihm muß Teil nehmen an ſeinem Geſammtweſen und Leben. Unſere Vernunft ſelbſt iſt Zeuge, daß unſer Geiſt in Fleiſch und Blut wohnt. „Wenn unſere Vernunft Fleiſch und Blut hat, haben muß, und eine Wäſcherin oder Sirene wird: wie wollen Sie es den Leidenſchaften (vergl. S. 32) verbieten? Wie wollen Sie den erſtgebornen Affekt der menſchlichen Sele dem Joch der Beſchneidung unterwerfen? Kannſt Du mit ihm ſpielen, wie mit einem Vogel? oder ihn mit deinen Regeln binden? Sehen Sie nicht, daß Sie hierdurch alle Leuchttürme niederreißen, die Ihnen ſelbſt und anderen zur Richtſchnur dienen müſſen?“

Aber Mendelsſohn wird Mendelsſohn bleiben und ſtets mit dem Meſſer der Abſtraktion dem Leben das Herz und die Zeugungskraft

ausſchneiden und dieſen Frevel gegen das Leben ſich für philoſophiſches, äſthetiſches und wiſſenſchaftliches Verdienſt anrechnen.

Die chimäriſchen Einfälle Hamanns ſind auf dem Gebiete der äſthetiſchen Kritik von den bitterſten Gegnern bewundert, anerkannt, und heutzutage faſt Gemeingut, während Moſes Mendelsſohns Redeblumen wie Heu verdorrt und wie Spreu verweht ſind.

Aber wer hat die Kraft der Anwendung? H. ſelbſt. Er hatte ſie ſchon in den früher geſchriebenen helleniſtiſchen Briefen geübt; er übte ſie aufs neue und erhabenſte in der Aeſthetica, wozu die Einfälle nur das leichte Präludium waren.

So viel iſt klar: nicht einmal ein Buch, wie Rouſſeaus neue Heloiſe, kann ein Kritiker beurteilen, welcher nur ſeine Meinungen zum Maßſtabe nimmt und auf das ihm unbekannte Leben nicht achtet, welches in dem Buche pulſirt und ſich ſeine Sprache ſchafft. Wie mag er denn die Bücher Gottes und deren Sprache beurteilen, in welchen die Ströme des ewigen Lebens wogen, die ſein Auge nicht ſieht, ſein Durſt nicht trinkt, noch mehr, die er verachtet, die er vernichten möchte!!

Wenn die Mendelsſohnſche Kritik gegen einen Affekt, wie in der neuen Heloiſe, ohnmächtig iſt, was wird ſie vermögen gegen Affekte, die heiliger, höher, ſtärker ſind? was gegen die Liebe und das Leben, welches in dem Sohne ſich geoffenbart hat!!

Nichts als die Höllenfart der Selbſterkenntnis bahnt uns den Weg zur Verklärung in Gottes Bild und damit zur Erkenntnis des Lebens Gottes.

---

4. Kleeblatt helleniſtiſcher Briefe.

Der Verſuch Ariſtobuli und die chimäriſchen Einfälle haben uns auf die helleniſtiſchen Briefe vorbereitet.

„Was verſteht man unter Kleeblatt helleniſtiſcher Briefe?“ fragt H. und antwortet: „Der Titel jeder Schrift iſt ein Rätſel wo nicht immer ihres Inhalts, doch allemal ihres Wertes. Ohne dieſe Briefe geleſen zu haben, weiß man, was im Lateiniſchen

Trifolium bedeutet, und weil in den beiden ersten Briefen von der griechischen und im dritten von der hebräischen Sprache die Rede ist, so heißen sie alle drei hellenistisch, weil einige Gelehrte unter dieser Mundart ich weiß nicht was für einen Mischmasch der beiden Sprachen verstanden, von denen in diesem Kleeblatt nämlich die Rede ist. Jedoch wer kann immer den Geschmack einer gewissen Reihe von Lesern treffen, die bald gar zu viel, bald gar nichts verstehen will." (II., 510.)

Die Briefe sind an einen Königsberger Gelehrten, dessen Name uns unbekannt geblieben ist, wirklich geschrieben, und geben teils den Eindruck wieder, den H. bei seinem damaligen Studium des neuen und alten Testamentes und der griechischen Classiker hatte, teils zeichnen sie den umfassenden Plan und in die Tiefe dringenden Geist, der ihn bei seinen Studien leitete. Sie sind also Privatbriefe, und wenn ihr Inhalt auch von allgemeiner Bedeutung ist, macht doch ihr ursprünglicher Charakter sich geltend. H. schreibt darum an J. G. Lindner (Br. 103): „Die hellenistischen Briefe sind nichts als Füllsteine." Nichtsdestoweniger sind sie lebendige Steine, und zwar Grund- und Ecksteine im Tempel der ächten Sprachwissenschaft und zugleich ein Schlüssel zum wahren Verständnisse der heiligen, wie der klassischen Literatur.

Der **erste Brief** handelt von der Sprache und der Schreibart des neuen Testamentes. Er zeigt vornehmlich die organische Einheit der *Sprache* der neutestamentlichen Offenbarung mit dem *Ursprung* und *Wesen* derselben, und folgert aus dieser Thatsache, daß die Sprache nur der versteht, welcher den Sprecher erkannt hat, daß aber auch umgekehrt die Sprache den Sprecher bezeugt.

H. knüpft an Kypkes Observationes sacrae über das neue Testament an, die er auf dem Krankenbette gelesen hat. Solche observationes, in denen durch die aus griechischen Classikern gezogene Sprachkenntnis das neue Testament erklärt werden soll, müßte man billiger profanas oder criticas, als sacras heißen, „da sie doch blos in einem Picknick aus Profanscribenten bestehen." Dadurch, daß eine solche Sprachkunst sich mit dem Heiligen befaßt, wird sie selbst noch nicht geheiligt.

Um den Widerspruch der Meinungen über das neue Testament aufzuheben, reicht die Kenntnis der griechischen Sprache nicht aus; man muß wissen — und hier erinnern wir uns an den ganzen vorigen Abschnitt, — was Sprache und Schreibart überhaupt ist,*) also bis auf die Wurzel des Gewächses dringen. Wer bis in die innere Werkstätte der Lebensbildungen ahnend schaut, der hat feste Grundsätze. Wo diese fehlen, da ist Schulgezänke, auch über das neue Testament; wo sie sind, hört das Schulgezänke auf. Zunächst will H. seine Betrachtungen hierüber κατ' ἄνθρωπον anstellen. Wer bedenkt, was Sprache und Schreibart ist, wird es natürlich finden, daß die Bücher des neuen Testamentes, wie die Ueberschrift am Kreuze, hebräisch, hellenisch und römisch geschrieben sind; denn daß im jüdischen Lande und Volke das Scepter der Römer und die Sprache der Hellenen herrschte, ist die Signatur jener Zeit. Von dieser Zeit wurden die Verfasser der neutestamentlichen Bücher, die keine zunftmäßigen Literaten waren, unwillkürlich getrieben. „So ist der Charakter ihrer Schreibart der authentikeste Beweis für die Urheber, den Ort, die Zeit dieser Bücher. Im widrigen Falle würde die Kritik unendlich mehr für sich haben, sich gegen die Zuverlässigkeit derselben ungläubig zu gebärden." H. hat mit diesem Gedanken das Samenkorn einer kräftigen kritischen Apologetik ausgestreut, überläßt es aber Andern, die hierher gehörigen Thatsachen im einzelnen klar

*) Vom Wesen der Sprache und Schreibart handelt H. außer in „Versuch über eine akademische Frage und in Abaelardi Virbii chimärische Einfälle," besonders in zwei Recensionen, betreffend den Ursprung der Sprache IV, 1 ff.: Des Ritters von Rosencreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache, IV, 21 ff. und Philologische Einfälle und Zweifel IV, 37 ff. Letztere drei Aufsätze sind aus dem zweiten Zeitraum der H.schen Autorschaft. „Die Unwissenheit des Gelehrten in den Tiefen der Sprache bietet unendlichen Mißbräuchen die Hand, kommt aber vielleicht noch größeren zuvor, die dem menschlichen Geschlecht desto nachteiliger fallen würden, je weniger die Wissenschaften ihr Versprechen, den Geist zu bessern, heutiges Tags erfüllen. Dieser Vorwurf beschämt die Sprachkünstler und Philologen am stärksten, so man als die Banquiers der gelehrten Republik ansehen kann." Vermischte Anmerkungen u. s. w. II, 138.

darzulegen und auf Grund derselben den Beweis weiter auszuführen. Er wendet sich zur näheren Entfaltung des bis dahin nur kurz hingestellten Themas, daß nämlich nicht die Kenntnis des profanen Griechisch, sondern die Kenntnis des neutestamentlichen Lebens das neue Testament und seine Sprache aufschließt. (Vergl. S. 118. ff.) Das neue Testament ist gar nicht für die geschrieben, welche im eigentlich griechischen Wesen ihr Element haben, sondern nur für die, welche sich aus jenem heraus in ein ganz anderes Element versetzen lassen. (1. Cor. 1, 22. 23.); unsere gelehrten Exegeten sind keine gebornen Griechen und müssen erst mit vielem Kopfzerbrechen aus toten Büchern lernen, was Paulus von Kindesbeinen an durchs Leben inne hatte; endlich ist keine Sprache aus Büchern allein zu lernen, da die Schriftsprache im Verhältnis zur lebendigen Umgangssprache schon eine tote ist. Das sind für H. Merkmale genug, daß in den Urteilen unserer griechischen Sprachmeister, die eben nur dies sind, mehr Wahn als Wahrheit liegt. Wie kann Xenophon Matthäus, den Zöllner, erklären? Man muß also tiefer gehen bis aufs Wesen und Leben, denn aus diesem wird die Sprache geboren und ernährt. „Jede Denkungsart, die ein wenig Mode wird, jeder unmerkliche Uebergang der Leidenschaften tingirt den Ausdruck unserer Begriffe. Der Weg der Christen, (der zu allen Zeiten eine Secte gescholten wird,) mußte demnach gleichfalls eine neue Zunge und eine heilige Schreibart zu ihrem Unterschied erhalten.“ Das Wesen der neutestamentlichen Gottesoffenbarung ist der Stamm, dessen Lebenssaft die ihm gegen die Natur eingepflanzten Zweige der heidnischen Sprachen überall durchdringt. Je lebenskräftiger, je aufbauender, je umgestaltender eine christliche Rede in irgend einer irdischen Sprache wirkt, desto mehr trägt sie von jenem ursprünglichen Dialekte an sich, den die Gottesoffenbarung einmal zu ihrem Organ gebildet hat. Das ist Thatsache. Diejenigen freilich, welche das Wesen der Gottesoffenbarung nicht kennen, sondern darüber spotten oder gähnen, werden auch allezeit über die demselben gleichartige Mutter-Sprache der Christen spotten, „si auris perpetuis tautologiis, Orienti jucundis, Europae invisis laedant, prudentio-

ribus stomachaturis, dormituris reliquis.“ Und doch ist gerade durch diese orientalische, dem Europäer verhaßte Sprache Europa umgestaltet, wie Niemand leugnet. Es ist also sehr unwissenschaftlich und ein arger Betrug, — bei H. ist diese Schlußfolgerung nur zwischen den Zeilen zu lesen, — wenn man ohne wahre Kenntnis der Sache über die Sprache urteilt, und dann aus der so beurteilten Sprache die Sache erklären will.

Noch tiefer in den Kernpunkt! Jede Offenbarung Gottes ist eine Selbsterniedrigung Gottes. Er offenbart sich in dem, was nicht er selbst, ihm nicht gleich, seiner also auch nicht würdig ist. Die Offenbarung in der Schöpfung, die Offenbarung im Menschensohne, die Offenbarung im Menschenworte trägt diesen Charakter. Wer dies in der Selbsterniedrigung sich beweisende Leben Gottes nicht versteht, kann auch die Sprache Gottes nicht verstehen, die natürlich dem Wesen des Sprechers gleich ist. „Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben werden, ebenso erniedrigt, als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demut ist. Den alleinweisen Gott in der Natur blos bewundern, ist vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpf, den man einem vernünftigen Manne erweist, dessen Wert nach seinem Rock der Pöbel schätzt.“ *)

Kann es also gar nicht anders sein, als daß die Offenbarung Gottes ihrem Wesen nach nur durch Selbsterniedrigung geschieht, so muß die göttliche Schreibart nicht blos „albern“ und „seicht“ sein, sondern sie muß sogar den Drang haben, das Alberne, Seichte, Unedle zu erwählen, „um die Stärke und Ingenuität aller Profanscribenten zu beschämen. Darum gehören auch erleuchtete, begeisterte mit Eifersucht gewaffnete Augen eines Freundes, eines Vertrauten, eines Liebhabers dazu,

*) Auf diesen Gedanken kommt H. oft und gern zurück. „Göttlich ist es, meine Freunde! ja göttlich ist es, die Schwachheiten der Schwachen anzuziehen, und sich ihrer Denkungsart so wenig als ihres Fleisches und Blutes zu seiner Tracht zu schämen.“ Klaggedicht II, 164. Vergl. II, 446—49.

in solcher Verkleidung die Stralen himmlischer Herrlichkeit zu erkennen." Jeder göttliche Schatz wird in irdischen Gefäßen getragen, damit dadurch das Göttliche erscheine. Wie der Stifter des Königreiches Gottes der sanftmütigste und demütigste Herrscher ist, insbesondere wenn man ihn mit orientalischen Königen vergleicht, so muß auch der Stil dieses Königreiches im Vergleich zu dem Stil anderer Königreiche der demütigste und sanftmütigste sein. Und wie der Träger und Stifter des Himmelreiches von einer Eselin sich in seine Hauptstadt tragen ließ, nicht von stolzem Hengste, so muß auch sein Leben von einer Sprache getragen werden, deren Aeußeres dem menschlichen Urteil mehr als Esel denn als stolzer Hengst erscheint. Daß aber die Sprache und Schreibart des neuen Testamentes eben dies Gepräge schlichtester, stillster Demut hat, welche ihre reichen Schätze mehr verbirgt, als zeigt, darin liegt der Beweis, daß sie auch nur von einem solchen Sprecher herrühren kann, welcher in der Selbsterniedrigung die absolute Lebenskraft in sich birgt, nicht von einem stolzen Menschenkinde, dessen Sprache seinem Wesen gleich sein würde, ohne selbständige Lebenskraft und doch voll anspruchsvollen, bald schönen, bald gleißenden Scheines. —

Es ist also unmöglich, daß die Kenntnis des Griechischen die neutestamentliche Sprache auslegen kann, zumal da vom Zeitungs- und Briefstil, in dem die Schriften des N. T. geschrieben sind, und von der Schreibart, worin künftige Begebenheiten vorgetragen werden müssen, uns nur sehr wenig Analoges übrig geblieben ist. Wo etwa ein Paulus griechische Floskeln und Phrasen der klassischen Sprache entlehnt, können auch diese nicht einmal nach der bloßen Kenntnis des Griechischen erklärt werden, da Pauli Ritterschaft das Eigentümliche hat, auch heidnische Floskeln und Phrasen unter dem Gehorsam Christi gefangen zu nehmen, so daß sie, mit diesem beseelt, auch nur von diesem verstanden werden können.

Das Französische war zur Zeit H's so verbreitet, wie nach Christi Geburt das Griechische. Wer aber würde das Pariser Französisch für den Schlüssel eines Werkes ansehen, in dem das

Londoner oder Berliner Volk in seinem Französisch seine Anschauungen ausdrückte! „Absicht, Zeit, Ort eines Autors sind alles Bestimmungen seines Ausdruckes. Hof, Schule, Handel und Wandel, geschlossene Zünfte, Rotten und Secten haben ihre eigenen Wörterbücher.“ Das liegt im Wesen der Sprache und ist darum auch eine Erfahrungsthatsache. Wer mit dieser von H. hochgehaltenen Fackel die Schreibart des N. T., wie aller anderen Bücher, insbesondere auch der aus den ersten Jahrhunderten nach Christus, im einzelnen sich selbst zu beleuchten den Verstand und Willen hat; der wird auf's klarste erkennen, daß die Sprache des neuen Testamentes auf den Geist Gottes, als den eigentlichen Sprecher hinweist, während die Sprache der anderen Bücher, der gleichzeitigen wie der spätern, durch ihren anders gearteten Charakter auch einen andern Ursprung offenbart. *)

Wie noch jetzt dies Schema der Sprachen sich wandelt, zeigt H. an dem arabischen Wort Salamalec, welches „Friede sei mit dir!“ bedeutet, während man in den Büchern des französischen

*) Auf manche einzelne Züge der biblischen Sprache im Verhältnis zu der anderer Bücher hat H. anderswo selbst hingewiesen, z. B. auf die wunderbare Kürze, vergl. S. 89 ff. Man zerteile nur einmal das inhaltreichste menschliche Buch, ähnlich wie das N. T. in lauter Verse von ein oder zwei Zeilen, und man wird die Inhaltlosigkeit jenes, wie die unendliche Fülle dieses mit gleicher Lebhaftigkeit fühlen. In der Schrift ist jeder Satz ein Goldbarren, den die menschliche Arbeit zu mehr als tausend gangbaren Münzen umprägen mag, oder ein Samenkorn, aus dem ein ganzer Baum entspringt. Es würde der theologischen Wissenschaft ein großer Dienst erwiesen, wenn Jemand auf der Spur H's weitergehend, im einzelnen den Charakter der biblischen, näher der neutestamentlichen Sprache, und im Gegensatz dazu auch den der blos menschlichen Schreibart darzulegen verstände. Man vergleiche z. B. die majestätische, unbegreifliche Kürze und Einfachheit, die absolute Objectivität, in welcher die größten Thaten, wie die Geburt, der Tod, die Auferstehung Christi u. s. w. erzählt sind, mit dem Gepränge, in welchem menschliche Bücher die Thaten oder Leiden ihrer Helden berichten; oder man halte die Kürze, die Tiefe, die Schlichtheit, den treffenden Ton der biblischen Gleichnisse gegen die besten aus Menschenmund. Man hat ja noch Schriften der apostolischen Väter, der Gnostiker und gnostischen Secten, hat Pseudoevangelien u. s. w. u. s. w. Was für eine andere Sprache als im N. T.!?

Witzes damals und noch jetzt lesen kann faire un grand Salamalec, d. i. einen tiefen Bückling machen. Wenn nun auch die Araber bei jenem Gruß bis zur Erde sich verbeugen, wie ist es möglich, aus dem arabischen Wort und Gruß den französischen Bückling oder aus dem französischen Bückling den arabischen Gruß zu verstehen, und doch ist es hier wie da dasselbe Wort. Fiat applicatio! Die Ironie dieser demonstratio ad hominem ist treffend und tief.

Ein Mufti hat einmal über die Schriften des Misri Effendi, der ein heimlicher Christ und geistreicher Dichter gewesen sein soll, gesagt, „die Bedeutung derselben sei Niemand bekannt, als Gott und Misri," und wenn er sie dann auch in's Feuer geworfen und andern bei Strafe des Feuers verboten hat, sie zu lesen, so hat er doch kein Urteil über sie zu fällen gewagt, weil er sie nicht verstand. „Beschämt, fragt H. zum Schluß, dieser Mufti nicht viele Päbste und Recensenten?" welche die Bibel und ihre Liebhaber nicht blos verdammen, sondern auch noch ein Urteil über das Buch fällen, welches sie nicht verstehen!

Der zweite Brief (1. März 1760) bespricht den Plan, nach welchem, und den Geist, in welchem die klassische Literatur, zunächst der Griechen studirt werden sollte. Alles Wissen, wodurch das Leben nicht wirklich genährt wird, ist für H. ein Greuel, was uns die sokrat. Denkwürdigkeiten bereits dargelegt haben. Darum stellt derselbe Mann, dem das speciellste Studium der Grammatik eine Herzenslust war, diesen Satz an die Spitze seiner Gedanken über das Studium des Helenentums: „Da ich blos dem Geist der Alten nachspüre, und mir mehr an dem Genie als der Grammatik der griechischen Sprache gelegen: so geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit G.(essner) und E.(rnesti) die Versionen ihren Zuhörern verekeln. Ich will sehr damit zufrieden sein, wenn ich nur mein Griechisch ungefähr so verstehe, wie Ueberbringer dieses seine Muttersprache — — zur Leibesnahrung und Notdurft — — mehr durch den influxum physicum meiner Wärterinnen, als durch die harmoniam praestabilitam gelehrter Aristarche."

Ein treffliches Wort: die griechische Literatur studiren zur Leibes-Nahrung und Notdurft, also nicht, damit man gelehrt werde, sondern damit man lebe. Das lernt man freilich nicht durch Grammatiker und Scholiasten, sondern allein durch den unmittelbaren Lebenshauch ächter Wörter des Lebens.

Die Zeit ist kurz, die Kunst lang. Darum geht H. ohne Umwege gerade auf sein Ziel los, denn die gerade Linie ist die kürzeste. — Mit den Poeten beginnt er sein Studium, weil sie die Propheten einer Nation, die Ausspecher des Volkslebens sind, und ihre Sprache die Muttersprache. *) Kennt man durch die Poeten das eigentliche Volksleben, so lerne man aus den Philosophen die Gedanken der Denker eines Volkes, durch welche sie das Leben zu ergründen meinen. Man wird immer dieselbe Erfahrung machen: „Ihre Schriften stellen uns den Cirkel der Wissenschaften vor, wo Hypothesen — Systeme — — und Beobachtungen das Erste und Letzte sind." Platon und Aristoteles will er in Vergleichung lesen als Muster der eklektischen und enkyklischen Philosophie, aber auch jeden für sich, weil er in Aristoteles Schriften die Trümmer der griechischen, in Platons die Beute der egyptischen und pythagoräischen Weisheit vermutet. **)

*) Hier spricht er sich darüber nicht näher aus; vrgl. aber das S. 136 ff. Mitgeteilte und Aesthetica in nuce, wo auch der Gegenstand dieser Briefe durch die Eingliederung in die Gesammt-Anschauung kräftiger beleuchtet wird.

**) Der „Schriftsteller und Kunstrichter" (II, 392) sagt über das Verhältnis Homers und Platons, allgemein der Poeten und Philosophen zu einander: „Siehe, da geschah es, daß ich in die marathonischen Felder versetzt wurde, die Miltiades zur Schlachtbank der Perser und Platon zum Heiligtume der Weltweisheit eingeweihet hat. — Hier sah ich — was man in jeder Entzückung sieht — Dinge, die man nicht nachsagen kann. Hier war es, wo ich, göttlicher Homer! das Schicksal deiner Muse erfuhr, die der akademische Gesetzgeber hatte enthaupten lassen, und ihr Haupt war der köstliche Eckstein seines Capitols. Der Beweis stand auf jedem Thore seiner Colonie geschrieben.... Denn gleichwie der Kopf Holofernis über die Mauer hinausging, den eine jüdische Betschwester in den Sack steckte sammt der Decke, worunter er lag, als er trunken war, oder gleichwie das Haupt Johannis auf einem

Erst nach den Poeten und Philosophen sollen die Geschichtschreiber von ihm studirt werden; denn er ist keineswegs der allgemeinen Ansicht, daß die Geschichtschreiber die leichtesten Schriftsteller seien. „Es gehört beinahe eben die Sagacität und vis divinandi dazu, das Vergangene als die Zukunft zu lesen.“ „Kann man aber das Vergangene kennen, wenn man das Gegenwärtige nicht einmal versteht? — — Und wer will vom Gegenwärtigen richtige Begriffe nehmen, ohne das Zukünftige zu wissen? Das Zukünftige bestimmt das Gegenwärtige, und dieses das Vergangene, wie die Absicht Beschaffenheit und den Gebrauch der Mittel.“ Damit hat H. eines der großen Lebensgesetze ausgesprochen, wodurch jede Entwicklung in der Natur wie Geisteswelt beherrscht wird, und zugleich gezeigt, wo der Schlüssel zum Verständnis der Geschichte liegt. Mein ganzes Leben gestaltet sich nach dem eigentlichen Ziele meines Lebens. Und jedes Werk wieder, das ich unternehme, wird nach dem Plane und Zwecke gebildet, den ich habe, und den erst die Zukunft, in der das Werk vollendet sein wird, sichtbar werden läßt. Wer den Plan und Zweck meines Werkes nicht versteht, begreift weder den gegenwärtigen Stand

---

Credenz-Teller: — so sah ich das Haupt Homers als das Wappen jedes platonischen Kunstrichters. — In den marathonischen Feldern wurde mir noch ein anderes Reichsgesetz offenbart, das Platon seinen Jüngern hinterlassen hatte, kraft dessen alle Meister und Schüler der nachahmenden Kunst ins Elend oder auf den Olymp verwiesen und ihrem Andenken Altäre und Säulen gepflanzt wurden. Dies war der Ursprung der gülbenen, silbernen, eisernen, hölzernen, steinernen Ideen, die man für ihre schönen Naturen ausgibt, und denen man räuchern und nachhuren muß, wenn man nicht ins Elend oder nach dem Olymp von den platonischen Bischöfen verwiesen werden will.“ Der Sinn ist klar. Das Leben, was die Poeten durch den Spiegel ihrer nachahmenden Kunst auffangen und darstellen, wird sammt seinen Kräften durch die Abstraktionen der Denker in schöne oder unschöne, aber stets tote Ideen, Begriffe umgesetzt, und wenn man aus Lust am Leben diesen Schemen sich nicht beugen will, wird man von den Philosophen in den Bann gethan. Und doch bezeugen ihre Ideen, daß das von ihnen gemordete Leben die Grundlage ihrer Weisheit ist. — Auf dem Titel der Literaturbriefe und der allgem. deutsch. Bibl. stand ein Homerskopf.

deſſelben, noch das, was bereits in vergangener Zeit daran gemacht iſt. Wer Plan und Zweck kennt, kann etwas von dem Werke verſtehen, auch ehe es vollendet iſt. Nicht anders iſt es mit der Geſchichte der Menſchheit, die Gott nach ſeinem Plane zum beſtimmten Ziele führt. Je nachdem mir dieſes bekannt oder unbekannt iſt, wird mir das noch unfertige Werk Gottes, alſo Gegenwart und Vergangenheit, verſtändlich oder unverſtändlich ſein. Jeder ſpätere Augenblick führt das Werk ſeinem zukünftigen Ziele näher; darum kann ich in der Gegenwart das zukünftige Ziel beſtimmter ſchauen, als in der Vergangenheit; die Gegenwart erklärt alſo die Vergangenheit, weil ſie die Zukunft klarer ſpiegelt, als dieſe. —

Die äußeren Thatſachen ſind der Körper der Geſchichte; Poeſie und Philoſophie helfen uns, das verborgene Leben des Volkes, das Ziel, nach dem es hinſtrebt, alſo auch die gegenwärtige Entwicklungsſtufe kennen zu lernen, und zwar ſo, daß die Poeſie die vorhandenen Lebenskräfte in ein Geſammt-Lebensbild zuſammenfaßt, die Philoſophie hingegen die einzelnen Kräfte und Triebe in ihre Urformen auflöſt.

Wem durch den Lebensgeiſt Gottes der letzte Plan Gottes mit der Menſchheit nicht offenbar geworden iſt, für den muß die Geſchichte ein großes weites Feld voll einzelner, abgeriſſener, toter Glieder ſein. Von ſolchen Geſchichtsbüchern ſagt H.: „Ich möchte eher die Anatomie für einen Schlüſſel zum γνωθι σεαυτον anſehen, als in unſern hiſtoriſchen Skeletten die Kunſt zu leben und zu regieren ſuchen, wie man mir in meiner Jugend erzählen wollen. Das Feld der Geſchichte iſt mir daher immer wie jenes weite Feld vorgekommen, das voller Beine lag, — — und ſiehe, ſie waren ſehr verdorrt. Niemand als ein Prophet kann von dieſen Beinen weiſſagen, daß Adern und Fleiſch darauf wachſen und Haut ſie überziehe.“ Nur wem von Gott die Augen ſo geöffnet ſind, daß er das Ziel Gottes ſchaut, für den wird das wilde Chaos der Geſchichte zu einem geordneten, lebendigen, ſehr weiſen Ganzen und jede Thatſache ein lebendiges Glied deſſelben. Wer mit dieſem Licht in die Geſchichte blickt, der wird ſich insbeſondere der griechiſchen Geſchichte freuen, und ihm werden die griechiſchen

Poeten und Philoſophen zum „Vorſpann“ dienen, in der Erkenntnis vorwärts zu kommen.

Nur ein kurzes Wort fügt H. über die Redner bei, die Hiſtoriker, Philoſophen und Poeten ſein ſollten.

Nach dem Studium der klaſſiſchen Literatur Griechenlands will er die Entartung derſelben auf allen vier Gebieten näher erforſchen, wie aus Rednern Schwätzer wurden, aus Geſchichtskundigen Polyhiſtores, aus Philoſophen Sophiſten und aus Poeten witzige Köpfe. Die Einſicht in die Art und Gründe dieſer Entwicklung zum Verderben würde überaus wichtig ſein. „Hier würde ſich für mich die hohe Schule Griechenlands in allen vier Fakultäten anfangen.“

Das iſt H.'s Plan beim Studium der Alten, ein Plan in der That, dem ſiebenfarbigen Regenbogen an Schönheit und Erhabenheit gleich; freilich ihn im einzelnen ganz auszuführen, zu groß für einen Menſchen, aber jedenfalls ein Wegweiſer für denkende Köpfe und ſtrebende Herzen.

Man ſoll indeß nicht meinen, daß das Altertum die Albernen weiſe mache, wie einige behaupten; andere ſagen freilich, daß die Natur klüger mache als die Alten, weil die Natur erſt die Alten verſtehen lehre. „Wo iſt die Auslegung von beiden, die unſer Verſtändnis öffnet?“ Das iſt die große Frage. „Vielleicht verhalten ſich die Alten zur Natur, wie die Scholiaſten zu ihrem Autor.“ Und gewiß iſt, „wer die Alten, ohne Natur zu kennen, ſtudirt, lieſt Noten ohne Text.“ Aber wer hat den Schlüſſel zum Verſtändnis der Natur? Wer das Leben in ſeinem Kerne verſteht, das Gottesleben. „Wer kein Fell über ſein Auge hat, für den hat Homer keine Decke. Wer den hellen Tag noch nie geſehen, an dem werden weder Didymus noch Euſthatius Wunder thun.“

Den hellen Tag muß man geſehen haben, oder die Wiſſenſchaft im allgemeinen, wie die des klaſſiſchen Altertums insbeſondere wird, wie es damals und heute zu ſehen iſt, ein Zerrbild, von dem H. ausruft: „Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke, wie ſo eine edle Gabe Gottes, als die

Wissenschaften sind, verwüstet — von starken Geistern in Koffeeschenken zerrissen, von faulen Mönchen in akademischen Messen zertreten werden; — und wie es möglich ist, daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare — etwa falsche — verliebt sein können." O daß man doch endlich lernte, das Leben für höher achten, als das, was gemeiniglich man Wissenschaft nennt! Dann würde die Wissenschaft das Beste gewinnen: Leben, und dann auch Leben verbreiten. Auch die Ansicht über die alten Poeten würde lebendig werden, wie H. zum Schluß einige lebenskräftige, wenn auch nur vereinzelte Gedanken über Euripides, Sophokles und Homer ausspricht. —

Der **dritte Brief** (25. Febr. 1760) handelt über die Frage, wie man zum Verständnis des Hebräischen, also des alten Testamentes kommt oder nicht kommt. Der Brief ist durch Michaelis „Beurteilung der Mittel, welche man anwendet, die ausgestorbene hebräische Sprache zu verstehen," veranlaßt. Wiewol H. allen Respekt vor den Kenntnissen und Leistungen dieses wie ähnlicher Männer hat, kann er ihre Anmut und Gründlichkeit nicht die wahre, sondern nur eine „populäre und plausible" nennen, „weil sie mehr nach dem Kanon der Mode oder großen Welt von entscheidenden Lesern, als nach der wahren und innern Beschaffenheit der Materien, eingerichtet ist." Solche Koryphäen der Wissenschaft schreiben Bücher, von denen folgendes Urteil gilt. „Ein Leser, der die Wahrheit haßt, möchte in der „Beurteilung der hebr. Sprachmittel" viel zu seiner Beruhigung antreffen, und sie könnten ihm zum Wetzstein dienen, seine Waffen der Ungerechtigkeit zu schärfen. Ein Leser, der die Wahrheit sucht, möchte für Angst hypochondrisch werden. Der sie liebt und hat, möchte den Verfasser mit der meisten Anwendung und Beurteilung lesen können."

Der Grundirrtum dieser Art Wissenschaft ist der Wahn, daß das Wissen oder vermeintliche Wissen von einer Sache die Sache selbst sei, und daß das System eines solchen Wissens das Leben in sich berge. „Es läßt sich zur Not ein bündiges Programm von der Verpflichtung der Menschen, die Wahrheit zu reden, aus-

arbeiten; die Ausübung dieser Pflicht ist aber keine philologische Gabe."

Da das Hebräische des alten Testamentes Schätze in sich birgt, von denen dem ganzen Land Arabia noch nie eine Ahnung gekommen ist, so wird die von Michaelis angepriesene „arabische Dialectenconcordanz ein unzuverlässiges und verführerisches Mittel sein," die hebräische Sprache des alten Bundes verstehen zu lernen, ebenso unzuverlässig, als wenn man, wie es im ersten Briefe heißt, einen französischen Salamalec d. i. Bückling aus dem Arabischen, woher das Wort doch stammt, erklären wollte.*) Durch die Kenntnis des Arabischen mag man sich bei Auslegung des alten Testamentes gegen Laien in jener Sprache noch so fest verschanzen; man gräbt mit arabischen Wurzeln kein Lebensbrot aus dem hebräischen Texte, und „was hilft einem die *sprödeste* Vestung, wenn man Hungersnot darin leidet, und bald im Geiste nach Rom wallfahrt, um Manuscripte zu sammeln, bald sich erniedrigen muß, die kahlen Federn, womit *Meisterstücke* geschrieben werden, um Beitrag zu raufen!" Man kann keinem Gelehrten seine Neigung zum Arabischen vorwerfen; aber ein solcher darf aus Liebe zur Sprache des Volkes nicht die Sitten desselben für den Löseschlüssel jener Geheimnisse ausgeben, die ganz anderswo als im Arabischen liegen, auch nicht „jungen Leuten und Männern den blauen Dunst vormachen, daß man fechten kann, sobald man weiß, wie man pariren und ausfallen, seinen Degen und Leib halten soll." Man sieht, H. wird nicht müde, in allerlei Wendungen und Formen auf die schlichte Thatsache hinzuweisen, daß Wissen nicht Leben ist. Ob im Hebräischen des alten Bundes Leben ist oder nicht, kann also nicht durch das *Wissen* weder des Hebräischen noch Arabischen ausgemacht werden; und gesetzt, es sei Leben darin, wie will man dasselbe durch Sprachkenntnisse offenbaren und in sich saugen! Dazu gehört ein anderes Organ, das Leben selbst, wie schon der erste Brief in Bezug auf die neutestamentliche Offenbarung gezeigt hat. —

*) Auch in den Magi spricht H. von diesem Projekt, das alte Testament zu entziffern, vrgl. S. 189, ebenso **Aesthetica in nuce. II, 293.**

Der Gelehrte nennt die hebräiſche Sprache ausgeſtorben; ſie iſt und bleibt trotz arabiſcher Dialectenconcordanz und aller Grammatik ausgeſtorben, tötlich verwundet, bis man wieder erkennt, daß die virtus asinaria d. i. die ſchlichte, niedrige, nicht dem ſtolzen Roſſe, ſondern dem Eſelein gleichende Bibelſprache die köſtlichſten Lebensſchätze trägt. (S. 205) Wer dieſe gefunden hat, für den lebt die tote hebräiſche Sprache. Die einzige und ſichere Methode, die hebräiſche Sprache zu erwecken, iſt alſo die, ein Liebhaber des Lebens zu ſein, deſſen Trägerin ſie iſt. Aber „ob man ſich von der neueſten Methode, die ausgeſtorbene hebräiſche Sprache zu erwecken, mehr verſprechen kann, als von dem Anſchlag jenes irrenden Ritters, der die zerſtreuten Glieder des Volks ſelbſt unter einen Hut bringen wollte, muß die Zeit lehren.“ Für H. ſteht es feſt, daß wiſſenſchaftlich und vernünftig, d. h. mit dem innerſten Weſen der Sache übereinſtimmend, das allein iſt, beides nur vom Lebenshauch Gottes zu erwarten. Freilich hat die hebräiſche Sprache ſchon mehr als 7 Brüder zu Männern gehabt, gelehrte Leute und Sprachmeiſter, ohne durch ſie befruchtet zu ſein, und neues Leben geboren zu haben; freilich kann dieſe Thatſache den Sadduzäern unſerer Zeit eine neue Parabel gegen unſere Religion, insbeſondere die Offenbarung des alten Bundes an die Hand geben. „Es könnte aber bei allen Kunſtmitteln auch hier heißen: Ihr verſteht die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes, weder ihre Eingebung noch Auslegung, die nicht von philologiſchen Gründen abhängt.“ Jene Thatſache bezeugt nicht die Unfruchtbarkeit des alten Bundes. Kann dieſelbe nicht auf der abſoluten Lebensimpotenz der ſieben Ehemänner, der ſtolzen Gelehrten beruhen? „Die wunderthätigſten Sprachforſcher ſind bisweilen auch die ohnmächtigſten Exegeten; die ſtrengſten Geſetzgeber die Zerſcheiterer ihrer Tafeln, oder werden auch einäugig durch die Schuld ihrer Kinder.“

Daß die Schriften des alten Bundes, daß auch die H.'s dunkel ſind, liegt in der Natur des Lebens, das ſie in ſich bergen, welches immer geheimnisvoll iſt. „Die Deutlichkeit gewiſſer Bücher iſt oft Betrug und Mangel, auch vielem Mißbrauch aus-

geſetzt. Die nichts als den Mechanismum der Wiſſenſchaften bekennen, haben gut ſchreiben, und dürfen für Leſer nicht ſorgen.“ Wer die Natur, das Leben darſtellt, bleibt immer ein dunkler Autor, weil man das Leben erſt kennen muß, das in ihm pulſirt, ehe man ihn verſteht. Die Originalſchönheiten eines Dichters, der vor tauſend Jahren lebte, oder gar eines, der einer andern Welt angehört, ſind in der Sprache unſerer Zeit und unſerer Welt unüberſetzbar. Nur wer das Leben jener Zeit und der andern Welt kennt, kann ſie ahnen; aber auch nicht in ſeiner eigenen Sprache wiedergeben. Iſt dies allgemein anerkannte Thatſache, ſo iſt es auch vernünftig und wiſſenſchaftlich, ſie beim Leſen der Schriften des alten Bundes nicht zu vergeſſen. Das ſind Schriften aus einer andern Welt, als der ſogenannten Wiſſenſchaften. Ihr eigenſter Charakter kann darum auch nicht von der Wiſſenſchaft, ſondern nur von dem Leben eben jener Welt gefaßt werden. Das will, denke ich, H. mit den Gedankenſtrichen ſagen, womit er nach dem angeführten Bilde den Brief abbricht. —

5. Aesthetica in Nuce.

Eine Rhapſodie in Kabbaliſtiſcher Proſe.
Buch der Richt. 5, 30.

Wie Gildemeiſter mitteilt, hatte ſchon 1754 ein Gottſchedianer eine Satyre gegen Klopſtok „Aeſthetik in einer Nuß“ betitelt. Ich weiß nicht, ob H. von dieſer bedeutungsloſen Schrift den Namen für die ſeinige (Dezember 1761) geborgt hat. Jedenfalls hat er ihn mit Inhalt gefüllt. Was er mit dem Titel ſagen will, läßt ſich aus ſeinen Aeußerungen mit ziemlicher Sicherheit erkennen. —

Die Aeſthetik überhaupt ſucht aus den vorhandenen Meiſterwerken der Dichtkunſt eine Erkenntnis über das Grundweſen und die Lebensgeſetze der letzteren zu gewinnen und dadurch deren Verſtändnis zu vermitteln. Die Poeten ſind es, „die uns die Denkungsart und die Neigungen der Menſchen und eines Volkes aufſchließen und am getreuſten und ſtärkſten malen.“ (I, 119.) Da Gott in ſeinen Werken ſich aufgeſchloſſen und uns ein kräftiges Bild von ſich gegeben hat, nennt H. ihn nach menſchlicher Ana-

logie den Poeten am Anfang der Tage (II, 282. 301.) Die Natur, die Menschheit sammt deren Geschichte und die Offenbarung sind die große poetische Autorschaft Gottes; die Schöpfung der Erde vergleicht H. dem epischen, die des Menschen dem dramatischen Gedichte. (II, 264.) Die Grundgesetze, aus denen dieses Gottesgedicht geboren ist und auch allein verstanden wird, sind in unserer Schrift dargelegt, und darum heißt sie Aesthetika.*) „Laßt uns jetzt, so schließt das Werk, die Hauptsumme seiner neusten Aesthetik, welche die älteste ist, hören: **Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre** u. s. w." Gott hat sich und seine Herrlichkeit offenbaren wollen, das ist die Wurzel und das Entwicklungsgesetz seines Weltgedichtes; Gott und seine Herrlichkeit in seiner Poesie suchen, ist der Schlüssel zum Verständnis derselben. Das Schriftchen ist aber eine Aesthetika in nuce, d. h. nicht eine entfaltete, ausgewachsene, sondern erst im Kern gegebene, sodann eine von der notwendigen, verdeckenden Schale noch umschlossene. Wer die Schale nicht zu öffnen versteht, für den ist diese Aesthetika, wie die Zeitgenossen beweisen, hölzern, widerwärtig; wer durch sie hindurch zum Kerne kommt, wird ihre süße Lebenskraft schmecken. Oder besser, findet diese Aesthetik den rechten Boden und fruchtbare Witterung, so werden die verschlossenen Schalen von selbst sich öffnen und der Kern wird zum Baume erwachsen.**) —

---

*) Auch folgende Stelle aus dem 5. Hirtenbriefe dient zur Erklärung: „Die Poeterei, sagt Martin Opitz, ist anfangs nichts anders als eine verborgene Theologie und Unterricht von göttlichen Sachen gewesen. Folglich war das Drama ein Teil der heidnischen Liturgie. — Diesen rohen Diamant zu schleifen? Das mag ich nicht: und unsere Aesthetik für böhmisch Glas auszugeben, oder die Falschheit ihrer Spitzfindigkeit zu erweisen, dazu bin ich zu schamhaft." (II, 436.) Die H.sche Aesthetik hat den rohen Diamanten des Opitz geschliffen, denn sie zeigt, daß die wahre Poesie die Gottes ist und alle Poesie Gottes und der Menschen eine verborgene Theologie. Nur solche Aesthetik ist kein böhmisch Glas, sondern ächter Diamant.

**) An Mendelssohn, der seine Kritik der chimärischen Einfälle H.'s als Fulbert Kulm unterzeichnete, schreibt Hamann über die Aesthetica in nuce (Br. 99): „Ich meide, mein lieber Moses, das Licht vielleicht mehr aus Feigheit als Niederträchtigkeit, 1. aus Furcht, die auch wie die Liebe von sich selbst

Wie die Rhapsoden die Gesänge Homers, des Vaters nicht nur der hellenischen Poesie, sondern auch der hellenischen Lebensanschauung, dem Volke offenbar machten, so ist H. ein Rhapsode des großen Dichters von Anfang, des Vaters aller Poeten, und seiner ewigen, wunderbaren Gesänge, deren Inhalt Natur, Mensch und Offenbarung ist. Diese sind die Hermeneuten, die Erklärer Gottes, und die Aesthetika ist die Hermeneutik dieser Hermeneuten; darum muß sie eine Rhapsodie genannt werden, da im ältesten Verstande die *Ῥαψωδοὶ ἑρμηνέων ἑρμηνεῖς* waren. Die Rhapsodie ist in Prosa geschrieben und zwar in kabbalistischer, die, wie ihr Inhalt, von der Geheimsprache der h. Schriften abstammt. „Man hat — dieses Wort Leibnitzens führt H. selbst zur Erklärung an, — die Kabbala oder Zeichenkunst nicht nur in den hebräischen Sprachgeheimnissen, sondern auch bei einer jeden Sprache, nicht zwar in gewissen, buchstäblichen Deuteleien, sondern im rechten Verstand und Gebrauch der Worte zu suchen." (VIII, 124.) Wie die Worte der Offenbarung, so sind auch H.'s Sätze Zeichen, Geheimnisse, welche die Sache vom Keim bis zur Entfaltung in sich schließen, aber ungeweihten Augen verbergen. Diese Eigenschaft nennt H. kabbalistisch. (Vergl. II, 269.) Zugleich deutet er damit an, daß seine Aesthetika auf der Offenbarung ruht, während er durch die Bezeichnung Rhapsodie zu erkennen gibt, daß auch der Hellenismus ihn genährt hat. Er schreibt an Mendelssohn: „„Abermal Schimmel!"" (s. S. 149) Graut Ihnen nicht vor einer Nachahmung a. des hellenistischen Briefstils, b. der kabbalistischen — vox faucibus haesit. Das letzte Scheusal zu vergrößern, hat der Verfasser den Kabbalisten mit dem Rhapsodisten zusammengeflochten. — Weil im ältesten Verstande *Ῥαψωδοὶ ἑρμηνέων ἑρμηνεῖς* waren, so wird Fulbert Kulm nach dieser ersten Grundbedeutung den Zusammenhang der Rhapsodie

anfängt; 2. aus Furcht vor meinen Lesern, da ich feierlich dem großen Haufen und der Menge resignirt habe; 3. aus Furcht vor solchen Kunstrichtern als Fulbert Kulm, die nicht so viel Spleen und lange Weile zu verlieren haben, als ich — Zeilen zu pflanzen, deren Wachstum von Sonne, Boden und Wetter abhängt."

mit der Kabbala nicht verfehlen können." (Br. 99.) Das klassische Altertum und das Wort der Offenbarung haben beide, ein jedes in seiner Art, auf H. so gewirkt, daß er in seiner Aesthetika der Hermeneut der Hermeneuten Gottes geworden ist. —

Dem Titel ist noch die Stelle Richt. 5, 30 beigegeben, wie mir scheint, zur derben Verspottung der laut triumphirenden und überwundenen Kritiker, wie denn H. schon nach der Herausgabe der sokratischen Denkwürdigkeiten mit den Worten Deborahs über den erschlagenen Unterdrücker des Volkes Gottes frohlockt hatte. (Br. 65.) Die Rückseite des Titels trägt die Worte Elihus im Buch Hiob 32, 19—22, um auf den innersten Drang hinzuweisen, der den Autor zwang, ohne irgend ein Gelüste nach Menschenruhm der spottenden Mitwelt seine Lebensüberzeugung auszusprechen, damit er nicht ob einer Verflechtung in den Zeitgeist von Gott hinweggerafft würde.

Mit dem Verständnis des Titels ist auch das Verständnis der Schrift selbst im wesentlichen gegeben; sie enthält die Grundlinien einer Aesthetik zu sämmtlichen Werken des ersten aller Poeten. H. nennt sie darum anderswo auch den Keim der Kreuzzüge des Philologen (Br. 97), die fähigen Köpfen ein Wegweiser zum Verständnis der Autorschaft Gottes sein wollen. „Alle Stralen, sagt Roth, die in den sokratischen Denkwürdigkeiten und in den Kreuzzügen sich ergossen haben, sind hier in einem Lichtkern vereinigt." Versuchen wir, diese Stralen zusammen zu fassen: Die Natur, der Mensch mit seinen Gaben und seiner Geschichte und die Offenbarung sind Worte, in denen Gott sich über sich selbst ausspricht. Wiewol Gott seine Sprache nach dem Wesen und den Organen derer, zu welchen er redet, einrichtet, so ist sie doch nur dem verständlich, welcher das Leben Gottes in sich trägt, wie überhaupt jede Rede und Sprache nur durch die geistige Verwandtschaft mit dem Redenden aufgeschlossen wird. Wer das Leben Gottes nicht in sich aufgenommen hat, dem bleiben alle Worte Gottes stumme, törichte Hieroglyphen, die durch keine Arbeit des Kopfes entziffert werden. Das gilt von jedem, vornehmlich aber vom vornehmsten Worte Gottes. Alle menschliche Kunst und Wissenschaft, Poesie,

Geſchichte, Philoſophie und Theologie hat, wenn auch in verſchiedener Weiſe, die eine Aufgabe, die göttliche Autorſchaft verſtehen zu lernen und zu lehren. Wie die Ebenbildlichkeit Gottes dem Menſchen ſeinen ewigen Wert gibt, ſo hat alle menſchliche Autorſchaft nur inſoweit Bedeutung, als ſie ein Bild der göttlichen Autorſchaft iſt. Alle andere, wie ſie gleißt und ſich ſpreizt, wird am Tage der Muſterung vom Urautor wie unnützes Papier ins Feuer geworfen. Dies Alles der Mit- und Nachwelt zu bezeugen, iſt das Ziel der Aeſthetika, wie überhaupt der H.'ſchen Muſe. Ihre erſte Aufgabe iſt die Forträumung der Spreu und des Schuttes, worunter die zeitgeiſtigen Autoren die Gottes-Sprache begraben haben. Darum: „Nicht Leier! — noch Pinſel! — eine Wurfſchaufel für meine Muſe, die Tenne heiliger Literatur zu fegen!“ —— Ein Michaelis mit ſeiner Schaar lagert ſich allezeit auf ſie wie ein erdrückender Alp; aber unſichtbar ſchwebt noch ein anderer Michael, ein Erzengel, darüber, der ſie lebendig macht, und mit ihren unſcheinbaren Worten, die nur ſchönen Eſelinnen gleichen (vgl. S. 205. 214.), über die ſtolzen Hengſte klaſſiſcher Sprache im Wettlaufe ſiegt, wie ſchon der weiſe Idiot Griechenlands durch die kunſtloſe Demut der Sprache triumphirte und nur zum philologiſchen Wortwechſel mit den Prieſtern und Sophiſten des Zeitgeiſtes Eutyphrons ſtolze Hengſte ſich borgte.

Wollte Gott einmal mit den Menſchen reden, ſo mußte er es in einer Sprache thun, die dem Weſen und alſo auch der Sprache des Menſchen analog iſt.*) Der Menſch iſt Leib und Geiſt. Darum

---

*) „Ich wundere mich, wie es dem weiſen Baumeiſter der Welt hat einfallen können, uns von ſeiner Arbeit bei dem großen Werk der Schöpfung gleichſam Rechenſchaft abzulegen; da kein kluger Menſch ſich leicht die Mühe nimmt, Kinder und Narren über den Mechanismus ſeiner Handlungen klug zu machen. Nichts als Liebe zu uns Säuglingen der Schöpfung hat ihn zu dieſer Schwachheit bewegen können. Wie würde es ein großer Geiſt anfangen, der einem Kinde, das noch in die Schule ginge, oder einer einfältigen Magd von ſeinen Syſtemen und Projekten ein Licht geben wollen? Daß es aber Gott möglich geweſen uns zwei Wörter über den Urſprung der Dinge vernehmen zu laſſen, iſt unbegreiflich, und die wirkliche Offenbarung darüber ein

ist die Poesie seine Muttersprache, wie überhaupt die unmittelbare Darstellung des Lebens, nicht das Abstrakte, das Erste ist und zugleich das Schöne. Die Rede unserer Urahnen nach langem Schweigen war ein geflügelter Lebensspruch, kein System in Folianten. Das leiblich-geistige Leben des Menschen hat zu Organen seiner Aeußerung, wie seines Verständnisses Sinne und Leidenschaften. (S. 32.) Darum redet und versteht der Mensch nichts als Bilder.*) „In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit." Aus diesen Gründen ist auch die Sprache, in der Gott zu Menschen redet, keine rein geistige, abstrakte, begriffliche; ihre Worte sind vielmehr leiblich-geistig, sind Bilder, Thatsachen, Personen.**) Ein Typus dieser Gottessprache ist das erste Wort: Es werde Licht! Mit dem Aufstralen des Lichtes beginnt die Schöpfung zu sprechen, und der Mensch zu verstehen. Vor dem Lichte ist die Welt ein dunkles, stummes Geheimnis. „Licht ist die allenthüllendste Sprache

---

ebenso schönes Argument seiner Weisheit, als ihre scheinende Unmöglichkeit ein Beweis unsers Blödsinns. — Ein Weltweiser lieset aber die drei Kapitel des Anfangs mit eben solchen Augen, wie jener gekrönte Sterngucker den Himmel. Es ist daher natürlich, daß lauter excentrische Begriffe und Anomalien ihm darin vorkommen; er meistert also lieber den Heiligen in Israel, ehe er an seinen Schulgrillen und systematischem Geist zweifeln sollte." Zugabe zweener Liebesbriefe. II, 448. 49.

*) Die Geist-Leiblichkeit und damit die Gebundenheit an den bildlichen, poetischen Ausdruck kann auch durch die abstrakteste Abstraktion nicht aufgehoben werden. Verstand, Vernunft, Begriff u. s. w. stammen von stehen, nehmen, greifen u. s. w., sind also Bilder. Selbst die Kunstausdrücke einer Hegelschen Philosophie können von diesem Gesetze nicht loskommen.

) Vgl. des Ritters von Rosencreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache. IV, 33: „Jede Erscheinung der Natur war ein Wort, — das Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer geheimen, unaussprechlichen, aber desto innigeren Vereinigung, Mitteilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen. Alles, was der Mensch am Anfang hörte, mit Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort, denn Gott war das Wort." „Der Wachterschen concordia naturae et scripturae gemäß, und da „die alten Erfinder **Alles auf einmal setzen wollen," wird wol das erste Wort weder ein Nomen noch ein

vom Throne Gottes."*) Das creatürliche Licht öffnet nicht nur der Schöpfung den Mund; es redet weissagend auch von dem ewigen, göttlichen Lichte, ohne welches die ganze Geisteswelt im Menschen eben so stumm ist, wie die sinnliche, und das allein auch jene zu einer für den Menschen verständlichen Rede macht. Eine solche Gottessprache, wie das Licht, redet die ganze Schöpfung. Denn sie ist „die sinnliche Offenbarung der Herrlichkeit Gottes." Sie ist also nicht blos sichtbare Materie; sie hat etwas Unsichtbares, was vom Urgrunde des Lebens redet, was ebensowenig, wie das Leben Gottes, von den Sinnen jemals gesehen und gezeigt werden kann. Am sprechendsten ist dies natürlich beim „Meisterstück" der Schöpfung, dem Menschen, der zugleich das Meisterstück der sinnlichen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes ist. „Gott schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; — — zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Ratschluß des Urhebers löst die verwickeltesten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf." Er ist leiblich, sinnlich, und er ist geistig, göttlich. Er ist sichtbar und doch sein eigenstes Wesen unsichtbar wie Gott. „Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das Aeußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einher gehen; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns; — exemplumque DEI quisque est in imagine parva." Auch die erste Nahrung und Kleidung des Menschen ist ein redendes Bild seiner Geschichte.

Verbum gewesen sein, sondern wenigstens ein ganzer Periode." (Philologische Einfälle und Zweifel IV, 62.) In der Anmerkung gibt H. zu bedenken, daß eine Sprache ebenso möglich sei, ohne unsere Grammatik als ohne unsere Zunge und Oeffnung des Mundes. S. 89: „Eine Sprache ohne Grammatik (welche wahrscheinlich erst nach der Buchstabenschrift erfunden) ist nicht nur möglich, sondern auch wirklich vorhanden — als das einzige Urbild einer uralten Sprache des menschlichen Geschlechts. — — Ihr Männer von Europa! fürchtet ihr euch, oder schämet ihr euch, euer Auge aufzuthun und Thatsachen zu lesen, welche in euerm eigenen Lande und von euern Brüdern ans Licht gegeben werden?"

*) Franz v. Baader, Tagebuch v. J. 1787. Schluß.

Nicht die Notdurft bewog den Morgenländer, sich mit Thierhäuten zu kleiden, sondern der unbewußte Drang, dadurch sinnbildlich zu erzälen, daß ihm durch seinen Verderber, der auch ein Dichter*) ist, „die allgemeine Bestandheit thierischer Charactere" bekannt geworden, „die den ersten Menschen bewog, unter dem gelehnten Balg eine anschauende Erkenntnis vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen — — —"

Also ist die Schöpfung „eine Rede Gottes an die Creatur durch die Creatur," eine so deutliche, daß man den Sprecher und sie selbst sehen kann, daß sie Tag und Nacht fort tönt und überall und in jeder Mundart gehört wird. Indes haben wir, wie die Erfahrung zeigt, an diesem großen Gedichte Gottes nur Turbatverse**) oder disjecta membra poetae. „Diese zu sammeln, ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen, oder noch kühner! — — sie in Geschick zu bringen, der Poeten bescheiden Teil." Das ist in der That eine kurze, aber umfassende Erklärung von der Aufgabe ächter Wissenschaft und Kunst. — Alles Reden ist ein Uebersetzen, und zwar aus einer

*) Dem Poeten am Anfange der Tage, dessen Dichtungen Wahrheit, Leben, Thatsache sind, stellt H. den Schöpfer einer andern Welt von Dichtungen entgegen, die Erdichtungen, wesenlose Lug- und Truggebilde sind. Beide Dichterväter haben ihre Kinder und Jünger, deren Poesie sich ebenso von einander unterscheidet, wie die ihrer Väter. Von der letztern Art sagt er: „Wenn die Poeten die Kunst besitzen, die Lügen wahrscheinlich zu machen, so ist es vielleicht ein Vorrecht der Philosophen, der Wahrheit ihre Glaubwürdigkeit zu entziehen, oder sie selbst unwahrscheinlich zu machen. Sie erfüllen ihr großes Versprechen, unsere Augen aufzuthun, mit verbotenen Früchten, die unklug machen." (Br. 12.) Eine mehr als poetische Licenz vergöttert die allgemeine Menschenvernunft zu einer wirklichen Person. (IV, 145.) Die Geschichtskunst unserer Voltairen nennt er poetisch (IV, 377), ebenso die Illusionen der apokalyptischen Bestie, des Lügenpropheten, (VI, 30) u. a. St. Von der erstern Art der Poesie sagt er, man könne über Gott denken nach metaphysischen Begriffen als ein Sophist, in Betrachtungen als Philosoph, in Begeisterung als Christ oder Poet. Wundern Sie sich nicht, daß dies Synonima sind. (I, 414.)

**) Verse, deren Worte umgestellt sind, damit die Schüler zur Uebung in der Metrik sie wieder in die Versordnung bringen.

höhern Sprache in eine niedre, in eine ſolche, die ein ganz anderes Grundweſen hat und verſchiedenen Geſetzen folgt: Gedanken werden in Worte, Sachen in Namen, Bilder in Zeichen überſetzt. Dieſer Zeichen ſind vornehmlich dreierlei: unmittelbar von Gott herrührende Ausprägungen ſeiner Gedanken, — Natur und Schrift — welche H. poetiſch oder kyriologiſch nennt, weil ſie die ſchönſte und lebendigſte Geſtalt haben und zugleich im eigentlichſten Sinne κυρίου λόγοι, Worte des Herrn ſind, ſodann geſchichtliche Ereigniſſe, welche, da die äußere That der Menſchen den Gedanken Gottes verhüllt, nur wie Symbole und Hieroglyphen von Gott reden, endlich Gedanken und Auslegungen der Menſchen über Gottes Gedanken und Thaten, die charakteriſtiſch genannt werden können, weil ſie, wenn Wahrheit, die charakteriſtiſchen Grundlinien des göttlichen Planes zeichnen, oder, wenn menſchlicher Wahn, ihre Urheber charakteriſiren.

Die Rede Gottes an die Menſchen iſt alſo eine Ueberſetzung. Aus der Ueberſetzung allein kann das Original unmöglich verſtanden werden. (Vrgl. S. 215.) Vielmehr gleicht ſie der verkehrten Seite gewebter Tapeten, welche wol den Stoff, aber nicht die Kunſt des Werkmeiſters zeigt, oder einer Sonnenfinſternis, welche in einem Gefäß voll Waſſer in Augenſchein genommen wird. Die wahre Wiſſenſchaft kann nicht aus der Ueberſetzung, ſondern nur aus dem Original geſchöpft werden. Das iſt unbeſtritten. Und da das Original nur von dem, der die Originalſprache verſteht, oder mit andern Worten beim Licht der Offenbarung zu leſen iſt, ſo „erleuchtet Moſis Fackel ſelbſt die intellektualiſche Welt, die auch ihren Himmel und ihre Erde hat.“ Die Wiſſenſchaft, welche nur aus der Ueberſetzung ſtammt, iſt die Erde der intellektualiſchen Welt; oder mit einem andern Bilde, eine kleine Wolke aus dem Meer, groß wie eine Manneshand, immer unter dem Gewölbe unſerer Dunſtkugel verharrend. Die Wiſſenſchaft, welche aus dem Original ſelbſt geboren wird, iſt der Himmel oder das Gewäſſer über dem Gewölbe unſerer Dunſtkugel, ein gläſern Meer, als Kryſtall mit Feuer gemengt. Dieſer Unterſchied zeigt ſich augenſcheinlich bei dem Mittelpunkt der Wiſſenſchaft, dem Menſchen ſelbſt.

Der Rat Gottes, das Original, heißt: „Laßt uns Menſchen machen, ein Bild das uns gleich ſei, die da herrſchen!“ und die That, oder die Ueberſetzung des Rates in die Sichtbarkeit: „Und Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenklos.“ Die Wiſſenſchaft vom Menſchen, welche an der Ueberſetzung haftet, kennt nur den Erdenklos; die Wiſſenſchaft, die aus dem Original ſchöpft, iſt eine andere. Alſo iſt der Menſch, darum auch die Geſchichte des Menſchengeſchlechts wie eine Hieroglyphe. Man ſieht Formen und Geſtalten, man kann die Formen und Geſtalten unterſuchen, beſchreiben, zergliedern, kennen, preiſen, und verſteht doch ihr Weſen und ihre Bedeutung nicht, hat Zeichen ohne Wert und Leben, bis man die Originalſprache kennt, deren Ueberſetzung ſie ſind.

Eva, die erſte des ſchönen Geſchlechts und der Anfang einer lebendigen Oekonomie Gottes, iſt auch das Original für die ächte Schönheit und ſyſtematiſche Oekonomie menſchlicher Autorſchaft: d. h. was, wie Eva, aus dem Leben geboren und ein Abbild des Lebens iſt, das iſt ſchön, das trägt trotz kräftiger Antitheſen doch die ächte ſyſtematiſche Oekonomie an ſich.*) Die wenigen Edeln, die hierin Einſicht haben, ſind berufen, aus dem ächten und wahren Leben eine Wiſſenſchaft und Kunſt zu geſtalten, und dies Gebilde, an dem gearbeitet wird, während die Mitwelt in tiefem Schlafe liegt, wird von der aus dem Schlaf erwachenden Zukunft mit freudigem Erſtaunen für die ächte Muſe, das treue und ſchöne Abbild ihres Lebens, erklärt werden.

Jene Zeitgenoſſen freilich, welche kein Organ für die Auffaſſung des ganzen und vollen Lebens haben, ſondern nur vereinzelte Seiten und Kräfte deſſelben verſtehen wollen oder können, werden eine derartige Autorſchaft immer ſo behandeln, wie die H.'ſche behandelt iſt. Sogenannte Philoſophen wie Moſes Mendelsſohn und ſeines Gleichen, welche verſtändig ſein und Menſch ſein für ziemlich gleichbedeutend erklären, ſuchen in der Autorſchaft nicht das

*) Zur Beſtätigung, daß dies H.'s Meinung, dient folgende Stelle aus dem Klaggedicht. II, 171: „Wo findet man ſtärkere Antitheſen, als in Zweien, die ein Fleiſch ſind? Die Nachahmung derſelben in meinen Copieen iſt alſo von Niemanden zu verdammen.“

ganze, volle, geheimnisreiche Menschenleben, sondern nur Verständigkeit; sie stellen die Zumutung, den Schriftsteller ohne den Menschen zu denken, und vollziehen also eine Abstraktion, die ein erdichtetes, kein wahres Bild vom Menschen gibt. Solchen Schriftstellern ruft H. zu: „Wagt euch nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen Geheimnissen vollendet zu sein. Die Sinne aber sind Ceres, und Bacchus die Leidenschaften; (S. 32.) — alte Pflegeeltern der schönen Natur;" d. h. wagt euch nicht in Kunst und Wissenschaft, wenn ihr nicht in das Verständnis des reichen, geheimnisvollen, ganzen Menschenlebens, dazu auch Sinne und Leidenschaften im H.'schen Sinne gehören, eingeweiht seid.

Wenn nun gar ein Theologe, wie Michaelis und sein Anhang, über jene geheimen Bücher, die aus dem Leben Gottes stammen, zu schreiben anfängt, ohne das Leben aus Gott als Schlüssel zu gebrauchen, wird er, auch wenn er als gelehrter Mann sehr vieles weiß, dieselben besser verstehen können als ein Kind, das sich noch im bloßen Buch-sta-bi-ren übt, des Amos Commenius Orbis pictus? „Wahrlich, wahrlich, wahrlich, Kinder müssen wir werden, wenn wir den Geist der Wahrheit empfahen sollen, den die Welt nicht fassen kann, denn sie sieht ihn nicht, und (wenn sie ihn auch sehen sollte) kennt ihn nicht." Die Fibel schon kann ein Exempel sein, wie man die Bibel erklären muß. Die Elemente des A B C in ihrer unendlichen Zusammensetzung erinnern uns an Ideen, und dies zu thun, ist die eigentliche Bedeutung des A B C. Wer durch die Zeichen der Buchstaben, den Schall der Laute und Worte sich zu der bezeichneten Sache hinführen läßt, ist der ein unwissenschaftlicher Schwärmer? läßt er dadurch die natürliche Bedeutung des A B C verloren gehen? Oder ist jener der Mann der Wissenschaft, welcher, um die natürliche Bedeutung der Elemente des A B C zu retten, nicht die Ideen sieht, welche sie im Geiste erwecken wollen? Gleichwol wird Jeder, welcher auf den Kern des Lebens hinweist, und ihn, und nicht die Schale für das Wesen und Leben erklärt, demjenigen für thöricht gelten müssen, der diesen Lebenskern nicht kennt, aber in seinem mathematisch konstruirten

oder von Witz und Gelehrsamkeit triefenden Gedankennetze das Leben zu fangen vermeint. Aber diese Thorheit wird die Meister in Israel, welche durch bloße grammatische, historische, antiquarische oder tausend andere, nicht in den Lebenskern dringende Kenntnisse die Rede Gottes auslegen wollen, indem sie deren innerstes Herz totschlagen oder hinweg disputiren, sie wird diese Meister mit freudigem Mute fragen: „Falls man die ganze, verdienstliche Gerechtigkeit eines Schriftgelehrten auf den Leichnam des Buchstabens erhöht: was sagt der Geist dazu? Soll er nichts als ein Kammerdiener des toten oder wol gar ein bloßer Waffenträger des tötenden Buchstabens sein?*) Das sei ferne." An dem wankelmütigen Wetterhahn (vrgl. IV, 146.) einer nicht aus dem Leben Gottes geborenen Wissenschaft sieht man wol, woher der sie beselende Geist kommt, oder vielmehr, wohin er fährt.

Wer die Rede Gottes, den Text, nicht versteht, erfindet Lesarten. „Die Meinungen der Weltweisen sind Lesarten der Natur und die Satzungen der Gottesgelehrten Lesarten der Schrift." Man muß sich durch sie nicht vom Urtext, auch wenn er einmal unverständlich ist, abbringen lassen, sondern an dem Kanon festhalten: „Der Autor ist der beste Ausleger seiner Werke." Dies gilt im höchsten Maße von den Werken des ersten Autors, er mag durch Geschöpfe (Natur), durch Begebenheiten (Geschichte) oder durch die Sprache des Heiligtums (Offenbarung) reden.

„Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur, die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menschen dem Menschen hat offenbaren wollen." Die verschiedenen Bücher Gottes haben also zwar jedes seine Sprache und seinen Zweck; aber die Einheit des Autors spiegelt sich bis in

*) In den Anmerkungen setzt H. die Winke im Text, daß nur das Leben das Leben zu verstehen vermag, näher auseinander. Die eine schließt: „Weil Moses das Leben im Blute setzt, so gräuelt allen getauften Rabbinen vor der Propheten Geist und Leben, wodurch der Wortverstand, als ein einzig Schoßkind ἐν παραβολῇ aufgeopfert und die Bäche morgenländischer Weisheit in Blut verwandelt werden."

dem Dialekte seiner Werke. Ein Ton geht durch alle hindurch. Die Beweisung der herrlichsten Majestät und leersten Entäußerung. In der Natur, Geschichte und Offenbarung findet sich das Wunder jener unendlichen Ruhe, Selbstentäußerung, Selbstverbergung Gottes, die ihn so sehr dem Nichts gleich macht, daß man entweder ein „Vieh" sein, oder sein Dasein aus Gewissen leugnen muß, und in allen doch wieder das Wunder einer solchen unendlichen Kraft, die Alles in Allem erfüllt, daß man sich vor seiner innigsten Zuthätigkeit nicht zu retten weiß. Aus dieser wesentlichen Einheit des Stils in Schöpfung, Geschichte und Offenbarung folgt die Einheit ihres Urhebers.

Ein Mensch kann sich in seinem Dünkel wol aufblähen und in seiner Niedrigkeit wol wegwerfen, aber sein Wesen und Wort trägt nicht den Stempel, weder der Majestät noch der Selbstentäußerung und Demut, die den Stil der Schrift charakterisirt; noch weniger kann er aus der Demut und Selbstentäußerung Majestät, und aus der Majestät Demut und Selbstentäußerung hervorleuchten lassen: das ist ein ausschließliches Attribut Gottes und der Sprache Gottes. Man vergleiche aus diesem Gesichtspunkte mit Ernst die Sprache der Bibel und jener Schriften, die vor allen als klassisch gelten!

Wie der Mensch selbst das Bild Gottes ist, so muß die menschliche Autorschaft ein Bild der göttlichen sein; Gott muß, wie den Mittelpunkt seiner eigenen göttlichen, so auch aller menschlichen Autorschaft bilden, oder letztere bleibt Spreu. Um mit der Poesie zu beginnen, so erklärt selbst ein Voltaire beinahe die Religion für den Eckstein der epischen Dichtkunst und beklagt nichts mehr, als daß seine Religion das Widerspiel der Mythologie sei. Die klassische griechische Poesie von Homer an bis auf Aristophanes ist die Darstellung der griechischen Religion, die der Schatten einer helleren Sonne, der griechische Widerhall einer älteren und reineren Stimme ist. Bringt unsere Theologie nicht einmal so viel Wahrheit und Leben in die Poesie, wie die Mythologie in die griechische; „so ist es schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen, geschweige zu übertreffen. Taugt aber — aus dem angeführten

Grunde — unſere Dichtkunſt nicht, ſo wird unſere Hiſtorie noch magerer als Pharaons Kühe ausſehen; doch Feenmärchen und Hofzeitungen erſetzen den Mangel unſerer Geſchichtſchreiber.“ Wird nämlich Gott nicht als die Wurzel und das Ziel der Geſchichte erkannt, ſo werden entweder die Ereigniſſe in der großen Welt zuſammenhangslos ausposaunt und regiſtrirt, — das gibt Hofzeitungen, — oder es wird ihnen ein nicht wirklicher Urſprung, Zuſammenhang und Zweck angedichtet und mit buntem Dämmerlichte beſtralt, ganz wie wirs als Kinder in den Feenmärchen geleſen haben. „An Philoſophie lohnt es gar nicht der Mühe zu denken: deſto mehr ſyſtematiſche Kalender! — mehr als Spinnweben in einem verſtörten Schloß.“ Denn wer den nicht ſchaut, der alle Dinge trägt mit ſeinem kräftigen Worte, kann keinen Urſprung, Zuſammenhang und Zweck der Dinge und Erſcheinungen entdecken; er erfindet Hypotheſen, und ſpinnt ſie, um die Einzeldinge doch in eine Einheit zuſammen zu zwingen, zu Syſtemen auseinander und ineinander, die wie Kalender nach einem Jahre als unbrauchbar bei Seite geworfen werden. Aber die Lügen werden bewieſen und von den leichtgläubigen, ſpottweiſe ſo genannten Zuhörern, — die wenn ſie hören könnten, Gewalt ſchreien würden, — als Weisheit und Wahrheit geprieſen. —

Aber wozu Religion in der Kunſt und Wiſſenſchaft? Poeſie iſt ja eine Nachahmung der ſchönen Natur, und wir haben in unſerer Zeit auf dem Gebiete der Natur ſo gewaltige Entdeckungen gemacht, daß dieſe doch wol eine abgeſchmackte Fabellehre vertreten könnten. Alle ächte Poeſie ruft: Es iſt unmöglich. Denn die Natur wirkt durch Sinne und Leidenſchaften, d. h. durch das ganze, einheitliche Leben des Leibes und der Sele, das im abſoluten Leben ſeinen Grund hat. Iſt Natur und Poeſie, von dieſem gelöſt, ſo ſind beide Leichname.

Die jetzige Philoſophie beruht auf Abſtraktionen. Vom ganzen, vollen Leben, — und nur das ganze, volle, einheitliche Leben iſt Natur, — abſtrahirt ſie die innerſten und mächtigſten Lebenskräfte, arbeitet mit einer einſeitigen Lebenskraft und gibt nun das Gebilde dieſer für das ganze und wahre Leben aus. Darum, wie ſehr die

abstrahirende Philosophie auch schäumen mag, bleibt es bei der Anklage, die schon Baco erhebt: Die heutige Philosophie schindet die Natur, räumt sie aus dem Wege.*) Sie ist also eine mord-lügnerische. Sie verlangt nicht, daß die lebendige Natur nachgeahmt werde, sondern die von ihr geschundene; wer die ächte, lebensvolle Natur nachahmt, würde von ihr ebenso, wie diese selbst, geschunden. —

Wenn man von allen Lebenserscheinungen bis auf Gott, das absolute Leben, zurückgeht, dann stralt, alles beherrschend, überall der eine Gott und die eine Wahrheit gleich der Sonne, und das ist der Tag. Bleibt man aber durch Abstraktion bei dem kreatürlichen Leben stehen und sucht in ihm das eigentliche Leben, dann werden tausend Lichterlein geschaut, unter denen das kleinste Mondlicht noch als das größeste und hellste erscheint, das ist die Nacht. Freilich verlieben sich in die Nacht jene Art von Poeten, welche an die Stelle der ewigen Lebensgebilde ihre erdichteten Schattengestalten setzen (S. 222), — und die Diebe, welche in der Finsternis dem Menschengeschlechte die realen Gotteswerke zu stehlen suchen. Aber der ächte Poet, der am Anfange der Tage, der durch sein Leben das Licht aufleuchten ließ, wird wie der Dieb in der Nacht über jene Poeten und Diebe kommen. —

Wer das Leben, das ächte, ganze Leben schädigt, der erstickt damit das aus demselben hervorgehende Licht, und „alle Farben der schönsten Welt erbleichen." Ist nicht das absolute Leben unser Gott, so wird der Bauch, ein Stück und noch dazu oft ein recht niedriges Stück des kreatürlichen Lebens unser Gott, der sofort, wie der wahrhaftige Gott, alles in uns und an uns unter seine Vormundschaft nimmt. So wird das kreatürliche Leben zuerst das Schlachtopfer der Philosophen, weil sie durch ihre Abstraktionen die Natur schinden, und dann ihr Götze, von dem sie beherrscht

*) Vrgl. S. 56. 64. In den philolog. Einfällen und Zweifeln heißt es: „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daß sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt hat und umgekehrt u. s. w." IV, 45. Vrgl. d. Abschnitt: Licht über H.'s Kampf u. s. w.

werden. Aber die Creatur sträubt sich gegen solche Tyrannei der abstrakten Wissenschaft und ringt nach Freiheit, die in der Ueberzeugung besteht, daß das höhere Leben das niedere versteht und demselben den Namen und die Stellung im großen Lebensorganismus gibt, die seinem Wesen entspricht.*)

Nur die rechte Erkenntnis vom Wesen des Menschen führt zum rechten Verständnis vom Wesen und Wert der Creatur, durch welches Treue und Glauben in der Natur bedingt ist. Wer sich nicht als Bild Gottes erkennt, kann auch in der Natur keine Rede Gottes vernehmen. Je mehr indeß der Mensch sein Wesen als das Ebenbild des unsichtbaren Gottes durchschaut, desto mehr schaut und preist er auch Gottes Leutseligkeit in der Natur. Jeder Eindruck, den die Natur auf den Menschen macht, weist über die Natur auf den Herrn derselben, weil auf den, der göttlichen Geschlechts ist, nur das Eindruck machen kann, was in irgend einer Weise von Gott zeugt. Umgekehrt ist jede Gegenwirkung des Menschen in die Natur, wodurch er dieser sein Bild einprägt, Brief und Siegel von unserm Anteil an der schaffenden, herrschenden, göttlichen Natur. —

Um die Autorschaft Gottes zu verstehen und die menschliche in das Bild derselben zu gestalten, ist darum eine Muse nötig, die wie die göttliche, das ganze Leben darstellt, und es wagt, „den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstraktionen**) zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen ebenso sehr verstümmelt

---

*) Vrgl. IV, 33. „Noch war keine Creatur, wider ihren Willen, der Eitelkeit und Knechtschaft des vergänglichen Systems unterworfen, worunter sie gegenwärtig gähnt, seufzet und verstummt."

**) In der Anm. führt H. folgende Worte Bacos an: Sciant homines, quantum intersit inter humanae mentis Idola et divinae mentis Ideas. Humanae mentis Idola nil aliud sunt quam abstractiones ad placitum: divinae mentis ideae sunt vera signacula Creatoris super creaturas, prout in materia per lineas veras et exquisitas inprimuntur et terminantur . . . Alle Werke der Natur, sagt er öfter, müsse man nicht nur als beneficia vitae, sondern auch als veritatis pignora benutzen.

werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und geläſtert wird." Das eigentliche Leben der Dinge iſt ihre Beziehung zum abſoluten Urleben; wer vom Leben des Einzeldinges abſtrahirt, abſtrahirt damit auch vom Urleben, verſtümmelt jenes, unterdrückt und läſtert dieſes. — Durch die Abſtraktion alſo wird das Leben, darum auch alle Kunſt und Wiſſenſchaft verſtümmelt. „Verſucht es einmal die Iliade zu leſen, wenn ihr vorher durch die Abſtraction die beiden Selbſtlauter *α* und *ω* ausgeſichtet habt und ſagt mir eure Meinung von dem Verſtande und Wolklange des Dichters. *Μῆνιν ειδε Θε Πηλη δε χιλῆος.*" Wer will denn das große Gedicht Gottes, das Himmel und Erde, Natur und Geiſt, Geſchichte und Offenbarung umfaßt, verſtehen, wenn man von dem darin tönenden einzigen Selbſtlauter, dem *A* und *Ω*, dem Erſten und Letzten, dem Urquell des Lebens abſtrahirt!

Seltſam! dieſelben, welche das Leben durch Abſtraktionen verſtümmeln, ſetzen an die leere, abgeſchnittene Stelle ſo viele eigene Lesarten, Vermutungen, Behauptungen, daß von dieſen wie von einer Sindflut der eigentliche Text der Natur überſchwemmt und ihre Schönheiten und Reichtümer zu Waſſer gemacht werden. Was ſind alle Wunder, welche die Götter der Mythologie gethan haben, um das menſchliche Geſchlecht zu überreden, gegen die Wunder der Abſtraktion, durch welche die philoſophiſchen Götter ihre Anbeter zum Glauben an ſich locken! Wer kann es verſtehn, daß man das durch Abſtraktion geſchundene Leben für Wahrheit, Weisheit, Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion u. ſ. w. preiſt, ſich darin verliebt und das ganze, volle Leben von ſich ſtößt! Man reißt der Natur das Leben aus dem Leibe, macht ſie blind, und dann ſoll ſie die Wegweiſerin der Menſchen ſein. Es gibt zwei Hauptzweige der abſtrahirenden Philoſophie, die eine, dem Epikuräismus gleich, die in groben oder feinen Genuß aufgeht, nur an die Weide des Selbſt denkt, das Ich zum Mittelpunkt macht und auf das Ich auch alles bezieht, abſtrahirt von dem Leben, was außer dem Ich iſt, und ſticht ſich damit die Augen aus, ſo daß ſie das objektive Leben nicht ſehen kann. Die andere, dem Stoicismus gleichend, die vom Objecte, dem Univerſum ausgeht, das perſönliche Leben wie die einzelne

Woge in den Ocean verschwimmen läßt, und damit alles in gröbere oder feinere Naturnotwendigkeit und Fatalismus auflöst, abstrahirt von dem eigenen Leben und dessen tiefsten Erfahrungen, die uns bezeugen, daß der Mensch als Bild Gottes zur Freiheit, Selbstständigkeit, Persönlichkeit berufen ist und wirft sich damit selbst in Ketten, „um desto rührender über des Schicksals diamantne Fesseln in vermischten Gedichten fistuliren zu können."

Wenn auch die Leidenschaften, d. h. die Triebe des ganzen und vollen Seelen- und Geisteslebens, oft zu Gliedern der Unehre geworden sind, so bleiben sie doch Waffen der Mannheit. Wer als Diener der Vernunft durch Abstraktion die Kraft des Lebens ausschneidet, um die Krone der Wissenschaftlichkeit zu erlangen, versteht den Buchstaben der Vernunft um nichts besser, als Origenes den Buchstaben der Schrift, da er um des Himmelreichs willen sich selbst zum Verschnittenen machte. Wer durch Abstraktion am meisten gegen sich selbst sündigt, am meisten vom ganzen Leben außer Acht läßt oder wegschneidet, den macht der Fürst dieses Aeons zu seinem größten Liebling.

Das sind Mönchen-Gesetze (S. 56), welche die Philosophen stellen, wenn sie sagen: Abstrahire! nimm nicht aus dem ganzen, vollen Leben Nahrung für dein Leben, sondern sättige dich mit Begriffen, denen das Lebensblut ausgesogen ist. Die Gesammtheit der Lebenstriebe gibt den Gebilden der Vernunft Saft und Kraft, im Leben wie in der Wissenschaft und Kunst, wie das Jeder sehen kann, der will. Wie im Leben Gottes die göttliche Autorschaft, so liegt im fruchtbaren Schoße der Lebenstriebe auch die Empfängnis, Geburt und Vollendung menschlicher Werke vor den Sinnen verborgen.

Um das Leben zu lernen, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten. Aber Leben lernt man nicht durch bloßes Erinnern, und die Griechen sind nicht die Quelle des Altertums, in der das Leben sprudelt. Weil man selbst eigentlich nicht weiß, was man in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundert, so gerät man durch den hoffärtigen Götzendienst gegen die Antike in Fluchen und Widersprechen gegen das wahre Leben. Griechen und Römer zeigen, daß im kreatürlichen Leben nicht die

Schönheit und Kraft des vollen Lebens ist; man lernt in ihnen das Bild des eigenen, hinfälligen Naturlebens kennen, vergißt aber trotz aller Bespiegelung in den Alten die eigene Gestalt, und ist, wie Narciß, das Urbild und die Wurzel aller sich schön dünkenden Geister, so in sich und sein Bild verliebt, daß man das Leben darüber verliert.

Das Leben und Heil kommt von den Juden; in der Schrift und im persönlichen Wort Gottes ist das Leben Gottes vollendet erschienen, auf das die Natur hinweist. Das Leben Gottes in Natur und Schrift sind die Materialien der Gott nacheifernden Autoren. Aber um Natur und Schrift buhlen auch die Weltweisen und Schriftgelehrten, wie die frechen Freier um Penelope, die sich, scheinbar ihnen unterthan, ihrer kräftigst erwehrt, bis der verhöhnte, mit Füßen getretene Bettler erscheint, die schönen, stolzen Freier vernichtet und Penelopen als die seine umarmt. Ein Bettler dem Scheine nach, ein starker und weiser, von Gott geführter Dulder und Ringer dem Wesen nach wird erscheinen, und wenn er genug verhöhnt und mit Füßen getreten ist, den lärmenden, schwärmenden, übermütigen, tyrannischen Haufen der Weltweisen und Schriftgelehrten, welche mit Gewalt die widerstrebende Natur und Schrift zu ihrer Geliebten machen wollen, und von deren gestohlenen Schätzen sich aufputzen und weiden, wie Spreu vor dem Winde versagen, die Bettlerhülle abwerfen und als Herr des Hauses und Mann sich offenbaren, dem Natur und Schrift ihre Geheimnisse öffnen.*)

Wer das Leben, das in den Poemen Gottes pulsirt, nicht in sich trägt, dem ist ihre Sprache eine erstorbene; durch alle Mittel der Gelehrsamkeit, durch Studium des Arabischen und Hebräischen, der Sitten der Zeit und des Landes, der Religionsgebräuche und

*) „L'Evangile .... est .... l'Encyclopédie d'un Génie Médiateur, que la prédilection pour les cadets du monde matériel et spirituel suggéra le stratagème de participer au sang et à la chaire, l'uniforme de la nature humaine, pour détruire comme le Roi d'Ithaque en lambeaux de gueux, les rivaux de sa Pénélope, accusée à faux par les petits-maîtres Zoiles.“ Glose Philippique II, 370 ff.

magiſchen Fabeln des Orients u. ſ. w., wird ſie nicht von den Toten erweckt. (Vrgl. S. 189. 213.) Eine andere Magie, wie Bacon ſchon ſie andeutet, die eine scientia consensuum rerum universalium iſt, wird in der Natur Sterne und Zeichen aufleuchten ſehen, Stimmen erſchallen hören, die auf den großen König hindeuten, wenn man nur dieſe Magie ſo gut verſtände, wie die alten Magier aus Morgenland die ihre. Aber der Weg zu ihr iſt weit. H. kennt den kürzeſten Weg, der zugleich der köſtlichſte iſt, und den er mit einer Kraft und Erhabenheit des Stils beſchreibt, der dieſes Weges würdig iſt. Der Herr des Lebens ſelbſt muß mitten unter den Verächtern des Lebens Leben wecken, daß, von ihm geleitet und erleuchtet, auch heute wieder Magier in der Natur eine lebendige Wegweiſerin zum Fürſten des Lebens entdecken, ihn ſuchen, vor ihm niederknien und ihre Schätze des neuen, wahren Lebens und damit einer neuen, wahren Wiſſenſchaft und Kunſt ins Land bringen. Sie werden auch jetzt Könige äffen und vergeblich wird gegen das neue Kindesleben und deſſen Kindeslehre die philoſophiſche Muſe ſchnauben.

In die Lebensſpeiſe, die im Gefäße der h. Schriften verborgen liegt, haben Weiſe und Schriftgelehrte durch ihren Unverſtand oder gute Meinung tötende Früchte von den wilden Ranken ihrer Einſichten mit hineingemengt, ſo daß die Speiſe ſelbſt jetzt nicht mehr genießbar erſcheint. Wie iſt der Tod wieder herauszubringen? wie der erbitterte Geiſt der gemishandelten Schrift zu verſöhnen? So wenig Gott Ochſenfleiſch eſſen und Bocksblut trinken will, ſondern das Herz des Menſchen, das von ihm ſelbſt ſtammende, ihm verwandte Leben verlangt, ebenſowenig will die Schrift blos Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft auf dieſem oder jenem, oder allen Gebieten, ſondern das ihr verwandte Leben. „Weder die dogmatiſche Gründlichkeit phariſäiſcher Orthodoxen, noch die dichteriſche Ueppigkeit ſadducäiſcher Freigeiſter wird die Sendung des Geiſtes erneuern, der die heiligen Menſchen Gottes trieb (εὐχαίρως ἀχαίρως) zu reden und zu ſchreiben. — —“ Nur das Leben Gottes, wovon die ſtumme Natur in Bildern redet, welches dem Menſchen ſich mitgeteilt hat und im Menſchenſohn leibhaftig und vollendet erſchienen

iſt, öffnet die verſchloſſene Schrift. „Das erſte Zeichen, womit er die Majeſtät ſeiner Knechtsgeſtalt offenbart, verwandelt die heiligen Bundesbücher in alten, guten Wein, der das Urteil der Speiſemeiſter hintergeht und den ſchwachen Magen der Kunſtrichter ſtärkt. Lege libros propheticos non intellecto CHRISTO, quid tam insipidum et fatuum invenies? Intellige ibi CHRISTUM, non solum sapit quod legis, sed etiam inebriat.“ Adam muß tot ſein, wie Luther ſagt, ehe er den ſtarken Wein trinke, und nur durch ſeinen Tod kann den frevlen und hochfahrenden Geiſtern, die über die Rede Gottes kommen, ein Ziel geſteckt werden. Alſo hat die Rede Gottes, die in der Natur beginnt, und im Menſchen und ſeiner Geſchichte klarer wird, in der Offenbarung an Israel ihre deutlichſte Stimme beſitzt, im Gottes- und Menſchenſohne ihre Vollendung und ihre alleinige Erklärung.

Mögen in dieſer Zeit einer geiſtigen Hungersnot unſere witzigen Sophiſten unſere Speiſe einem Eſelskopf und Taubenmiſt gleichſchätzen: es kommt ein Tag, für die einen ein Sonntag, für die andern ſchwärzer als die Mitternacht, ſo poetiſch — als es der Herr der Heerſcharen nur denken und ausdrücken kann — an dem ſein Poem, ſeine Rede, die in der Knechtsgeſtalt ſeines Sohnes immer noch verhüllt war, ganz offenbar wird. Da werden unüberwindliche Flotten Spreu ſein, die Freude aber des Glaubens wird den Gipfel erreichen und ſeine allerletzte Thräne von Gott eigenhändig abgewiſcht werden.

Derſelbe Tag wird auch die, welche jetzt als Engel angeſtaunt werden, als die dummſten Dorfteufel offenbar machen. „Die Teufel glauben und zittern! — aber eure durch die Schalkheit der Vernunft verrückten Sinne zittern nicht.“ Man wird fortlachen, wenn man die Gläubigen bezeugen hört, daß das Leben und die Weisheit durch die Losſagung vom Leben und der Weisheit Gottes erſtickt. Man wird fortlachen, wenn man hört, daß Leute, dumm geachtet wie ſchnatternde Gänſe, das Capitol der geiſtigen Vaterſtadt entſetzen, oder Männer, ſchwarz und kreiſchend verſchrieen wie die Raben, einen anderen Elias ernähren, deſſen Geiſt die Schutzwehr und Waffe des geiſtlichen Reiches iſt. Man wird ſich

heimlich zu der Selbsttäuschung Glück wünschen, daß man das ächte Gottesleben in der Knechtsgestalt und am Kreuze für einen Missethäter ausgeben kann und dafür die Greuel des Unglaubens und Aberglaubens apotheosirt und koloquintisirt, d. h. als totbringendes Gift den Leuten in die Selenspeise streut. (2 Kön. 4, 39.)

Hier könnte die Aesthetica in nuce schließen. Aus der Erhabenheit indeß tritt Hamann noch einmal auf den Boden des Gewöhnlichen, um dem Leser noch eine Nuß zu reichen. Was sollen, fragt man, nach den erschütternden Reden die Bemerkungen über Klopstocks Metrum und Reimlosigkeit, über Homers Versmaß und den monotonen Gesang der Letten? Es ist das allerdings ein Hamannsches Rätsel, aber sicher auch eines, das Inhalt hat. Ich denke so: H. hat in seiner Aesthetik über die Poeme Gottes bis dahin nur von ihrem Inhalt und Leben gesprochen. Jedes Poem hat auch seine Form; darüber gibt er nun noch einen Wink. Die Form ist verschieden; Metrum oder nicht, Reim oder nicht, Abwechslung oder Monotonie, wir finden die größte Mannigfaltigkeit bei den Poeten. Das Beispiel der Letten möchte zeigen, daß alle Verse eines Volkes nach dem eingeführten Maßstabe ihrer Stimmen zugeschnitten sein werden. So sind alle Formen der Reden Gottes nach dem von ihm selbst eingeführten Maßstab der menschlichen Stimmen eingerichtet. H. spricht sich nicht deutlicher aus. Er gibt nur einen Wink, indem er schließt: Es würde zu viel Zeit erfordern, diesen kleinen Umstand (daß nämlich jeder ächte Volksdichter die Form seines Gedichtes nach dem Maßstabe der Stimmen seines Volkes bildet) in sein gehörig Licht zu setzen, mit mehreren Phänomenen zu vergleichen und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln — Er bricht ab, denn das große Publikum ist von dem, was er gesagt, schon so in Aufruhr versetzt, als ob das alte Chaos wiederkehrte. Nur noch ein Nachwort gibt er: „Laßt uns jetzt die Hauptsumme seiner neusten Aesthetik, welche die älteste ist, hören: **Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichts ist kommen, und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Wasserbrunnen.**“

Das ist die Aesthetik zu den Werken des Poeten im Anfang der Tage. Die Wurzel seiner Poesie ist das Wort: Ich will meine Herrlichkeit offenbaren! und der Schlüssel zum Verständnis seiner Poesie ist die Furcht Gottes, die dem Herrn die Ehre gibt und ihn anbetet. Es gibt keine andere Aesthetik zu den Werken Gottes, als diese älteste, die nur in jedem Menschenleben lebendig, neu und jung werden muß.

Zweiter Zeitraum.

1772—1776.

I. Neue Apologie des Buchstabens h

oder

Außerordentliche Betrachtungen

über die

Orthographie der Deutschen

von H. H. Schullehrer. Pisa 1773.*)

Der Exrector und Wolfianer Christian Tobias Damm, Moses Mendelssohns Lehrer im Griechischen, hatte in seinen „Betrachtungen über die Religion durch C. T. D.," wovon Auszüge im 8. Bande abgedruckt sind, sein erleuchtetes Jahrhundert so ergötzlich portraitirt, daß man auf den Einfall kommen könnte, ein Cervantes habe das Gemälde entworfen. Zum Schlusse gibt er noch „einige zufällige, zur Hauptsache sich passende Gedanken."

*) Warum Pisa? s. II, 67. IV, 34. 35. 295. Herder warnt er (13. Nov. 1773) wegen dessen Stiles: „Ei, liebster Freund, nehmen Sie sich für den alten Heinrich Schröder, in der Weißgerbergasse wohnhaft zu Pisa in Preußen, in Acht ꝛc." IV, 35 nennt er Königsberg Pisa Aestiorum mit der doppelten Anspielung auf Pisa, graue Erbse, das Gericht seiner Heimat, (II, 67 und IV, 295) und Pisa, der Stadt in Elis, wo die olympischen Kämpfe stattfanden. Er ist in doppeltem Sinne ein Pisanus, „ein Grauenerbsenschlucker," ein Mann der Niedrigkeit und Demut, aber auch ein Bürger der Stadt, welche der Schauplatz größerer und ernsterer Kämpfe ist, als Pisa in Elis. — Die Beilage zum Denkwürdigkeiten, die in diesen Zeitraum gehört, siehe S. 176 ff.

„Man betrachte, schreibt er, in unserer deutschen Orthographie denselben Buchstaben **h**, der nie ausgesprochen, sondern von unachtsamen Schreibern zwischen die Silben eingeschoben wird und wende diese kleine Betrachtung an auf die sogenannte Orthodoxie, und auf die Macht einer, one Nachdenken angenommenen alten Gewonheit ..... Aber sehet nur: Indem wir unsern deutschen Köpfen, die an eine ungegründete und in den Augen aller Ausländer barbarisch erscheinende und also unserer Nation schimpfliche Gewonheit sich binden, durch alle solche Vorstellungen nicht einmal ein unnützes h mitten in den Sylben oder am Ende derselben abgewinnen können: wie wollten wir solchen einen ungegründeten Glaubens-Artikel nemen können? ... Sklaven ihrer Gewonheiten sind schwer frei zu machen u. s. w." Diese wehmütige Klage des Exrektors rief das ganze Genie des Magus wach. Unter seinem Hauche erwuchs aus der Dammschen Spreu ein reiches, wogendes Fruchtfeld. Der altmodische, einäugige, aber treffliche Schulmeister Heinrich Schröder, welcher einige Bücher über Rechtschreibung veröffentlicht hatte (IV, 294 ff.) und dessen Name an die Ausführer des göttlichen Gerichtes über die vollen Aufgeblasenen erinnert, (Jer. 48, 12,)*) mußte dem als unvernünftig geächteten h eine Apologie halten, in der classische Laune mit Kraft und Tiefe um den Sieg streiten, bis zum Schlusse in der Selbstapologie des kleinen h der Spott, fast möchte ich sagen, zur heiligen Majestät wird, die tötet und lebendig macht. Jacobi sagt davon: „Ich weiß nicht, ob wir in unserer Sprache etwas aufzuweisen haben, das an Tiefsinn, Witz und Laune, überhaupt an Reichtum von eigentlichem Genie, sowol was den Inhalt als die Form angeht, diese kleine Apologie eines zweideutigen Buchstaben überträfe." (IV, 2, S. 264.) Eine Kieler Recension dagegen dekretirte kurz und bündig, die Apologie sei „voll von seichtem und übel zusammenhängendem Geschwäz ... wahrer Unsinn." (V, 86.)

*) „Darum siehe, spricht der Herr, es kommt die Zeit, daß ich ihnen will Schröter schicken, die sie ausschroten sollen, und ihre Fässer ausleeren und ihre Legel zerschmettern."

Der graue Wolfianer verbannte zu Ehren seiner großen Göttin Vernunft das zwar nie ausgesprochene und doch die Aussprache, den Ton bestimmende h, den lebendigen Hauch in der Mitte der Wörter, aus der Orthographie, und den nie geschauten, nie betasteten, geheimnisvollen Lebenshauch Gottes aus der Orthodoxie, oder besser aus der Mitte der Menschheit. Das Festhalten am kleinen Hauche h und am Gotteshauche im Christentum leitet er aus derselben Quelle her, aus dummster Gedankenlosigkeit, hartnäckiger Unvernunft, feigem Sklavengeiste. H. geht, wie er so gerne thut, dem Gegner mit dessen eigener Waffe zu Leibe. Nach der in den Einzelerscheinungen herrschenden lex continui, dessen sich der Exrektor in so ungeschickter Weise bedient hatte, machte nun der Magus (vrgl. IV, 300, 305.) die Verfolgungswut gegen das kleine h, den Hauch, den Spiritus, zum Spiegelbilde jener tötlichen Feindschaft, mit der das Jahrhundert den Hauch aus Gott, den lebendigmachenden, geheimnisvollen Geist zu größerer Verherrlichung der sogenannten Vernunft aus der Christenheit herauszuwerfen suchte, wenn er sich nur hätte herauswerfen lassen. Unter dem bescheidenen Namen eines Verteidigers des verfolgten kleinen h kämpft er mit der Kraft und Begeisterung eines Liebhabers für den ewigen Gottesgeist, den Lebenshauch der Menschheit, und indem er die Anmaßung und Unvernunft der Feindschaft gegen das h aufdeckt, stellt er eigentlich die Anmaßung und Unvernunft der Feindschaft gegen den lebendigen Christus, welcher der Geist ist, in vollster Nacktheit öffentlich zur Schau.*) —

---

*) Auch noch später, in den „zwei Scherflein zur neusten, deutschen Literatur" (1780), behandelt er mit Vorliebe dies Thema. Was er über die Scherflein zur Erklärung sagt, erklärt auch die Apologie des Buchstabens h. An Klopstock, gegen den zum Teil die Scherflein gerichtet waren, schreibt er: „Ich machte mir kein Gewissen daraus, diese materiam publicam (d. h. die deutsche Orthographie) privato jure zu behandeln als ein vortreffliches vehiculum, meinen alten Groll gegen unsere unpolitischen Reformatoren auszulassen, welche nichts zu glauben empfehlen, als was sich hören oder mit Händen greifen läßt. Nach dem gewöhnlichen Schicksale der Einkleidung aber ist die Sache selbst pars minima

Die Apologie macht uns zunächst mit dem Ankläger bekannt. Selbiger sagt in seinen Betrachtungen: „Einen *außerordentlichen* Religions-Lerer nennen wir einen solchen, der von sich saget, er sei von *Gott gesendet*, die *bisherige Religions-Form ganz zu verändern, und den Menschen neuerlich zu sagen, wie Gott* von ihnen vereret werden wolle." Da der Herr Exrektor, wie der erleuchtete Zeitgeist von sich selbst überzeugt ist, „er sei von der allgemeinen, gesunden und praktischen Menschenvernunft bevollmächtigt, unsern deutschen Köpfen *neuerlich zu sagen*," daß das, was man bisher eigentlich für Christentum gehalten, Unvernunft, dagegen die aufgeklärte Vernunft des Jahrhunderts das ächte Christentum sei; so will und darf der Apologist ihm den Ehrentitel eines *außerordentlichen Religionslehrers* nicht rauben: er bleibt aber, der Spötter! bei jedem Satze, den er ausspricht, schweigend der Behauptung des Außerordentlichen eingedenk: „Es bedarf heutiges Tages und in der protestantischen Christenheit keines außerordentlichen Religions-Lerers." Natürlich liegt dem Magus sehr wenig daran, über den Herrn Exrektor zu triumphiren. Er sieht in ihm nur eine Personification des Zeitgeistes. Gegen diesen kämpft er. Dieser eigentlich ist auch der „außerordentliche Religionslerer, der Bevollmächtigte der allgemeinen, gesunden Menschenvernunft," der in diesen letzten Zeiten den deutschen Köpfen offenbart, wie Gott verehret sein will. Die protestantische Kirche, welche Christum hat, bedarf seiner nicht. Seine eigenen Werke müssen „*die verständigsten Personen in der ganzen Nation* überzeugen, was der *außerordentliche Religionslehrer* für ein armer Sünder in den Augen

sui geworden. Anfang und Ende zeigen wenigstens, daß es mir eigentlich nicht um Orthographie zu thun gewesen." (VI, 164.)

An Herder: „Ein Hauptgedanke ist mir in meinen Scherflein entfallen, nämlich: *Orthographie nach dem Ohr ist eben das Steckenpferd, was Theologie nach der Vernunft*. . . . Es ist ein Glück für mich, daß ich die Spur dieser, mit mir grau gewordenen Grille ganz verloren, sonst hätte ich darüber gebrütet und wäre nicht fertig geworden, weil meine Theorie über diese beiden locos communes noch nicht reif ist." (VI, 123 ff.)

seiner eigenen, sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Menschenvernunft sei, und wie wenig Gnade er selbst vor ihrem barmherzigen Richterthrone sich zu versprechen habe." Denn der Verbrechen gegen die Vernunft, welcher er die Orthographie oder eigentlich die Orthodoxie beschuldigt, macht er sich in doppeltem Grade teilhaftig. Er nennt die Freunde des Hauches in der Mitte der Wörter oder des Spiritus im Innersten der Dinge „Sklaven," selbst ein jämmerlicher Sklave des herrschenden Dünkels. Er will „mit keiner Satzung was zu thun haben, deren Grund sich nicht absehen ließe, von keinen unmöglichen und übertriebenen Postulaten was wissen u. s. w." Und welche Satzung ist unverschämter und grundloser, als die, daß seine Vernunft die gesunde sei? welches Postulat ist unmöglicher und übertriebener als das seine, daß sich Alle den Machtsprüchen seines Dünkels blindlings unterwerfen sollen? Er hat einen Greuel an der Enthusiasterei der Orthographen und Orthodoxen, und ist doch trotz seiner Spindeldürre nach eigener Erklärung ein verdammlicher Enthusiast, denn „aus der Eingebung seiner hochgelobten Menschenvernunft bringt er die ungewöhnlichsten und undeutlichsten Sprüche hervor, und in einem allzustarken Triebe eines Affektes oder in einer übertriebenen Vorstellung" predigt er das Cruciat gegen einen unschuldigen Hauch.

Gegen den Außerordentlichen tritt der einfältige Schulmeister H. S. auf den Kampfplatz. Seine Waffen sind nicht Theorieen, sondern die Kraft einer schlichten Persönlichkeit, die voll Liebe, Selbstverleugnung, Glaubenserfahrung, Demut ist. — Dagegen muß man freilich auch in die Persönlichkeit des Außerordentlichen einen Blick werfen, was glücklicherweise möglich ist, da er sein Inneres klar genug blos gelegt hat. Dem Grundwesen seiner Persönlichkeit gleicht auch die Vernunft und die Religion derselben, wie die Tochter der Mutter. Daß dieser Hauptgrundsatz H.'scher Weisheit auch bei dem Außerordentlichen sich bewahrheitet, wird in höchst ergötzlicher Weise veranschaulicht. Da nämlich jener seine Sele und Vernunft für eine abstammende Eigenschaft seines äußerst künstlich und weise eingerichteten Leibes hält, was ist anders zu

erwarten, als daß die vielgepriesene Vernunft gleich dem Leibe ehestens wie ein wüstes, unbewohntes, altes Haus einfallen wird. Und da seine allgemeine, gesunde, praktische Religion in der Ausübung des „dunkelsten Instinktes" besteht, wie kann sie sich anmaßen, den zu lehren, dessen gesunde Religion die Ausstralung des selbstbewußten Lichtes ist, das in ihm ist?!*)

Nachdem Hamann die beiden Kämpfer geschildert hat, führt er die Gründe vor, welche der Außerordentliche hat, den Hauch in den Wörtern, den Gottesgeist im Menschenleben zu verfolgen.

Der erste, mögliche Grund ist der, weil das h nicht ausgesprochen wird. Aber hier schon wird der Reformator sich selbst untreu, denn er bedient sich einer ihm eigenen Verdopplung in dem Vorwörtchen ann, ohne daß es ihm möglich wäre, das doppelte nn auszusprechen; und wiewol er das h nicht ausspricht, schreibt er doch ihn und ihr, nicht in und ir. Er gesteht also thatsächlich, daß Manches, was nicht ausgesprochen wird, in der Orthographie doch Grund und Bedeutung hat, weil es ein Zeichen für die Modifikation in der Aussprache des Selbstlauters ist, ja das eigentliche Wesen desselben und damit das ganze Wort bezeichnet.

Ganz so ergeht es der gesunden Menschenvernunft, die mit derselben Inkonsequenz und ungerechten Strenge den ungeschauten Gotteshauch behandelt. Denn was sie im Leben und in der Religion nicht faßt, das wirft sie als Kinderspielzeug in die Rumpelkammer, wiewol sie doch sehr viel Unfaßbares unangetastet stehen lassen, sogar in diesem das eigentliche Leben und Wesen der Dinge anerkennen muß. — Fast nur spielend gebraucht Hamann diese Waffe gegen den Feind. Würde man sich die Mühe nicht verdrißen

*) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch dieser Schwerthieb nicht eigentlich gegen den armen Exrektor, sondern die außerordentlichen Religionslehrer der Zeit gerichtet ist. Sie bekennen alle, daß ihre „gesunde Religion" ein dunkler Instinkt ist, der sich in tönenden, aber nebelhaften Reden Luft macht, (man denke nur an Fausts Deklamationen gegen Gretchen und Schillers „großen Unbekannten über den Sternen" im Lied an die Freude), und welcher doch die Dunkelmänner, die im Lichte Gottes leben, erleuchten will. —

lassen, im einzelnen nachzuweisen, daß alle Vernunftsystematiker ähnlich handeln, wie der Außerordentliche in der Orthographie, so würde man doppelt inne werden, daß der Kanon, keinen Buchstaben zu schreiben, der nicht ausgesprochen, und keine Lebenskraft anzuerkennen, die nicht von der Vernunft bis ins Innere durchschaut wird, „das unmöglichste und übertriebenste Postulat" ist. —

Ist die Art und Weise, wie jede Zunge die Buchstaben ausspricht, die einzige und höchste Schiedsrichterin der Rechtschreibung für deutsche Köpfe: „welcher Damm würde der orthographischen Sündflut widerstehen können!" Und wenn die Art, wie die sogenannte Menschenvernunft die Geheimnisse des Lebens ausspricht, zum allgemeinen Richterthron über die Religion gemacht wird — und die Vernunft begeht unter dem Deckmantel der Freiheit diese Anmaßung! — welche Spaltungen, welche babylonische Verwirrung! Alles gesellschaftliche Band würde unter den Nationen Deutschlands in wenig Jahren zerrissen werden, zum größten Nachteil der ächten, allgemeinen, praktischen Religion, ihrer Ausbreitung und des durch sie verheißenen Friedens. — —

Der Außerordentliche beansprucht den Ruhm bestimmtester Deutlichkeit. Ist es nicht gewissenlos, wenn er die kleinen orthographischen Hilfsmittel zur Deutlichkeit und besseren Bestimmung der Begriffe aus dem Wege räumt? Der Hauch h deutet nicht selten auf den Ursprung der Wörter, z. B.

Der Du für mich gestorben,
Führ auch mein Herz und Sinn!

Erkennt man den Ursprung der Worte nicht mehr, dann hört das Verständnis auf. Weist nicht der Lebenshauch in den Dingen und Erscheinungen auch auf ihren Ursprung? und wenn man letztern nicht kennt, wird man erstern erkennen?

Der Exrektor erscheint nach dem allen in seiner gesunden Menschenvernunft so platt und philisterhaft, daß er selbst von den Seinen, „den Thorschreibern der deutschen Literatur," verworfen wird. Aber das ist Untreue, Ungerechtigkeit, Undank, denn grade „mit dem Nierenfette seiner Meinungen betreusen sie ihre Romane, Wörterbücher, Provinzialbriefe und Versuche, um

alle Heiden und Thoren in Deutschland zum Freitische ihres neuen Himmels einzuladen." Denn der Außerordentliche will das nicht ausgesprochene h entfernen, weil er Alles mit Nachdenken und Ueberlegung, nichts auf Glauben hin thut. Wollen nicht die Priester der großen Göttin Vernunft gleichfalls Alles mit Nachdenken und Verständnis, nichts auf Glauben hin thun, und ist dies nicht der Grund, warum sie den von ihnen nicht ausgesprochenen Gotteshauch ebenso überflüssig, unnütz finden, wie jener das h? Der Glaube muß aufhören. Er ist die Wurzel alles Obscurantismus. Aber „einer bereits vom weisen Aristoteles gemachten Beobachtung zufolge (glauben u ß, wer lernen will) wird der erste Same des verderblichen Glaubens ohne Einsicht des zureichenden Grundes beim Buchstabiren ausgestreut, wo ein Kind auf guten Glauben eine Silbe von drei Buchstaben z. B. i e-ha wie ein einziges i aussprechen lernt. Hier wird also der Anfang gemacht, die unbegreiflichsten, aller Kindervernunft widersprechenden und zugleich unfruchtbarsten Satzungen blindlings nachzubeten und sie Schülern einzubläuen." Mit dem überflüssigen h bekommt das Kind auch die ersten Eindrücke jenes schädlichen Ueberflusses in Religion und Leben, — des Hauches aus Gott, — welcher der allgemeinen, gesunden und praktischen Menschenvernunft, Religion und Orthographie in frechster Weise spottet. —

Würde also der Kanon des Außerordentlichen von der Aussprache in den Betrachtungen über Religion nur strenge befolgt, so müßten alle bisherigen Spaltungen, die eben von dem unaussprechbaren, dem geheimnisvollen, lebendigen Gotteshauche, der geglaubt und erlebt sein will, herrühren, zweifelsohne aufhören. Ganz Deutschland würde in ihm und seinem Werke das Malzeichen der allgemeinen, gesunden, praktischen Vernunft erkennen und den höchsten Lohn ihm schenken, natürlich auch seinen warmen Brüdern im Geist, welche, mit demselben Sinne gewappnet, das System der allgemeinen Menschenvernunft durch ihre Schreibereien zu „beschneiden, zu schnäuzen, zu läutern und zu erbauen unermüdet sind," um das Gottesleben und dessen Geheimnisse aus dem Menschenleben zu verbannen.

Eine allgemeine Menſchenſprache, Menſchenvernunft und Menſchenreligion hat kräftig wirkende Lebensgeſetze, die dem einzelnen willkürlich erſcheinen müſſen, weil ſie von deſſen Weisheit nicht die Erlaubnis ihrer Exiſtenz und das Atteſt ihrer Vernünftigkeit erbetteln. Der außerordentliche und ſein ganzes, großes Geſchlecht gibt ſich für einen Bevollmächtigten der allgemeinen Sprache, Vernunft und Religion aus; gleichwol geht ſein eigentliches Streben dahin, jene objectiven Grundſätze zu ignoriren, aus der Welt zu ſchaffen, und die eigene, arme Subjektivität an die Stelle zu ſetzen. Er ſieht nicht ein, daß dies ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, oder um mit dem Exrektor zu reden, ein Backofen von Eis iſt. Mit ſolchen Leuten läßt ſich ebenſowenig weiter über Sprache, Vernunft und Religion reden, als mit einem Blindgeborenen über das Licht oder einem Taubgeborenen über den Geſang der Nachtigall. —

Der einfältige Schulmeiſter wendet ſich darum zur zweiten, wirklichen Antwort, daß nämlich das nie ausgeſprochene h von unachtſamen, undenkenden Schreibern zwiſchen die Silben eingeſchoben ſei, ſeine Beibehaltung daher für die denkenden Köpfe Deutſchlands ſchimpfliche Sklaverei ſei.

Nur ſcherzend kämpft Hamann gegen dieſen Grund. Es erſcheint ihm doch übermäßig komiſch, daß Er, der Gewaltige, der Freie — und es gibt noch Menſchen ſeines Gleichen! — gegen welchen der Außerordentliche ein wahrer Jordan Mamamuſchi von drei Schlafmützen ohne Kopf*) und lahmer Meiſter Martin,**) ein Don Quixote der Vernünftigkeit iſt, daß er die Anhänglichkeit an den Hauch von Dummköpfen ererbt und nur aus Luſt an Sklaverei nicht längſt abgethan haben ſoll. Freilich eben ſo lächerlich iſt, daß

*) Aus Molières Bourgeois Gentilhomme Act. IV. Sc. 5. & Act. V. Sc. 1. S. B. VIII, S. 219 ff.

**) S. B. VIII, 220 ff. Die klare Vernunft dieſes Helden kam zu folgenden einleuchtenden Grundſätzen über die Orthographie: „Kann man ſich wol etwas abgeſchmackteres denken, als eine Lerchenkeule mit ebenſo großen Anfangsbuchſtaben als eine Rindskeule zu ſchreiben, und bei einem floh ein ebenſo rieſenmäßiges F zu machen als bei einem Fels? Nein, das kann nicht länger angehen u. ſ. w.“

grade Engländer und Franzosen, die so manches h schreiben, ohne es aussprechen zu können, wo sie es müßten, uns Deutsche wegen eines geschriebenen und nicht ausgesprochenen h verachten sollen.

Die sehr nahe liegende Anwendung auf den Gotteshauch, der nur von undenkenden Leuten zwischen eingeschoben und von Sklaven beibehalten sein soll, macht H. absichtlich nicht, um bei der dritten Beantwortung der Frage den Streit um das h ganz fallen zu lassen und ohne Bild und Gleichnis frei heraus zu sagen, wer nach seiner Ueberzeugung das geheimnisvolle Gottesleben, um das es sich eigentlich handelt, aus dem Innern des Menschenlebens hinauswerfen möchte, nicht nämlich die Vernunft, sondern jener Verfolgungsgeist, der ein Kind der „gröbsten Unwissenheit und possirlichsten Eitelkeit ist." Es ist nicht die Unwissenheit gemeint, welche durch menschliche Unterweisung, sei es der Philologie oder Philosophie, geheilt werden kann, sondern die Unwissenheit im Willen, die unwissend bleiben will, weil sie sich klug, rein, herrlich, allmächtig dünkt. Diese Unwissenheit kann unmöglich zum klaren Bewußtsein kommen, daß dem Menschen, eben weil er Mensch, nicht Gott, ein sehr kleines Glied, nicht die absolute Fülle des Lebens ist, Idiotismus wesenhaft bleibt, ein Idiotismus freilich, aus welchem, wie schon die sokratischen Denkwürdigkeiten lehrten, das rechte Wissen geboren wird. — Mag im ganzen Leben und in den, gleich lieben Kindern gehegten Meinungen des Außerordentlichen sein angeborener Idiotismus sich greifbar offenbaren, ihm selbst bleibt er verborgen. Denn die Eitelkeit, die seine Augen hält, ist nicht blos possirlich, sondern auch frech. Während die Unwissenheit, die Sokrates, Paulus, Hamann predigen, zur Demut und zum wirksamen Glauben an das unsichtbare Gottesleben führt, macht jene possirliche, freche, eitele Unwissenheit ihre Irrtümer kräftig, zu einem „mehr als wunderthätigen Aberglauben an Lügen und Geheimnisse der Finsternis und Bosheit," zu einer „reißenden Brutalität in Schafskleidern gegen den allein wahren Gott und das Ebenbild seines unsichtbaren Wesens in menschlicher Natur." Damit ist der innerste und treibende

Kern der Apologie des kleinen h blos gelegt. Der Schulmeister zieht sich in seine Schule zurück, deutet noch auf seinen Namen hin (Jer. 48, 12), der für die vollen Thoren so verhängnisvoll tönt, beugt sich fröhlich vor Gott, dem rechten Lebenshauche, und überwindet sammt seinen Kindern dadurch jede Versuchung, „vor Baal und seinen Ministern und Pfaffen das Knie zu beugen, oder außerordentlicher Buchstaben- Vernunft- und Religionsmenger zu werden."

Nunmehr tritt der verfolgte Hauch selbst auf und hält sich jene Selbstapologie, welche ihres Gleichen nicht hat. Die mordlustigen Ankläger und Richter werden als die kleinen Propheten von Böhmisch-Breda*) angeredet. Sie dünken sich zwar, als die pausbackigen, gefeierten Zeitgeistpropheten, größer und vernünftiger als die Propheten des Gottes, der Himmel und Erde füllt, werden aber, wenn diese an allen Enden der Erde Menschenherzen mit Leben füllen, in der unparteiischen Geschichte den Platz einnehmen, welchen wir jetzt etwa einem Reden haltenden Schildbürger von Böhmisch-Breda zuweisen würden. — Die Selbstapologie des h ist anders geartet, als die Apologien, welche heute dem Christentume gehalten zu werden pflegen. Der kleine Hauch tritt von vornherein als selbstbewußter Triumphator auf. Er straft die Uebertreter, ist aber nicht gewillt, wie viele unserer Apologeten, vor den kleinen Propheten von Böhmisch-Breda zu kriechen, um seine Erhaltung zu winseln, oder es zu bejammern, daß sie ihn aus ihrer Philosophie und Religion ausrotten. Es ist ihm gar nicht um seine Erhaltung zu thun, — dafür wird der sorgen, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte, — er will nur die starken Ritter der Vernunft, die Verächter des Offenbarungsglaubens, die Gründer einer weisen, geläuterten Religion von ihrem Aberglauben und ihrer Unvernunft überführen. Aberglauben! Unvernunft! das Schrecklichste was sie denken können, und — sie strotzen davon. —**)

*) Der Name ist einer Posse Grimms, des Freundes Diderots, entnommen: Petit Prophète de Bömischbroda 1753, welche die französische Musik und Operntheater geißelt. B. VIII, 225.

**) H. ist nicht müde geworden, bis in sein Alter hinein nachzuweisen, wie die anmaßende Vernunft sich als Unvernunft documentirt und der für

Gott ist der unsichtbare und darum nach dem Kanon der Vernünftigen der unbekannte. Dennoch rühmen sie sich, die allein vernünftige Erkenntnis von ihm zu verbreiten. Was sie über ihn, als den Vater der Vernunft und Religion, und über diese seine eben so unsichtbaren und darum unbekannten Töchter, setzen und sagen, kann darum nur vom Aberglauben angenommen werden. Oder ist es nicht Aberglauben, was über eine unbekannte Sache gelehrt wird, für volle, feste Wahrheit halten? Freilich ists ein ebenso düsterer Aberglaube, die Religion für die vernünftige zu halten, worin alles dem Menschenurteil plan und deutlich vorkommt. Ist Gott, um mit den Vernünftigen zu reden, das höchste Wesen, so ist er eben höher als die Menschen, die ihn verehren, und folglich wäre eine Religion, worin dem Menschen alles begreiflich ist, des höchsten Wesens nicht würdig. In den Offenbarungen des höchsten Wesens muß irgend etwas sein, was in Sinn und Herz des niedrigern Wesens nicht von selbst kommen kann, sonst wäre es nicht die Offenbarung des höchsten Wesens.

Aberglaube ferner ists, wenn die kleinen Propheten süß und prächtig von ihrer Liebe zu Gott reden. Denn wie kann ich lieben, den ich nicht kenne! Doch sie geben vor, aus seinen Werken ihn zu kennen. Aber sie selber wissen und bekennen, wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend die Werke des Menschen den Tiefen des inwendigen, im Herzen verborgenen Menschen sind! Also wieder Aberglaube, daß der Begriff von Gott, der aus der Betrachtung seiner sichtbaren Werke gewonnen wird, Gott selber gleich sei! Nach dem allen ist die praleriſche Kenntnis der Vernunft von Gott Lüge, und Lügen gehören zur Weisheit, die irdisch, menschlich, teuflisch ist. „Lügen sind alle Satzungen eurer sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Vernunft — unbegreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des allerheiligsten Glaubens, den

---

vernünftig sich haltende Unglaube an Gottes Offenbarung in den tollsten Aberglauben und die dummste Leichtgläubigkeit fällt, s. Kogzompax (1779) (VI, 13 u. 16 ff.), worüber später ausführlicher.

ihr umſonſt verfolgt!" Unglaube an die Wahrheit, Glaube an die Lüge: gibt es größeren Aberglauben? finſterere Unvernunft? Um die Erkenntnis des höchſten Weſens auf unſerm kleinen Irrſterne zu verbreiten, müßten alſo die kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda erſt hinauf in den Himmel fahren. Da aber Gott der Lebendigen, nicht der Toten Gott iſt, müßten ſie, die lebendig toten, freilich erſt in den Tod, der der einzige Weg zum Leben iſt.

Oder können ſie, wie ſie daſtehen, in ihrer Begeiſterung und ihrem Vernunft- und Poeſie-Schwung ſich in den Himmel, ins innere Leben Gottes hineinſchwingen? Ihre natürliche Liebe zu dem, was ſie Gott nennen, iſt Haß gegen den lebendigen, wahren Gott, ein Wurm in ihnen, der ebenſo unſterblich iſt, wie das Feuer des Zornes Gottes über ſolchen Haß. Wenn durch die Wunderſtimme der kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda die Erdenkörper aufhören, zur Erde zu ſtreben, dann erſt werden durch dieſelbe Stimme auch die Selen und Geiſter von dem ihnen inwohnenden Geſetze, vom lebendigen Gott abwärts zum Mittelpunkte des Irdiſchen zu fallen, befreit werden. „Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirkſamkeit würde euch — nicht ins Leben Gottes — ins unendliche Leere vom Vater des Lichtes entfernen," wenn er nicht noch eine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben wirken ließe. —

Was die kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda Gott nennen und als Gott den Andächtigen ihrer Religion verkündigen, iſt nicht Gott, ſondern ein bloßes Bildwort, ein eingebildeter Begriff. Die allgemeine Menſchenvernunft hingegen, die ein Begriff iſt, vergöttern ſie durch eine mehr als poetiſche Licenz zu einer wahren Perſon. Ueberhaupt geben ſie den Idolen und Bildwörtern ihrer Vernunft ſofort Wirklichkeit, Weſenheit. Gegen dieſe philoſophiſche Idololatrie iſt das gröbſte Heidentum und blindeſte Pabſttum noch unſchuldig.

Die wahrhafteſte Weſenheit zu einem ſchemenhaften, vagen Begriff und Wort entleeren, die weſenloſen Begriffe hingegen zu Realitäten ſtempeln, Unglauben an den lebendigen Gott, Glauben an das Bildwort von Gott und an die als Realitäten geprieſenen

Bildworte der Vernunft (vgl. VI, 16 ff.) fordern: heißt das nicht den entschiedensten Cultus des Aberglaubens und der Unvernunft aufrichten?!

Und das alles wäre entschuldbar, wenn die Eigenschaften ihrer Bildwörter ihnen ebenso unbekannt wären, als der eifersüchtige Gott, an dessen Namen und Ehre sie durch Verfolgung des kleinen Hauches sich wie Diebe und Mörder vergreifen, um den Ruhm, der Gott geraubt ist, den Götzen, ihren Begriffen und Bildwörtern, zu bringen! Aber sie kennen ihre Begriffe als ohnmächtige, leblose Schemen, die wie ihre Mutter, die allgemeine gesunde Menschenvernunft, eine wächserne Nase sind, ein Wetterhahn, ganz abhängig in Form und Richtung von den von außen kommenden, in der Zeit herrschenden Mächten (vgl. Kogzompax VI, 17 ff.), während das geoffenbarte Wort in allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Stürmen und Mishandlungen von außen bis jetzt geblieben ist, und aus seinem Leben heraus Leben erzeugt hat.

Unglaube an dieses Wort, Glaube an die als Wetterhähne erkannten Begriffe: abermals Aberglaube und Unvernunft.

So scheint es also, als ob die kleinen Propheten von Böhmisch-Breda durch ihre Offenbarungen bezeugen wollen, daß sie sich um Nachwelt und Wahrheit nicht einen Pfifferlings wert kümmern, daß die Mehrheit der Stimmen, das Zujauchzen der Kinder des Zeitgeistes und der Vorteil, den dies bringt, ihr Gut und Leben ist. Aber wer begehrt diesen Beweis von ihnen! Sie klagen ihre Väter an, daß diese den Schlendrian ihrer Zeit lehrten. Wenn sie selbst die juckenden Ohren der Mitwelt durch den Aberglauben und die Unvernunft ihrer gesunden Vernunft und Religion kitzeln, folgen sie weniger dem Schlendrian ihrer Zeit? — Sind sie, die Flügelleute in der Legion der Ritter der Zeitmeinungen, sammt ihrem Gefolge besser als Saul, der mit dem Puppenspiel eines toten Propheten und alten Weibes sich abspeisen ließ? nach Emancipation vom Glauben in den crassesten Aberglauben stürzte?

Sie werden, die Fremdlinge im Reiche des Lebens, dem verborgenen, verachteten Leben nie eine ſiegende Apologie halten, aber ſie ſind und bleiben die großen Propheten von Böhmiſch-Breda! —

II. Christiani Zacchaei Telonarchae

Prolegomena

über die neueſte

Auslegung der älteſten Urkunde

des

menſchlichen Geſchlechts.

In zweien Antwortſchreiben an Apollonium Philosophum. (1774.)

> Ergo ubi commota fervet plebecula bile,
> Fert animus calidae fuisse silentia turbae
> Majestate manus — — —
>
> Persius, Sat. IV.

Die dürre, dünkelhafte Schulgelehrſamkeit hatte mit ihren Auslegungen der h. Bundesbücher den Gottesgarten der Kirche weithin verſandet. Da ſproßte in Herders älteſter Urkunde des menſchlichen Geſchlechtes einmal wieder ein lebendiges Gewächs hervor. H. hatte ſeine Herzensfreude daran, und das um ſo mehr, als er vor nicht langer Zeit noch ſeinen „ſokratiſchen Gram" ausgeſchüttet hatte,*) „daß ein Jüngling wie Herder ſchwach genug ſein ſollte, den ſchönen Geiſtern des Jahrhunderts und ihrem bon ton nachzuhuren." (V, 16.) Er ſah in dem Buche einen ſeiner eigenen Grundſätze ſich kräftig regen, daß nämlich nicht Grammatik und Archäologie oder ein anderer Wiſſenszweig, ſondern das gleichartige Leben das Organ zum Verſtändnis der Bibel iſt. Wenn auch nur eine Seite jenes Lebens, aus dem die Bibel ſtammt, in

*) In den drei Aufſätzen, welche gegen Herders gekrönte Preisſchrift über den Urſprung der Sprache gerichtet ſind. (B. IV, 1—72.)

Herder pulsirte, und darum seine Auffassung derselben notwendig einseitig bleiben mußte, so freute sich H. doch des lebendigen Triebes, der in der Sandwüste der religiösen Literatur aufkeimte.*) Da

*) Wie gegründet diese Freude war, zeigt auch folgende Stelle aus einem Briefe Herders an H. vom Mai 1774 (V, 70 ff.): „Ein Teil wird schreien, ein anderer Teil es aus altem Vorurteil anstaunen; was kümmerts mich? Das Weizenkorn darin muß ersterben, wenn es Frucht bringen soll; das andere ist Schlaube, Hülse, Unrat, Mist und Erde, unter dem es wächst; denn wahrlich vor Gott! allein dazu hab ichs geschrieben .... Glauben Sie, mein liebster Freund, es wird einst werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unsers Geschlechts werde. Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt wie die fetten Kühe Pharaos in sich schlucken; dann wird sich aber die Not erst anheben — bis ein Tag kommt, der durch facta und acta alles entsiegelt. Glücklich, von fern dazu vorbereitet, verkündigt, beigetragen zu haben. Ich bin nun einmal der Wissenschaften Diener, aber treulich will ich ihnen dienen." —

Ueber seine Freude an Herder, wie über das, was er vermißte, schreibt Hamann am 24. Oktober 1774 an J. F. Hartknoch (Br. 206): „Um das Gold seiner (Herders) Autorschaft von den Schlacken zu reinigen, dürfte freilich eine kleine Feuerprobe unumgänglich sein. Ich hoffe und wünsche, daß sie kurz und leicht und wolthätig für ihn werde. Der gewaltige Rauch scheint doch immer ein wirkliches Feuer zu verraten, das in seinem Busen brennt und ein solcher lebendiger Funke kann es mit dem größten Walde aufnehmen .... Die Wahrheit zu sagen, halte ich es mit ihm gegen seine Gegner, aber wider ihn mit seinen Freunden. Der ganze Knoten beruht darauf, beide Parteien zu unterscheiden zu wissen .... Es ist wahr, einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herders Fleiß und Feder in Blumen und Blüten verwandelt zu haben; ich wünschte aber lieber Früchte und reife." Zwei Monate später, am 20. Dez., schrieb H. in demselben Briefe, in dem er einige Erläuterungen über die Prolegomena gibt, an Herder: „Sie wissen, daß ich ein anderer Lavater in der Physiognomie des Stils bin, und wenn Sie nicht in den Schoß Ihrer Muttersprache zurückkehren, so sind Sie ebensowenig vor einem bello grammatico sicher, als der neue Reformator zu Böhmisch-Breda vor dem bello orthographico. Die Greuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monstrosen Wort-Kuppeleien, die dithyrambische Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung und verraten eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfuge auf eine oder andere

erhielt er von Kant zwei Briefe über die Urkunde, welche wesentlich dahin zielten, das kräftige Leben, welches Herder aufzudecken suchte, wieder in Lehre, Unterweisung, System, Anleitung zum denken u. s. w. umzusetzen. Kant war so unfähig, das eigentliche Wesen der Bibel auch nur zu ahnen, daß er seinen zweiten Brief so schließt: „Wenn eine Religion einmal so gestellt ist, daß kritische Kenntnis alter Sprachen, philologische und antiquarische Gelehrsamkeit die Grundveste ausmacht, auf die sie durch alle Zeitalter und in allen Völkern erbaut sein muß, so schleppt der, welcher im Griechischen, Hebräischen, Syrischen, Arabischen u. s. w., imgleichen in den Archiven des Altertums am besten bewandert ist, alle Orthodoxen, sie mögen so sauer sehen, wie sie wollen, als Kinder wohin er will; sie dürfen sich nicht muchsen; denn sie können in dem, was nach ihrem eigenen Geständnis die Beweiskraft bei sich führt, sich mit ihm nicht messen; und sehen schüchtern einen Michaelis ihren vieljährigen Schatz umschmelzen und mit einem anderen Gepräge versehen . . . . . Wenn frei glaubende Philologen dieser vulkanischen Waffen sich allein bemeistern sollten, dann ist das Ansehen jener Demagogen gänzlich zu Ende, und sie werden sich in dem, was sie zu lehren haben, die Instruction von den Literatoren einholen müssen. In Erwägung dessen fürchte ich sehr vor die lange Dauer des Triumphs ohne Sieg des Widerherstellers der Urkunde. Denn es steht gegen ihn ein dichtgeschlossener Phalanx der Meister orientalischer Gelehrsamkeit, die eine solche Beute durch einen Ungeweiheten von ihrem eigenen Boden nicht so leicht werden entführen lassen."

Hamann antwortete in den Prolegomena. Der Titel, welcher einem, dem Evagrius zugeschriebenen Buche entnommen

---

Art gesteuert werden muß u. s. w." Im August 1776 kommt er wieder auf die noch immer nicht vollendete Urkunde zurück und schreibt an Herder (V, 180): „Unter allen Ihren Werken dürfte dieses wol mein Liebling bleiben; und da Sie wirklich Ihr Wort in vielem erfüllen, so wünschte ich am Ende die Bilanz zu ziehen von dem, worin wir übereinstimmen und von einander abweichen; worin Sie zu weit gehen und nach meinem Gefühl für mich zurückbleiben."

ist,*) deutet den Zweck und Inhalt. Nicht als Philosoph will H. über das erste Capitel der Genesis und die Bibel überhaupt mit Kant, dem Philosophen, sprechen, sondern als ein Zollbeamter, als ein im wirklichen Menschenleben stehender Mensch, der an geistigen und sittlichen Gütern Schiffbruch gelitten hatte und durch das Wort aus Gottes Munde zu neuem Leben thatsächlich gerettet war. Gelingt es, einem Apollonius, einem Fremdling in der heiligen Literatur, wie Kant war, eine Ahnung von dem Leben, das in ihr quillt, in die Sele zu werfen, dann wird es wie Schuppen von seinen Augen fallen, und sie wird ihm in allen Teilen bekannt, vertraut, lieb werden wie die Heimat. Es ist aber ganz erfolglos, ihm durch antiquarische, grammatikalische, historische, physikalische Auseinandersetzungen die Decke, wodurch ihm die Bibel verhüllt wird, von seinen Augen wegzunehmen, denn jene ist nicht aus antiquarischen, grammatikalischen, historischen, physikalischen Fäden gewebt. Die Bibel ist Leben und kann nur vom Leben verstanden werden. Nach diesem Grundsatz sie auslegen, verteidigen, ist wissenschaftlich, vernünftig, fruchtbringend.**) Sie, wie man sagt, rein wissenschaftlich, d. h. nur durch die Mittel, welche menschliches Wissen bietet, erklären, stützen oder angreifen zu wollen, ist unwissenschaftlich, unvernünftig, fruchtlos, weil es in gleicher Weise dem Wesen der Bibel wie der menschlichen Erkenntnis widerspricht. —

Erstes Antwortschreiben. Vier Cardinalpunkte, von H. ergänzt und zur Reife gebracht (IV, 195), sind die Hauptabsicht des Auslegers der ältesten Urkunde: 1. Der mosaische Schöpfungsbericht zeichnet die „wahre **Kindheit**" unseres Geschlechts. Ein

*) Consultationum Zacchaei Christiani et Appollonii philosophi L. III. H. selbst bemerkt dies dreimal, im Brief an Herder vom 20. Dezember 1774 (V, 113), in Zweifel und Einfälle (IV, 300) und im fliegenden Briefe (VII, 83).

**) Hiernach erklärt sich leicht auch das Motto: die göttliche Lebenskraft siegt, wie mit majestätischer Hand, über die spritzenden, stolzen Wellen der beaux und forts esprits. — Etwas von der Lebenskraft H.'s spürte auch Göthe in den Prolegomena. „Wieder ein herrlich Stück!" schreibt er darüber an Merk.

ſolches Geſchlecht, wie wir ſind, iſt nur aus ſolchem Anfange, wie er in der älteſten Urkunde erzählt wird, zu erklären. 2. Der Schöpfungsbericht iſt alſo kein Gedicht, keine Allegorie und Hieroglyphe, ſondern eine hiſtoriſche Urkunde, ganz ſo, wie ein treues Familienbild, das den Blick und die Sele der Ahnen auf die Enkel bringt. Ein Phänomen der Natur, ein phyſikaliſches Experiment weiſt mit Zuverläſſigkeit auf die wirkende Urſache zurück. Mit weit größerer Zuverläſſigkeit führt das geiſtige Phänomen, die älteſte Urkunde, auf den Grund, dem es entſtammt. 3. Alle Traditionen über den Urſprung der Erde und ihres Beherrſchers, des Menſchen, ſind in ſich ſelbſt dunkel, verwirrt, keine Wegweiſer zur Wahrheit, keine Löſung der tauſend Rätſel und Geheimniſſe. Erſt durch die älteſte Urkunde, dieſes Elementarbuch der Autorſchaft Gottes, werden auch ſie erklärt. Dagegen ſind alle morgenländiſchen Theologien, homeriſche Mythologien und alle neuen ſogenannten wiſſenſchaftlichen Systémes de la nature mattes und dürftiges Stückwerk. Wenn Büffon das Planetenſyſtem „einen Integralbruch", ein Bruchſtück der lieben Sonne, das freilich ſeine Sonnenhaftigkeit verloren hat, ſein läßt, ſo ſind in der That alle alten und neuen Darſtellungen über unſern Urſprung Bruchſtücke, die von dem Centralcodex ſich gelöſt, dadurch freilich deſſen Weſenhaftigkeit verloren haben. — Die älteſte Urkunde, ſelbſt noch der matteſte Schemen derſelben iſt die Charta magna des Menſchengeſchlechts. Völker, die keinen Buchſtaben von ihr, d. i. gar keine Ahnung, daß ſie göttlichen Geſchlechtes ſind, beſitzen, gehören zu den wilden; nur auf Grund der Charta magna erwächſt die Cultur. 4. Kindiſch, wie die weiſeſten unter den Griechen, die Athener, welche immer nur Neues hören und reden mochten, ſind unſere heutigen Weiſen. Sollen ſie von ihrer kindiſchen Art geneſen, ſo darf vor allem ihnen die älteſte Urkunde nicht länger ärgerlich und anſtößig ſein. Die Grundlage aller Weisheit und Erkenntnis muß wenigſtens feſt gelegt und darf nicht jede Stunde mit einer neuen vertauſcht werden. Der Schöpfungsbericht gibt dieſe Grundlage. Sie heißt: Gott iſt der Vater des Lebens; das Weſen des Menſchen iſt nicht irgend eine Art von Scholaſtik,

ſondern Leben aus Gott und zu Gott; damit man aus der Begriffsträumerei ins Leben zurückkehre, müſſen alle Mauern und Feſtungswerke der neuen Scholaſtiker niedergeriſſen, in die Luft geſprengt, umgeblaſen werden, d. h. das Leben muß erſcheinen; vor ſeinem Hauche, in ſeinem Lichte werden die Begriffe und Syſteme völlig zu nichte. Das ahnend, hat Herder wenigſtens verſucht, mit dem Leben, nicht mit der toten Kritik eines Erdenſohnes gegen den Wiſſensdünkel zu ſtreiten. Und dieſer friſche Lebensgeruch iſt H.'s Selenweide, ſollte er ſich ſelbſt in dem, der ihn von ſich gibt, täuſchen, wie Iſaak in Jacob, da er Eſaus Kleider trug.

Dies ſind die Cardinalpunkte, die H. zu einer kleinen Schrift auswachſen laſſen wollte.*) Kant ſollte ſie mit ſeinem Imprimatur verſehen, damit Kanter in Marienwerder, beider Freund, ſie in Verlag nähme, der die politiſche Klugheit beſaß, den Schriftſteller nach dem Aktien-Syſtem zu beurteilen.**) Mag es Zeit erfordern, bis auch dieſe Samenkörner H.'s ſich zur Reife entwickelt haben, und vielleicht noch mehr Zeit, bis ein Verleger ſolches Büchlein für das Publikum geboren werden läßt, ſo iſt ja vorläufig in Herders Urkunde ein Velum veli Dei***) vorhanden, und ich, ſagt H., ich werde noch zeitig genug kommen, wenn die ingenia praecocia unſers kritiſchen, philoſophiſchen und politiſchen Jahrhunderts ihr Pulver und Blei, von deſſen Vorrat ſich ein ziemlich genauer

*) So kurz ſie hingeſtellt ſind, gilt doch, was H. bei Erwähnung der Prolegomena an Herder ſchreibt: „Kein impromptu, ſondern ein Plan, vor deſſen Umfang ich bisweilen ſelbſt erſchrecke.“ (V, 88.) Ich muß es natürlich jedem fähigen Leſer überlaſſen, den Plan durch eigene Arbeit auszubauen. —

**) „Seinem (Kanters) kritiſchen Urteile zufolge, ſchreibt H. an Herder (V, 114), ſind wir beide ein paar Schriftſteller, an denen ein ehrlicher Verleger zum Schelm werden müßte, weil wir keine kurrente Waare zu liefern im Stande wären, Aether ſchrieben und außer der Sphäre des Publici, von dem man doch leben müßte, und das von keinem Aether ſelbſt leben könnte, uns eine Laufbahn hätten erkünſteln wollen.“

***) So iſt Maria als die Mutter des Gottes- und Menſchenſohnes genannt. Die älteſte Urkunde, wie überhaupt das Wort Gottes, iſt gleichfalls ein Velum, in dem Gott ſich ebenſowol enthüllt als verhüllt; jede ächte Auslegung des Wortes Gottes muß alſo ein Velum veli Dei ſein.

Ueberschlag vielleicht machen läßt, ein wenig werden verschossen haben."

Doch sticht es ihn in seinen Nieren, daß zu seiner Zeit die Hochstätten der Wissenschaft Bücher über das Christentum, in denen noch nicht einmal ein ahnendes Verständnis vom A B C des Christentums sich findet, als wissenschaftliche auf den Thron setzten. Schon fühlt er, wie dieser Schmerz in der Gebärmutter seines Geistes ein zweites Kindlein erzeugt, das unter dem Namen „hierophantische Briefe" nicht lange darnach, wie wir sehen werden, zur Welt geboren wurde, um den Hauptinhalt der Prolegomena noch eindringlicher zu predigen.

Die „Anmerkung des Herausgebers", welche dem ersten Antwortschreiben angehängt ist, verspottet die Schriftsteller, welche über eine Materie schreiben, von der sie nichts verstehen. In Bezug auf Bibel und Christentum war und ist dies freilich schon Mode der Zeit, und es ist „eine höchst lächerliche Schwachheit, sich aus Sünden, die gäng und gäbe sind, ein Gewissen zu machen." Es ist darum sehr gewagt, in solchen Zeiten dem Publikum über Dinge, die man versteht, etwas zu sagen. Es muß ihm thöricht erscheinen. Da gilts, nicht wie ein Sancho Pansa, aber wol wie ein Hamann mit einem „Gott versteht mich!" sich zu beruhigen, ohne hinter diesem Bewußtsein „den Stolz eines Zwerges zu verbergen, der darum sorgt, seiner Statur die Länge einer Elle ansetzen zu können, um wegen seiner Spannenkürze nicht übersehen zu werden und für eine volle Person der respektiven Gesellschaft zu gelten." H. grämt und schämt sich sehr wenig, wenn der Nachdruck und Umfang seiner Wortspiele nicht von jedem Leser gefaßt wird. Denn daraus folgt noch nicht, daß auch er nicht verstehe, was er sagt oder setzt, selbst wenn auf Grund seines Bildes vom Integralbruche die Traditionen der Völker zur ältesten Urkunde sagen würden: Wir sind deines Geschlechts! Mond und Erde werden dadurch noch nicht Sonnen, daß sie auf Grund der Büffonschen Cosmogonie sich für Sonnen halten.

Zweites Antwortschreiben. Ein Jupiter im Philosophenmantel wäre ein ungeschickt Ding, und wenn es auch einmal

einem Künſtler eingefallen iſt, einer Gemme ſolche einzuſchneiden, ſo würde doch das antike Bewußtſein über den Göttervater im Philoſophenmantel lächelnd den Kopf ſchütteln. Aber zehnfach ungereimter würde es ſein, wenn — und das bürdet Kant Herdern auf — wenn man das Ens Entium, den ewig Lebendigen, der Alles in Allem erfüllt, zum πᾶν mit ſiebenfacher Flöte macht, d. h. zu einem Lehrer, welcher die Menſchen in den ſieben freien und ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet. Da wäre noch die ſeltſame Gemme mit dem Jupiter im Philoſophenmantel der verſchimmelten Urkunde vorzuziehen, die nach des Philoſophen Meinung das Ens Entium zum erſten öffentlichen Lehrer des menſchlichen Geſchlechts in der Encyklopädie individualiſirt.

Was iſt denn der Sinn jener älteſten vermeintlichen Urkunde? Dieſe erſte Frage des Philoſophen iſt ſchwerlich anders zu beantworten, als wenn man die Urkunde, ſollte ſie vorläufig dem Geſchmack auch widerſtehen, hinunterſchluckt und verdaut.*) Da wird ſichs zeigen, ob ſie Heil- und Nahrungskraft hat und welche? Dieſe Zumutung iſt nicht zu unſinnig. Es werden Dinge ganz anderer Art vom Publicum und ſeinen Meiſtern hinabgewürgt, ſolche ſelbſt, die man mit einem Brotmeſſer vergleichen möchte, und unſere neuſten Rabbinen verſchlucken ohne Mühe Tag um Tag Kamele ſammt ihren Höckern und Frachten.**)

---

*) Im „Fragment eines Programms oder Zuruf von der Eule“ heißt es (IV, 434), dem wahrhaftigen Manne ſei es nicht gelungen, als nur hie und da unter den hundertzwanzigtauſend Selen (Jon. 4, 11.), die nicht wiſſen Unterſchied, was recht oder link iſt, verſchlungen, verdaut, verſtanden und gefaßt zu werden.

**) Von den Julianen aller Zeiten gilt das Wort (IV, 249), daß ſie ſtark genug ſind, die Abſurditäten eines Libanius und Jamblichus zu verſchlucken. „Die meiſten Leſer von Geſchmack, ſagt der kleine Verſuch über große Probleme, ſind bereits eingeweiht, Zweifel und Läſterungen in den Antitheſen und Apologien der Modekleriſei zu verſchlucken; ja ihr hoher Geſchmack beſteht in einer unumſchränkten Leichtgläubigkeit, Alles zu verſchlingen, was die Ausleger geſunder Vernunft für ihr Intereſſe halten, ihnen weiß zu machen. Die Apollos des bon-sens, geſunder Zeitgeiſts-Vernunft und guten Mode-Geſchmacks, bringen es in dieſer Kunſt ſo weit, daß ſie alle brennende

Doch bevor noch der Inhalt ins Leben übergegangen ist, kann der nüchterne Historiker schon aus dem Stil der Urkunde ihre Einfalt und Evidenz erkennen, die sie, wie der zweite Cardinalpunkt behauptete, zur historischen Urkunde macht. Man hat die Relation Cäsars: Veni, vidi, vici bewundert und aus ihr den Verfasser charakterisirt. Was ist dieser Stil gegen den der ältesten Urkunde, zumal der cäsarische Sieg, den jene Worte beschreiben, nicht des Triumphes wert gewesen, während die Thatsachen, welche die Urkunde so kurz und klar erzält, von ewiger und unermeßlicher Größe und Bedeutung sind! Keine zweite Probe solchen Stils.

Da indes die Urkunde vom Philosophen noch nicht verschluckt ist, bleibt H. bei der Theorie und Auslegungsmethode Herders stehen, worin ihm derselbe die Orthodoxie zu haben scheint, welche von Jedermann für die Auslegung eines Buches für unerläßlich gehalten wird. An und für sich ist diese Orthodoxie „leichter als die Luft, aber zugleich von einem so unerkannten und unermeßlichen Gewicht," wie die Luftsäule selbst, deren Druck die Bedingung ist, daß das Blut in unsern Adern bleibt. Diese Orthodoxie heißt: erst eine Sache *lernen*, ehe man über sie *richten* kann und darf, ja richten *will* oder *mag*.*) Dieser Grundsatz gilt allerdings überall als selbstverständlich; würde er **angewendet,****) so wäre uns geholfen!

Altäre und kalte Küchen der Fetischen- und Sonnendiener, National- und Hausgötzen verschlingen. (IV, 439. 443. 442.) Vrgl. über dieses Kamele-Verschlucken der abergläubischen Vernunft auch Kogxompax (VI, 13.) — „Wenn nichts so *ungereimt* ist, das nicht ein Philosoph gelehrt, so muß einem Philosophen nichts *ungereimt* vorkommen, das er nicht prüfen und untersuchen sollte, ehe er sich *unterstände*, es zu verwerfen. Der Ekel ist ein Merkmal eines verdorbenen Magens oder verwöhnter Einbildungskraft." So hatte H. schon vor 15 Jahren an Kant geschrieben. (II, 444.)

*) „Ich wette, hatte H. schon 12 Jahre früher geschrieben, ich wette mit einem Hamburgischen Kunstrichter im Reiche der Gelehrsamkeit um die Wette, daß man nicht wie ein Cato oder Varro von der Viehzucht schreiben kann, wenn man nicht selbst e grege ein Ehrenmitglied und ein Kühhirte gewesen ist." (II, 385.)

**) Das geschah leider weder damals noch heute. Um dieselbe Zeit (Jan. 1779) schrieb H. über ein Buch, das über die Taufe richtete, ohne von

Wer die Wahrheit ſchreiben will, muß die Wahrheit gelernt haben. Sie iſt geiſtiger Natur. Wo ſie in concreto erſcheint, erſcheint ſie überall wie alles konkrete Leben als Widerſpruch, wie in der Schöpfung, im Worte Gottes, im Menſchen-Sohne, oder ſie „iſt jener berühmte Stein unſerer Weiſen, die urplötzlich jedes unreife Mineral, und ſelbſt Stein und Holz, in wahres Gold zu verwandeln wiſſen," d. h. Betrug der philoſophiſchen Alchymiſten, welche, die Wahrheit Gottes als Auskehricht wegwerfend, ihre unreifen Phantaſieen als ächtes Gold der Wahrheit ausgeben!

Herder, ſo meint Kant weiter, finde in der Uebereinſtimmung des ganzen uns bekannten Traditions-Syſtems einen vermeintlichen Beweis für die älteſte Urkunde. Allerdings iſt die Einheit der Völkerſtimmen und die Identität unſers Fleiſches und Blutes der Schlüſſel zu den Archiven lebender Wilden und den Reliquien bereits verklärter Nationen. Aber nur reichen Geiſtern, welche wirklich und gründlich die Geſchichte der Völker zu durchforſchen im Stande ſind, iſt dieſe Beweisführung möglich. Was ſollen die armen Leute machen, die doch auch Menſchen ſind und leben wollen? Gibt es für ſie keinen Beweis? Mögen ſie nur, wie der arme Archimedes einen Standort außerhalb der Erde ſuchen! Finden ſie ihn, ſo werden ſie von ihm aus die Wunderkraft ihrer einfachen Beweismittel zeigen. Der Standpunkt iſt kein anderer, als der, von welchem man auch den Urheber der älteſten Urkunde, der groß und unbekannt iſt, wie Elihu ſagt (Hiob 36, 26), für das erkennt, was er iſt. Dieſer Standpunkt iſt nicht Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, Disputiren und Reflektiren, ſondern das Leben durch Gott und in Gott. Wer dieſen Standpunkt nicht einnimmt, dem bleibt die älteſte Urkunde wie die ganze Bibel unbekannt trotz Vernunft und Wiſſenſchaft; wer dagegen auf ihm ſteht, der hat

---

der Taufe und ihrer Kraft eine Ahnung zu haben: „Die unvergeblichſte Sünde und die größte Barbarei menſchlicher Vernunft iſt es, über ehrwürdige Gebräuche (geſchweige die heiligſten Geſetze) philoſophiren zu wollen, bei der gröbſten Unwiſſenheit kompetenter Grundſätze" u. ſ. w. (IV, 382.)

einen unwandelbaren, Sele und Geiſt erfüllenden Beweis, welcher aller Kritik überlegen iſt, wenn auch Kant und ſeines Gleichen Bibel und Chriſtentum von ihr über den Haufen geworfen anſah.

„Unter allen Sekten, die (nicht blos für Lehre, Wiſſenſchaft, ſondern) für Wege zur Glückſeligkeit, zum Himmel und zur Gemeinſchaft mit dem Ente Entium oder dem allein weiſen Encyclopädiſten des menſchlichen Geſchlechts ausgegeben worden, wären wir die elendeſten unter allen Menſchen, wenn die Grundveſte unſers Glaubens in dem Triebſande kritiſcher Modegelehrſamkeit beſtände. Nein, die Theorie der wahren Religion iſt nicht nur jedem Menſchenkinde angemeſſen und ſeiner Sele eingewebt, oder kann darin wieder hergeſtellt werden, ſondern ebenſo unerſteiglich dem kühnſten Rieſen und Himmelsſtürmer, als unergründlich dem tiefſinnigſten Grübler und Bergmännchen.“*)

Chriſtentum iſt Lebensgemeinſchaft Gottes mit der Menſchheit in Chriſto und des Menſchen mit Gott durch Chriſtum. Die Bibel iſt die Urkunde dieſer Gemeinſchaft. Ihre Auslegung gehört darum Gott zu; in weſſen Geiſte Gott lebt, der verſteht ſie, in weſſen Geiſte Gott nicht lebt, der legt ſie mit allen kritiſchen und ſprachlichen Mitteln nicht aus. Das iſt H.'s Philoſophie, darum er, der Mann des umfangreichſten Wiſſens, des ſchärfſten Geiſtes, bei dem Wahlſpruche verbleibt: **Minimum** est, quod scire laboro. Darum muß er lachen, wenn — Kant und kantiſche Geiſter den „dichtgeſchloſſenen Phalanx unſerer Meiſter philiſtiniſcher, arabiſcher und kretiſcher Gelehrſamkeit“ gegen Ihn, Jeſum Chriſtum, aufmarſchiren laſſen, um ſein Reich zu ſtürzen. Ungeheure Schatten ſehen ſie für dichtgeſchloſſenen Phalanx an. Es wird ihnen gehen wie den Midianitern, deren einer ein geröſtet Gerſtenbrot auf ihre Zelte fallen und ſie alle umſtürzen ſah. Das kleine und verachtete Gerſtenbrot iſt die Lebenskraft aus Gott, einmal ein

*) Aehnlich, nur derber in der ſchon S. 261 Anm. angeführten Recenſion: „Die Weisheit unſerer Glaubensgeheimniſſe iſt allen poetiſchen Gewittern und witzigen Platzregen der ärgſten H— und Xantippen undurchdringlich und wird wol jedem böſen und ehebrecheriſchen Geſchlechte ewig verſchleiert und verſiegelt bleiben.“ (IV, 382.)

Gideon, ein andermal ein Hamann, wie auch Verleger und Publikum seine geringe Autorschaft verachtet. Und weil die Gotteskraft ihre Macht beweisen wird, kann und will Hamann „in dieser, dieser neuen Zeit," nachdem er zu einem kurzen Worte den Mund aufgethan, vor dem Zeitgeists-Geschrei schweigen, und dadurch beweisen, daß er Philosoph ist. Das aber, was er geschrieben hat, bleibt als gewaltige Ueberschrift stehen, wie die Ueberschrift, welche Pontius Pilatus über das Kreuz Christi setzte.

III. Versuch einer Sibylle über die Ehe. (1775.)

Komm ich als ein Geist zu Dir,
So erschrick nur nicht vor mir.

„Ich muß jetzt schreibt H. an Herder am 4. Oktober 1774, ein expedirender Copist sein, und Sie können leicht denken, wie mir bei einer solchen Arbeit zu Mute ist. . . Doch arbeite ich in verlorenen Augenblicken an einem Versuch über die Ehe, den Hartknoch als ein Denkmal auf seine Hochzeit verlegen soll. Wenn er auch nur einen Bogen beträgt, — in Wirklichkeit betrug er nur einen halben, — so soll er Sterling sein, wie ich hoffe und wünsche und trachte." An Hartknoch selbst schreibt er am 30. Nov.: „Ich habe den Anfang in ihrer Hochzeitwoche gemacht, und bisher so wenig ins Reine und soviel im Kleck davon geschrieben, daß ich nach der Mühe, die es mich gekostet und noch kosten wird, einen so kleinen Embryo zu liefern, nicht anders als etwas eitel und zuverlässig von dessen Tugend und Kraft mutmaßen muß." (V, 111.) Am 2. Adventssonntage meldet er: „Der kleine Sibyllenversuch ist fertig. . . Auf die Ostermesse muß er in die Welt als ein kleines klimakterisches Monument meines 45sten Jahres. Ob Sie ihn ohne Anstoß des Gewissens werden drucken können, hierüber erwarte ich Ihr treuherziges Bekenntnis, melde aber zum

voraus, daß der ganze Knoten eben darin liegt, daß er Scandal unſerm moraliſchen Jahrhundert geben ſoll; und wenn er dieſe Wirkung zu thun im Stande iſt, ſo habe ich meinen Endzweck erreicht."

Das Jahrhundert ſetzte ſeine Ehre darein, aus dem dogmatiſchen das moraliſche zu werden, hielt es aber zugleich für ſeine Aufgabe, ſowol die ewige Grundlage der Moral, das Leben in Gott, durch Gott, als die zeitliche, die Ehe, zu zerſtören. Weil das Verhältnis von Mann und Weib ein Abbild des Verhältniſſes zwiſchen Gott und Menſchheit iſt, muß jede Trübung des erſtern die Erkenntnis des letztern verhindern. Einem ehebrecheriſchen Geſchlecht, — in jedem Sinne des Worts, — muß alſo „die Weisheit unſerer Glaubensgeheimniſſe ewig verſchleiert und verſiegelt bleiben." (S. 262.) War es H.'s Tagewerk, dieſe Weisheit zu entſchleiern, ſo mußte ſeine Muſe, wenn auch als Sibylle, den Verſuch machen, die Offenbarung Gottes über die Ehe in der ehebrecheriſchen Zeit wie eine Fackel leuchten zu laſſen. Drei Bücher, in welchen ſich der Zeitgeiſt über die Ehe in verſchiedener Weiſe ausſpricht, gaben, wie H. erzählt, den äußeren Anſtoß, des Nordbritten Wilke's Essay on Woman, Hippels Buch über die Ehe, welches H. indeß dem preußiſchen Grecourt Scheffner zuſchrieb, und eine Sammlung Hochzeitsgedichte von Hinze, unter dem Titel Galimafree, (d. i. ein Gehäck, Fricaſſee, haché.)

Die Majeſtät des Menſchen iſt ſeine Gottähnlichkeit, das Majeſtätiſche und Heilige der Ehe iſt die der ehelichen Verbindung gegebene, göttliche, relativ ſchöpferiſche Kraft, mit Bewußtſein und aus freier Wahl ein Bild Gottes ins Daſein zu rufen. Daß wir uns dieſer Gleichheit mit Gott in der Ausübung ſchämen, das Majeſtätiſche, Gottähnliche verhüllen, verhüllen müſſen, dadurch dem herrlichen, allein weiſen und hochgelobten Schöpfer einen ſtummen Vorwurf machen, das beweiſt, wie kaum eine andere Thatſache, daß in unſerer Natur ein heimlicher Schandfleck verborgen liegt. Er iſt ein „bedeutendes Zeichen und Merkmal zur Erhaltung einer urkundlichen Begebenheit," die H. hier nicht näher bezeichnet, die aber keine andere iſt als die Loslöſung

der Menſchennatur von der Majeſtät Gottes, wodurch die uns gebliebene Majeſtät zum Diebſtahl und Raube, zum Gegenſtande der Scham und Schande und zur Urſache immer ſchmächlicherer Verunehrung wird.

Das, was das Majeſtätiſche in der Vereinigung von Mann und Weib iſt und ſein ſollte, wird die Quelle der kräftigſten, ſelbſtſüchtigen, niedrigen, thieriſchen Luſt. Dieſer Luſt gibt unſere Geſetzgebung Recht und Freiheit, und verlangt noch dazu, wie ein Gott, abſolute und alleinige Anbetung. Da durch den Eheſtand die Gottähnlichkeit fortgepflanzt und entwickelt wird, ſo iſt er ſeinem Weſen nach der köſtliche Grund- und Eckſtein der ganzen Geſellſchaft, wie blinde Heiden und ſelbſt der allezeit fröhliche Horaz erkannt haben. Darum „offenbart ſich der menſchenfeindliche Geiſt unſers Jahrhunderts am allerſtärkſten in den Ehegeſetzen," welche die Majeſtät der Ehe zur Sklavin willkürlicher, ſelbſtſüchtiger Gelüſte herabwürdigen. „Wenn es aber Barmherzigkeit von Seiten der Geſetzgeber ſein ſoll, der Verſtockung des menſchlichen Herzens zu Gefallen öffentliche Sünden und Laſter zu privilegiren; ſo iſt es die höchſte Gerechtigkeit von Seiten des Weltrichters, die Schänder ſeiner Majeſtät einem paraphyſiſchen Gebrauche ihrer eigenen Leiber zu übergeben," ſie deswegen und ebendadurch, daß ſie das Göttliche, Majeſtätiſche in die hauptſächlichſte und üppigſte Weide ihrer Sündenluſt verwandeln, aus der majeſtätiſchen Höhe, die der Menſch hat, in den Koth zu ſtoßen.

Darum wäre nichts heilſamer für das menſchliche Geſchlecht, als dem Ideal der Heiligkeit für den Eheſtand nachzuſtreben, das der Erfüller des moſaiſchen Rechtes als ein Reichsgeſetz des Himmels und ſeiner neuen Erde geprediget hat. Alle Ehebrecher müſſen, wie Moſes geboten, geſteinigt werden. Das Geſetz kann nicht wie der Schemen unſerer zeitigen Moral und ihrer eitlen Prediger aufgelöſt werden. Es iſt ein feſtes, prophetiſches Wort. Es muß in irgend einer Weiſe erfüllt werden. Die Ehebrecher, auch die, welche es im Sinne Jeſu ſind, ſteinigen durch ihre Sünde ihr eigenes Leben. —

Das Geheimnis, das in der Ehe liegt, ist also groß: sie offenbart das gottebenbildliche Wesen des Menschen; „Gottes Ebenbild und Ehre der Mann, und dessen Ehre das Weib — das heißt: Der Mann verhält sich zu **Gott**, wie das Weib zum Manne und wo diese Drei Eins sind, wird „das Weib durch Kinderzeugen selig und der Mann des Leibes Heiland."

Das Verhältnis der Geschlechter hat allerdings auch seine leibliche Seite. Auf sie hinschauend, soll der Versuch den Stimmen des Zeitgeistes in Prosa und Poesie nicht nachbuhlen; denn alle taube Freude seines Geschmacks und der laute Kitzel seines Witzes ist „vermummte Traurigkeit und Verzweiflung."

Aber wo springt die Quelle dieser heimlichen Weisheit, welche die Sibylle sich über die Ehe, auch über deren leibliche Seite erworben hat? In der Ueberwindung der Afterkeuschheit, der Tochter jener Gott verurteilenden Scham! Sie fühlt sich im Innersten gekränkt, wenn nicht ihre Sprache geredet wird, und kann nur schöne, schmachtende, geistige Beiwörter vertragen, bis sie im Scheine der Aufrichtigkeit ihr Inneres schaut, und in der Afterkeuschheit Unkeuschheit erkennt. „Durch diesen Feuerstral der Selbsterkenntnis werden alle schönen Beiwörter kohlschwarz." Man fängt an, alle ehrbaren, schmachtenden, entzückten Liebhaber für Wehrwölfe, kriechende Widersacher und geistliche Ungeheuer zu halten, „die Milch und Honig auf der Spitze der Zunge, aber Gift und Galle in den Schatzkammern des Herzens führen."

Die Afterkeuschheit, der tote und unfruchtbare Wohlstand, ihr hoher Geschmack, der Tand ihrer Verdienste, „ist nichts als Caviar des Leviathans, der hoch in den Wellen des Luftkreises herrscht," Samen des Fürsten der Finsternis. „Die Schamröte eurer Jungferschaft, ihr schönen Geister! ist gallikanische Schminke, Kreide und Insektendotter, aber kein adelig angeborner Purpur eines gesunden, vom Himmel geschenkten, belebten Fleisches und Blutes."

Es wird die Ueberwindung der Afterkeuschheit der Unschuld stets ein Opfer, oft ein schmerzliches kosten; aber ohne dies „bleibt

das Kleinod und Heiligtum der Keuſchheit unbekannt und der Eingang dieſer himmliſchen Tugend undurchdringlich." —

Sie aber verſteht auch die leibliche Seite, ihren Grund und Zweck, wie Gott ſelbſt ihn nach H.'s bildlicher Darſtellung*) geordnet und gedeutet hat. Mag nun dieſer ganze Verſuch als ein Gericht Irrlichter angeſehen werden, die H. aus dem faulen Graben ſeiner benachbarten Wieſen gefiſcht,**) ſo wird er ſich doch nicht wie eine Galimafree, jenes Gehäckſel von irrlichteliren-den Liebesliedern, genießen und verdauen laſſen. Vielmehr bleibt die Muſe, die über die Geheimniſſe der Liebe und Ehe ſchreibt, eine Sibylle, die „ihr Meduſenbild dem Buſen einer Minerva weiht."

IV. Vettii Epagathi Regiomonticulae

hierophantiſche Briefe.

Joel III, 9. 10. Matth. XIX, 11. Klagl. IV, 15. (1775.)

Schon in des Zacchäus Prolegomena, erwähnt H., wie ich erzählt habe (S. 258), daß von dem Schmerz über die Semilibell des Oberhofpredigers Stark, der ein rechtſchaffener Sohn ſeiner Zeit, und zugleich ein heimlicher Jeſuit und Papiſt war, ſein Geiſt aufs neue befruchtet ſei. Ausführlicher ſchreibt er am Oſterfeſte 1774, 3. April, darüber an Herder (V, 64 ff.): „Dieſer Mann hat den 24. März pro loco Prof. Theol. ord. disputirt: Tralatitia ex Gentilismo in religionem christianam. Dies iſt ſein Steckenpferd, und er hat mit mir von Boulangers Christianisme développé geredet, als einem ſeltenen und merkwürdigen Buche .... Der Mann ſchreibt ein ziemlich gentiliſch tralatitiſches Latein, .. ſonſt hat er nicht den geringſten Verſtand von Heidentum und

*) Hippel ſagt von ihr, es liege darin „ein gewiſſes Licht, das, wenn mans in einer Laterne trägt, gute Dienſte thut."

**) Im Briefe vom 13. Febr. 1775 (V, 130) an Hartknoch erklärt H. demſelben auf eine Anfrage dieſes einem beſondern Erlebnis entnommene Bild.

Christentum, und ist bei einigen guten Gaben ein fauler Bauch, wie Paulus von den Kretern und Luther von den Mönchen sagt. . . Wie leicht würde es ihm werden, die Lehren der Menschwerdung, der Versöhnung, der heil. Dreieinigkeit als Reliquien des Heidentums zu behandeln! . ." Schon am Himmelfahrtsfeste schrieb H. den ersten Brief gegen die Tralatitia. Dann aber stockte die Arbeit; denn einmal wollte er, um den Bären erst zu fangen, wie er an Hartknoch schreibt, mit Fleiß sämmtliche Kirchenväter studiren, sodann hatte er Not, die ihm zuströmenden Gedankenblitze in einen Brennpunkt zu sammeln. „Es wird, klagt er bei dieser Gelegenheit (V, 126), keinem Menschen auf der Welt so schwer und so leicht, einen Brief zu schreiben, als mir, und ich bin das wunderbarste Gemisch von extremis. Mein Warenlager über den Artikel, den ich im Schilde führe, ist so voll, daß mich mein Ueberfluß arm macht." Eins nur stand ihm von vornherein fest: „Ich wollte gern die Sache mit so lachendem Mute als möglich abmachen und bin noch zu warm dazu." (V, 67.) Denn die Tralatitia war ihm, wie alle mächtigen Wogen, die der Zeitgeist gegen das Christentum trieb, „im Grunde eine Wasserblase," über die jeder, der sie mit den Augen Gottes durchschaut, auch das Lachen Gottes empfindet, von dem der zweite Psalm spricht.

Der Oberhofprediger hatte schon früher den Freimaurerorden in einem Liede mit dem Titel „Hierophant" besungen. Das, was er im Hierophanten und in der Tralatitia als das ächt Christliche ansieht, ist kaum etwas mehr, als was vernünftige Heiden und Muhamedaner auch wissen. Er war also selbst ein heidnischer Oberpriester. Für einen Menschen oder vielmehr eine ganze Zeitrichtung, die so wenig von Heidentum wie Christentum versteht, daß sie die allgemeinen religiösen Begriffe, die auch Heiden haben, für das wahrhaft Christliche erklärt, das spezifisch Christliche hingegen, das absolut Neue in der Weltgeschichte aus dem Heidentum ableitet und darum verwirft, für eine solche Zeit gehören hierophantische Briefe, welche die grandiose Lächerlichkeit und Unvernunft aufdecken, daß ein hierophantischer Geist, der für das Wesen des Christentums stockblind und stocktaub ist, über das Christentum

endgiltig zu richten sich für befähigt ansieht. Aehnlich wie ein Zacchaeus Christianus, nicht ein philosophischer Apollonius, die älteste Urkunde unserer Religion bevorwortet, muß gegen den großen Hierophanten, den Zeitgeist, ein Vettius Epagathus als advocatus Christianorum *) auftreten, der durch sein Leben und durch seinen Tod beweist, daß er die geheimnisvollen Lebenskräfte des Christentums kennt, und diese, als die allein siegreichen Ueberwinder aller vernünftigen und unvernünftigen Disputationen und Deklamationen über das Herz des Christenglaubens, in den Kampf führt. Damit ist zugleich der Inhalt und Zweck der sieben hierophantischen Briefe angedeutet. —

Was auch das Christentum sei, jedenfalls ist es eine geschichtliche Erscheinung von solcher Bedeutung, daß selbst die Feinde und Verächter sich gezwungen fühlen, dem Ursprunge desselben nachzuspüren. Eines steht ihnen von vornherein fest, daß es nicht aus der Selbstoffenbarung Gottes stammt, weil ihre Vernunft längst bei sich beschlossen hat, die lebendige Selbstmitteilung Gottes für unvernünftig zu erklären. Aber woher stammt denn das Christentum? Der erste Brief macht uns mit dem Erklärungs-Versuche der Hierophanten aller Art und Zeiten bekannt. Das Christentum war — das ist das Resultat ihrer sorgfältigen, wissenschaftlichen Studien! — Anfangs ganz und gar nicht das, was sich jetzt für das wahre, positive, biblische Christentum ausgibt. Dieses ist vielmehr teils durch den natürlichen Hang der Menschen zum Wahnsinn, teils durch die von Selbstsucht nicht freie Herablassung zu den Anschauungen der zu bekehrenden Heiden entstanden! Es genügt vorläufig, auf die handgreiflichen Widersprüche in dieser Erklärung hinzuweisen, die chronologische, geographische, dogmatische Ungenauigkeit in der Untersuchung zu rügen und klar aufzudecken, daß solche Splitterrichter des Christentums einen Balken der von ihnen verurteilten Gebrechen im eigenen

*) Vettius Epagathus Lugdunensis war ein Märtyrer unter dem römischen Kaiser Verus, sein öffentlicher Beiname war Advocatus Christianorum, wie H. öfter anmerkt, z. B. VII, 83.

Auge tragen, sei das nun proclivitas hominum ad delirandum oder egoistische Accomodation an Zeitströmungen oder eine andere päbstliche Verirrung.

Nur das Eine ist noch von vornherein zu bemerken, — was freilich auch schon andere vor H. ausgesprochen haben — daß Erscheinungen des Christentums, welche mit heidnischen einige Aehnlichkeit haben, deswegen noch nicht aus dem Heidentum hergeleitet werden dürfen, da sie aus dem Urboden, der Heiden und Christen gemein ist, aus dem Urwesen des Menschen stammen könnten. (Vgl. VI, 19.) H. nennt keine Einzelheiten; es gehören hierher die ernsten Versuche der Heiden, die Hoffnung auf Wiedervereinigung der Gottheit mit der Menschheit festzuhalten, Versöhnung mit zürnenden Göttern zu finden u. dgl. Sehen wir diese auf heidnischem Boden stets fruchtlos bleibenden Anstrengungen im Christentum mit Erfolg gekrönt, so ist das spezifisch Christliche, was darin offenbar wird, keineswegs eine tralatitia ex gentilismo, sondern die endliche von Gott gewirkte Erlangung dessen, was die Menschennatur unter Schweiß und Thränen Jahrhunderte lang und bis zur Verzweiflung vergeblich gesucht hat.

Zweiter Brief. Was ich an Andern anklage, muß ich auch an mir anklagen; oder meine Anklage ist die Deklamation eines Sophisten. Glaubte der Hierophant seiner eigenen, gelehrten Beweisführung, daß das biblische Christentum aus dem Heidentum entstanden ist, und hasste er wirklich das Heidnische und Päbstliche, so würde er selbst doch kein Christentum aufs Tapet bringen wollen, das sowol dem vernünftigen Heidentum als dem Pabsttum fast so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern! Er hätte dann dem Gottesmenschen Luther zugejauchzt, „der den größesten Teil jener heidnischen Greuel aus dem calotschen Gemälde vom Christentum vor des Hierophanten Kreation und Promotion glücklich getilgt.“ Er wäre von Luthers, aus den innersten Tiefen hervorquellender Lebenskraft wenigstens so viel angehaucht, daß er das Hohngelächter über dessen Reformation und Bibelübersetzung, die dem vernünftigen, wissenschaftlichen Zeitgeiste schon als Leichnam gilt, gedämpft und den Unterschied fühlbar gemacht hätte zwischen der Kritik eines

Gottesmenſchen, und jener, die „mit dem Zahnſtocher in der Hand“ geübt wird!

Ob die gerühmten, literariſchen Opera der Hierophanten für die Zukunft ſo viele Lebensfrucht ſchaffen, als die von ihnen verachteten Bücher des bibliſchen Chriſtentums, oder ob ſie nur für den Makulaturkaſten fruchtbar geweſen ſind, wird die Richterin Zeit entſcheiden. Wenn ſie ſich aber neben den ſogenannt wiſſenſchaftlichen Werken auch ihrer moraliſchen im Gegenſatze zur Dogmatik des Chriſtentums rühmen, ſo muß man doch fragen: ob ſie nicht in einem Jahre von Sündern und Zöllnern, die durch den chriſtlichen Glauben begnadigte Menſchenkinder geworden ſind, vielleicht mehr gute Werke genoſſen haben, als ſie ihr ganzes Leben lang fähig ſein werden auszuüben?! An ſolchen literariſchen und moraliſchen Werken ſind ſie fruchtbar, die aus der ſelbſtſüchtigen Gegenſeitigkeit: „Ehre und beſchenke mich, ſo ehre und beſchenke ich dich wieder!“ geboren werden. Aber iſt das nach Luk. 6, 34, 35 und 14, 12 ff nicht im Geſchmack des heidniſchen Chriſtentums, das ſie ſelbſt verdammen?

Der Hierophant richtet ſeine Angriffe gegen das Pabſttum, als ſei dieſes die älteſte und wahre Mutterkirche. Das liebe Luthertum wird wie ein bloßes Schisma und eigenmächtiger Separatismus eines aufſtößigen, unwiſſenden und wahnſinnigen Mönches gar nicht in Rechnung gezogen. Die Lutherſche Reformation des Chriſtentums iſt gegen die, welche der Hierophant vornimmt, eigentlich gar nichts. Um wirklich den Namen Chriſten zu verdienen, müſſen wir dem großen Reformator „Zeitgeiſt“ zu Fuße fallen, der in Büchern wie „Alexander von Adlersheim und Hephäſtion“ wahrer und tiefer als Bibel, Luther und augsburgiſche Confeſſion uns offenbart, was Chriſtentum iſt. Die Kraft dieſes Spottes werden auch unſere Hierophanten fühlen. Wir können mit dem Worte Jeſu, das dieſe zu ihrem Motto machen, von ihnen Abſchied nehmen: Ab initio non fuit sic! d. h. im Sinne der Hierophanten: Der Anfang des Luthertums und Chriſtentums iſt nicht ſo geweſen, wie die bibliſch-gläubigen Chriſten heute ſagen, vielmehr ſo, wie wirs uns ausgedacht haben! Hamann

aber meint, Christentum und Luthertum, diese gewaltigen, durch alle Zeiten fortwirkenden Erscheinungen, sind wahrlich von Anfang an nicht solche Schemen gewesen, wie der Hierophant sie malt. Oder haben Schemen auch welterneuernde Kraft?!

Dritter Brief. Das Christentum beweist sich selbst durch die ihm inwohnenden und von ihm ausströmenden Lebenskräfte. Will man es verstehen, so muß man diese in sich wirken lassen, verschließt man sich gegen sie und vermißt sich doch, das Christentum zu erklären, so macht man sich selber zum Spott.*)

Von diesem Kernpunkte aus wird der scheinbar willkürliche, zusammenhanglose Anfang des dritten Briefes leicht verstanden. Eine nicht aus dem Leben, sondern aus der Scholastik geschöpfte Betrachtung des Christentums ist lau Wasser für den Mund der Nachwelt, wenn der Betrachter von der widerkäuenden Gemeinde in der Gegenwart auch Erzengel (Michaelis) genannt würde. Ob H. auch wie ein Scholastiker über das Christentum schreibt? Als Antwort gibt er ein Stücklein aus seinem Copistenleben. „Was sind alle Leiden des jungen Werther gegen den Druck, worunter ich Gottlob! schon sieben Jahre in meinem Vaterlande als ein Palmbaum getrieben!" (Vrgl. S. 99 ff.) Ein solcher Geist, der weiß, daß Religion, sei es die biblisch-christliche oder die sich selbst widersprechende der modernen, starken Geister nicht Lehre, sondern Leben ist, kann bei ihrer Betrachtung nicht leblos bleiben. Er hat Lebensbeweise für sie, nicht Lehrbeweise; doch wird er sein Bestes thun, jene zu lehren. —

Was bleibt dem Hierophanten, nachdem er alles Heidnische, Jüdische, Unvernünftige, Schwärmerische u. s. w. abgezogen hat, vom Christentum übrig? Ein materielles Nichts und ein geistiges Etwas, ganz dasselbe, was unsere heutigen Scheidekünstler, weß Namens und Standes sie auch seien, über lassen. Das materielle Nichts, d. h. die geschichtliche Thatsache, aus welcher

*) Davon war schon in den hellenistischen Briefen, den Magi, der Aesthetica, den Prolegomenen gehandelt; auch später kämpft H. mit dieser siegreichen Hauptwaffe, wie im Kogzompax (VI, 10.)

das Christentum entstanden ist, ist nach Friedrich II. dies: „Einige Wunderwerke ausgenommen, welche nur poetische Köpfe schwindlig zu machen vermögen, ist das Christentum nichts als unser heutiger Theismus (— man kann für dies Wort auch dasjenige setzen, womit der jedesmalige Zeitgeist die Höhe seiner religiösen und philosophischen Bildung bezeichnet, —) und der Held jener jüdischen Sekte ein homunculus von zweideutiger Abkunft, der mit den Ungereimtheiten alter hebräischer Prophezeiungen die Recepte einer dem Stoicismus ähnlichen Sittenlehre zusammenmengte. Ihn apotheosirte das Concilium zu Nicäa, wie das chalcedonensische seinen h. Geist."

So ungefähr erzählen die geschichtliche Thatsache vom Ursprunge des Christentums auch unsere hierophantischen Reformatoren. Ist dies etwas anders, als ein materielles Nichts? Und lehren nicht die starken Geister, daß aus nichts nichts werden kann? Verdient es also nicht den beißendsten Spott, eine geschichtliche Erscheinung wie das Christentum, die alles in allem umfaßt, aus solcher geschichtlichen Quelle herzuleiten, die nichts ist, und dann zu meinen, alles erklärt zu haben und auf der Höhe der Wissenschaft, namentlich der Logik zu stehen!!

Wenn die Weltgeschichte in gleicher Weise behandelt würde, was würde aus ihr werden! Und dieser Koloß der philosophischen, historischen, grammatischen Kritik, jüngsthin noch eine blendende Fee, welche scheusliche und lächerliche Furie wird er werden! Sein goldenes, in die Wolken ragendes Haupt wackelt schon, denn die Füße, worauf er steht, alte hebräische Prophezeiungen mit einer gesunden Moral, poetische Liebe zum Wunderbaren mit Laconismus Stoicus vermengt, sind unvereinbare Widersprüche. Solche wissenschaftliche Statuen bringt freilich nur der Meißel einer philosophischen Nation zu Stande. Was also sind gegen die Tiefen sowol der Unwissenheit als der Schwärmerei in der hierophantischen Hypothese über den Ursprung des Christentums jene Ungereimtheiten, die man den alten hebräischen Prophezeiungen, und das dunkle Rasen, das man den paulinischen Briefen vorwirft!

Und das „geistige Etwas“ des Christentums, was in diesem materiellen Nichts sich wirksam beweist? Da vermöge der neuesten philosophischen Offenbarungen der Begriff des Geistes in einem guten Löffel voll Grütze besteht, den jeder homunculus eines starken und schönen Geistes unter seinem goldenen Haarschädel oder seiner silbernen Glatze mit sich führt, und da dieser Grützengeist durch das beanspruchte Monopol, allein Geist zu sein, die schon an sich lichtscheue und schwer greifbare, ächte Geisterwelt noch dazu zu Contreband macht: so erscheint es H. als das vernünftigste, dieses unerklärliche, geistige Etwas, das die Hierophanten vom Christentum übrig behalten, in seinem unbekannten Werte zu lassen und bei dem materiellen Nichts stehen zu bleiben, „um zu versuchen, wie die Kraft des Christentums zu diesem angeblichen Urstoffe desselben sich verhalte.“

Die Kraft des Christentums erscheint in vermehrtem Glanze, wenn man mit historischem Ernste nach den Wirkungen des Theismus, d. h. des jedesmaligen Zeitgeist-Christentums fragt, das durch eine Legion witziger, scharfsinniger, geschmackvoller, gelehrter Leute plausibel, populär, orthodox, vernünftig, moralisch gemacht wird. Nur einen Blick darum in die Geschichte! „Kann wol selbst ein Arouet Falstaff,*) der unverschämteste Spermolog und Virtuose, Hiero- und Sykophant seines Jahrhunderts, in Abrede sein, daß die christliche Epoche alle seine Aeonen an den außerordentlichsten Wirkungen von Umfange und Dauer unendlich übertreffe — und daß der Name eines jüdischen homunculi durch gute und böse Gerüchte und die äußerst entgegengesetzten miracula speciosa, die aller Thaumaturgie und Illusion dramatischer und epischer Dichtkunst Trotz bieten, über aller mythologischer Götter, griechischer Weisen, römischer Helden und Kartouchen Name mehr erhöht worden, als es keinem Modernen jemals gelingen wird, sich selbst

*) Arouet nahm den Namen Voltaire an, weil sein eigentlicher Name ihm nicht gefiel. Richtiger, meint H., hätte er sich Fallstaff genannt, denn was ist er anders unter Poeten, Philosophen, Historikern und Theologen als Falstaff unter den Helden und Männern!!

unsterblich zu schreiben oder es durch die Bauchpfaffen der schwärzesten Mönchskunst zu werden."

Welches ist überhaupt der in der Weltgeschichte wirkende Sauerteig? Ist es die Logik und jene Moral, deren das Zeitgeist-Christentum sich rühmt, ohne sie auszuüben? oder die religiöse Energie? Diese, schon in ihrer Verzerrung so tief und weitwirkend, wie keine andere Kraft, hat ihre heilige Wahrheit und Vollendung in dem jüdischen homunculus gefunden, der, ein Bettler und Verworfener, schon bald nach seiner „zweideutigen Geburt" als König anerkannt wurde und seitdem als König nicht von dieser Welt herrscht. Und „welche irdische Monarchie oder Republik kann sich einer solchen Ausbreitung und Dauerhaftigkeit, einer solchen absoluten Freiheit und despotischen Gehorsams, solcher einfachen und zugleich fruchtbaren Grundgesetze rühmen? Dem Gerüchte seiner Lehre erscheinen alle Kräfte der drei Naturreiche und alle großen und kleinen Triebfedern der menschlichen Gesellschaft untergeordnet, wenn man auch die Kirchengeschichte blos aus dem Knochengerippe eines Schweizers studirt, dessen Kenntnis sich freilich nicht weiter als auf die Aus- und Eingänge der festen Gottesburg erstrecken kann." *)

Dieses Reich der Himmel ist durch die ganze Geschichte vor Christus vorbereitet und wird durch die ganze Geschichte nach Christus gefördert, selbst durch den „herrschenden Theismus unsers erleuchteten und gesitteten Jahrhunderts", wenn es auch nur in der Art geschieht, wie durch jenen großen König, welcher aus Hoffart ein Narr wurde. Denn eben dieses hochgekommene Jahrhundert beweist mit unwidersprechlicher Bündigkeit, daß „das ganze verführte menschliche Geschlecht, nicht einmal seine einheimische Thorheit, geschweige eine Staats-

*) Der Abriß der Kirchengeschichte, dessen Vorworte die S. 273 angeführte Stelle, das „materielle Nichts des Christentums" entnommen ist, war in der Schweiz (Bern) gedruckt. H. macht die Anmerkung: „Der Schweizer eines Hotels sieht wol Leute aus- und eingehen, ohne zu wissen, was sie im Innern des Hauses thun; was weiß ein Thürhüter von dem, was im Cabinet vorgeht." (VIII, 263.)

weisheit höherer Ordnung zu erkennen fähig, aber lächerlich genug ist, erstere zum Maßstabe und Probirstein der letztern zu machen." Diese Beweisführung ist die Wurzel, aus der die göttliche Thorheit entspringt, welche weiser ist, als die menschliche Weisheit.

Mag das Christentum im Vergleich zu irdischen Erscheinungen immerhin und aus Grundsatz ein „kleines Senfkorn" sein, so ist wenigstens sein Ferment, das durch alle Zeiten dringt, unleugbar, während jedes Mode-Christentum, sobald die Mode vorüber, wie ein dummes Salz fortgeworfen und von den Leuten zertreten wird. Die im Geist und aus dem Geist ihres Jahrhunderts schreiben, werden von den Kindern desselben trotz ekler Stimme und garstiger Füße freilich wie ein Pfau angestaunt. Jede erhabene Pagode der Zeitphilosophie wird von ihren Kindern als die endlich entdeckte Wahrheit bewundert. Wer aber verstände, die Fackel bis ins Innerste derselben zu tragen, der würde auf — einen Affen stoßen, wie Affen den eigentlichen heiligen Inhalt so manches heidnischen Tempels bildeten, denen Hekatomben geopfert wurden! Man würde erkennen, wie alle von der Offenbarung losgerissene Philosophie als ein Kipper und Wipper so manche Wahrheit behandelt und trotz einem Münzjuden so manche Lügen gangbar zu machen sucht.

Was für eine Logik liegt also in der Weisheit, welche das Christentum zu einem materiellen Nichts macht, und daraus die allergrößeste Kraftäußerung herleitet, welche die Welt kennt! Aus leeren Worten kommt keine Lebenskraft. Was soll darum alle Erklärung des Christentums aus heidnischen oder jüdischen oder andern Worten und Gebräuchen! Wären selbst die Worte dieselben, so wäre doch die Kraft des Christentums aus einer andern Quelle herzuleiten, wie schon Mosheim angemerkt hat, daß das Wesen einer Sache nicht aus Worten gelernt werden kann.

Der vierte Brief fragt nach der Zeit und dem Orte, wo denn das Christentum in jener Gestalt existirt habe, welche der Hierophant das ächte, reine, ursprüngliche nennt? Das Christentum ist älter als Heidentum und Judentum, denn es hat seine

tiefste Wurzel im Wesen des Menschen und in dem gnädigen und starken Willen dessen, der seine Lust daran hat, aus Menschengeistern und Menschenangesichtern sein Bild in lichter Klarheit widerstralen zu sehen! Gleicherweise ist das Pabsttum und die hierophantisch-purificirte Religion älter als die mannigfachen, geschichtlichen Ausgestaltungen beider. Sie haben ihren Urspung in der Hoffart und Selbstsucht der von Gott nicht durchdrungenen Menschennatur. Wenn nun Jemand ein Hierophant ist und das Christentum nicht kennt noch kennen kann, folgt daraus, daß es keine Christen gibt oder geben darf, und daß ihnen das Herz aus dem Leibe geschnitten werden muß, damit sie nur dem Hierophanten ähnlich werden? Und wenn es in der Natur der Sache liegt, daß der lebendige Kernpunkt des Christentums der hoffärtigen und selbstsüchtigen Menschennatur widerwärtig sein muß: „wird es wol gelingen, die göttliche Bestimmung eines Steins zum Anstoße, eines Felsen zum Aergernis, eines Zeichens zum Widerspruch durch neue Lesarten, neue Uebersetzungen, neue Dogmen, neue Homilien, neue Grammatiken und Vokabelbücher aus dem Wege zu räumen?" Und wenn es der hierophantischen Wissenschaft gelänge, durch diese Mittel der Welt ein ihr unanstößiges, zusagendes Christentum zu fabriciren, wäre das noch Christentum?

Ganz so wie das Christentum selbst, will, um verstanden zu werden, seine Urkunde, das Wort Gottes, behandelt sein. Es wird nicht kanonisch durch Kirchenväter und Concilien, sondern ist es durch sich selbst. Es hat in sich das ewige Leben: das ist der Beweis seiner Kanonicität. Das Zeugnis von Menschen, sei es das der ältesten oder neuesten Kirchenväter, ist ihm ebensowenig nötig oder behilflich, wie Christo selbst. Durch diesen Grundsatz ist die Prüfung der Urkunden unsers Glaubens so wenig aufgehoben, daß dieselbe „unwissenden und leichtsinnigen Christen" vielmehr nachdrücklichst empfohlen wird. Gewiß wird es vernünftig und billig sein, eine sachgemäße Prüfung vorzunehmen. Denn „warum will man in Ansehung unserer Bundesbücher die Ausnahme einer Regel oder eines Receptes statuiren, das man zum innigen Verstande aller andern Schriften und vorzüglich klassi-

ſcher jeder Nation und Sprache bewährt gefunden, nämlich ſelbige mit und in dem Geiſt ihrer Verfaſſer zu leſen." Wird alle Grammatik und Archäologie und Topographie den Horaz und Homer aufſchließen, wenn das Organ des Verſtändniſſes, eine reiche Ader der glücklichen Laune und ein homeriſches Herz und Auge fehlen? Wie werden denn die neueſten orientaliſchen und exegetiſchen Wallfarten den moſaiſchen Reliquien näher kommen? Wie kann die Kenntnis der Exegeten, welche die Lebenskraft Jeſu nicht kennen, die Worte Jeſu und ſeiner Apoſtel aufſchließen? „Unſere Religionsbücher fordern ſchlechterdings, in und mit dem Geiſte desjenigen Theiſten geleſen zu werden, der als ihr König, ohngeachtet der geſundeſten und wolthätigſten Moral, welche die Blüte, das Salz und den Aether des erhabenſten Stoicismus und Epikurismus vereinigte, eines ſchmählichen, freiwilligen und verdienſtlichen Todes ſtarb und die fröhliche Botſchaft ſeiner Auferſtehung und Erlöſung und Wiederkunft zum Weltgerichte vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne, vom Süd- bis zum Nordpol hat erſchallen laſſen."

Die Bundesbücher wollen erzählen, wie Gott durch das Volk der Juden für alle Völker eine Errettung beſchloſſen hat, wie dieſe Errettung durch den Gottes- und Menſchenſohn Jeſum Chriſtum vollbracht iſt, und wie ſie kraft deſſen ſich in der Chriſtenheit unter allen Nationen fort und fort bis zur Vollendung vollziehen ſoll. Nun prüfe man mit Sorgfalt und bis ins Einzelnſte, wie ſpecifiſch jüdiſch und doch allgemein menſchlich in jeder Beziehung von Anfang bis zu Ende dieſe Bücher ſind, wie abſolut widerwärtig und doch wie gründlich und allein heilſam Alles in ihnen der Menſchennatur iſt, wie göttlich und wie menſchlich Alles an dem Mittelpunkte Jeſu Chriſto erſcheint, wie unerfindbar unſerer Weisheit und wie natürlich und notwendig für einen Erlöſer des ſündigen Menſchengeſchlechtes, und man wird, und zwar doppelt, wenn man alle übrige menſchliche Literatur gründlich kennt, die Beweiskraft in der Schlußfolgerung H.'s fühlen: „Je angemeſſener der Inhalt dieſer h. Bücher ſowol dem Gott der Juden und dem allgemeinen Plan des großen Naturbuchs als der beſondern Theokratie des kleinen, theiſtiſchen Volkes

und dem heiligſten Charakter ſeines gekreuzigten Königs iſt: deſto bündiger können wir von der Wahrſcheinlichkeit einer allerhöchſten Eingebung dieſer heiligen Bücher und von ihren Verheißungen einer herrlichen Erſcheinung überzeugt ſein." Noch abgeſehen von den innern Data zum Beweiſe unſers Kanons könnten dieſe äußern Data zur Auflöſung mancher gordiſchen Knoten gegen Juden, Chriſten und Muſelmänner des Chriſtentums angewandt werden.

Wer, um die Vernunft nicht zu verleugnen, die Bibel verleugnet, fällt alſo ſehr natürlicher Weiſe in eine größere und übertriebenere Verleugnung des Sensus communis als die iſt, welche man ausüben muß, wenn man etwas von der Gottesliebe und Gottesdemut, die in der Bibel ſich offenbart, ahnen will. Die unvermeidliche Folge des künſtlichen Unglaubens iſt eine ebenſo unerkannte als unwillkürliche Leichtgläubigkeit*) mit welcher, wie ſchon der dritte Brief bemerkte, die Feinde der Offenbarung tauſend philoſophiſche Abſurditäten als heilſame Nahrung verſchlucken, über den Witz des Unglaubens als über die perſönlich gewordene Weisheit und Wahrheit in kindiſche Entzückung geraten und das faule Holz unſerer philoſophiſchen Legendenſchreiber als die Quelle des Lichts preiſen. — Unglaube und Leichtgläubigkeit im Menſchen verhalten ſich zu einander wie des Origenes Sucht zu allegoriſiren und ſeine buchſtäbliche Vollziehung des Eunuchismus. —

Mit einer Bemerkung über ſein umfaſſendes Studium der Kirchenväter ſchließt H. eben den Brief, der auf feſtern Grund, als die Kirchenväter ſind, unſern Glauben und deſſen Urkunden aufbaut.

Den fünften Brief eröffnet ein Excurs über Jul. Cäſar, über den H. zu jener Zeit ein bändereiches Buch aus der Feder des Oberſten Guiſchard, genannt Quintus Icilius, geleſen hatte. Wie ſeinem Meiſter muß auch ihm alles dienen. Selbſt dieſe Lektüre gab ihm Waffen gegen den Hierophanten. Schon als Sekundaner nämlich hatte er es ſich in den Kopf geſetzt, daß alle Schulmeiſter in der ganzen werten Chriſtenheit trotz ihrer Kennt-

*) H. citirt den alten Satz: Philosophi — credula natio. VIII, 265.

niſſe doch der Autorſchaft Cäſars, „jenen koſtbaren Ueberbleibſeln einer römiſchen Heldenſele niemals gewachſen ſein könnten, und daß Kindern und Schulfüchſen über den Verſtand dieſer Fragmente der Kopf ebenſowarm werden müßte, als den meiſten unſerer Chriſten bei Leſung alter hebräiſcher Prophezeiungen zu begegnen pflegt." Nach der dürren Inhaltsangabe der vier Theile ſagt H. ironiſch: „Sie werden leicht erachten, mein Herr, daß es weder militäriſche Antiquitäten noch Neochmieen, ſondern einige vortreffliche Aufſchlüſſe über das Genie und Glück Cäſars ſind, denen ich meine Erbauung in einer ſonſt für mich ſo öden und wüſten Lektüre zu verdanken gehabt." Spottend erzählt er dann noch von einem gelehrten Streite über eine Lesart im Cäſar, der Heldenſele!

Es iſt überflüſſig, noch zu bemerken, wie kräftig dieſe Epiſode die Beweisführung des vorigen Briefes und die Verſpottung aller Scholaſtik zur Erkenntnis des Lebens unterſtützt. Leben fordert, das bleibt der wiſſenſchaftliche Grundſatz, zu ſeiner Erkenntnis gleichartiges Leben. Nur wo das Leben geſunde Nahrung findet, fühlt es Befriedigung und lacht ſich weidlich ſatt über aufgeblaſene Schulfüchſerei. —

Das Chriſtentum verſteht der Hierophant nicht, weil er Chriſti Leben nicht hat. Verſteht er das Heidentum? Welches Heidentum meint er, aus dem das Chriſtentum Worte, Gebräuche, Dogmen entlehnt hat? Das etwa, welches nach Gottes Willen die Fülle der Zeit, in der Chriſtus erſchienen iſt, mit herbeigeführt hat? oder meint er ſeinen Theismum, der ſich zu andern Formen des Heidentums verhalten möchte, wie des Teufels Taſchenſpiel zu ſeinem Schachſpiel und an Tralatitiis ex Gentilismo das ſamaritiſche, römiſche und jeſuitiſche Chriſtentum übertrifft? Wenn die Seligkeit der Heiden, nach den neuſten, ſokratiſchen Apologiſten zu ſchließen, ein Dogma der hierophantiſchen Religion iſt, warum iſt denn dieſe ſo uneins mit ſich, daß ſie dem Chriſtentum etliche heidniſche Worte zum Verbrechen anrechnet? Es gibt ein Heidentum, das ſokratiſche, das von ſeiner Unwiſſenheit und ſeinem Unvermögen überzeugte, welches eine Vorbereitung und Vorbedingung des Chriſtentums iſt.

Dies Heidentum kennt der alles wissende und vermögende Hierophant so schlecht wie das Christentum. Seine Religion ist jenes Heidentum, dessen Hauptgötze Selbstsucht und Hoffart heißt. Dieser treibt die Einen, wie Eva, zur kindischen Lüsternheit nach jeder verbotenen Erkenntnisfrucht, als machte sie klug und Gotte gleich, wiewol sie dumm macht; andere macht er zu grimmigen Menschenjägern wie Nimrod, welche im Netz ihrer philosophisch poetischen Einbildungskraft Proselyten fangen und der Menschheit zum rettenden Wahrzeichen systematische Türme bauen, und geizig alle Ehre der Weisheit, Erkenntnis und ächten Moralität für sich in Anspruch nehmen. Diesen Heiden ist das Christentum ein dunkles egyptisches Gefängnis, aus dem sie mit hellen Haufen ausziehen, um jauchzend das goldene Kalb ihrer Erfindung zu umtanzen.

Mit der Kraft des lebendigen Gottes, der einen Stral des Lichts und der Wärme in das Herz schleudert, nicht mit der Wissenschaft eines Erdensohnes müssen die hierophantischen Heiden bekehrt werden. Diese Wunderkraft des Wortes, die von jeher den Heiden aller Art panischen Schrecken eingejagt, Leben geschaffen und Gericht gehalten hat, fleht H., satt vom Geschreibsel und Weisheitsgetöne, auf seine Zeitgenossen herab! Kein Heer von Literaten, eine legio fulminatrix verwandelt unsern porcelainen, papiernen Kirchen- und Staatshimmel in lebendige, richtende, reinigende, rettende Kräfte, in Blitz, Donner und Hagel, Wolkenbrüste und Weinschläuche, um das durch den Lichtgötzen der hierophantischen Religion ausgedörrte Land zu erquicken. Ein Mönch, stark im Herrn und in der Macht seiner Stärke, kein Scholastiker irgend einer Art, wird unsere schönen, starken Geister zu Spott machen, wie ihren Vorgängern solches von einem Propheten und fressenden Feuergeiste widerfuhr. Hat die lebendige Gotteskraft über die Hierophanten Gericht gehalten, dann wird, wie zu des Elias Zeit (1 Kön. 18, 41. 45.) ein starker und gnädiger Regen, ein Geistesregen auf die dürre Menschheit herniederrauschen, und man wird essen und trinken und satt werden. Darum wer solches versteht und Lebenskraft in sich spürt, auf zu solchem Kampf! „Greif an das Werk mit Freuden, ohne elisäische (2. Kön. 6, 32. 33) noch

hierophantiſche (Matth. 6, 27) Autorſorgen — einen Ellbogen länger oder eine Spanne kürzer zu werden!"

Sechſter Brief. Wenn der Hauptkampf geführt iſt, mag man, ungeachtet aller Gleichgiltigkeit gegen gelehrte Streitübungen, auch einmal auf dem akademiſchen Sande erſcheinen. Die Waffen der Wiſſenſchaft, welche die Hierophanten führen, ſind wenig gefährlich, wie nicht blos das Semilibell des Oberhofpredigers Stark, ſondern manches andern Starken beweiſt. Wenn den Lebendigen auch immer wieder die Luſt ergreift, mit der Kraft des Lebens die Feinde Gottes zu überwinden, ſo iſt er doch auch willig und geſchickt, durch ſeine Wiſſenſchaft zu zeigen, „wie leicht es einem Stärkern wird, den Palaſt eines Starken zu entblößen und die Beute ſeiner Gelehrſamkeit und Beleſenheit zu ſubhaſtiren."

Der ſiebente Brief endlich legt die Wurzel blos, welche allen Erſcheinungen der Feindſchaft gegen das lebendige Chriſtentum, wie verſchieden ſie ſich geſtalten, gemeinſam iſt, um noch einmal auch die Wurzel zu nennen, aus welcher das ächte Chriſtentum wächſt. —

Mit dem Namen der Toleranz, der ſchönſten Himmelstochter der „drei pauliniſchen Grazien" (1 Cor. 13, 13) deckt das hierophantiſche Chriſtentum ſeine Sünden des Gallionismus,*) der Herzloſigkeit gegen das Herz der Religion. Wenn auch dies Unkraut im Acker der Menſchenwelt, welches zum Beſten des edlen Weizens von der Toleranz und Providenz des Herrn der Ernte vorläufig noch tolerirt iſt, am Erntetage, dem dunkeln Tage, ohne Toleranz ausgerauft und mit Feuer verbrannt werden wird: ſo darf man ſich doch bis dahin von der gleißenden Maske das innere Weſen des Theismus nicht verdecken laſſen.**) Forſcht

*) *Καὶ οὐδὲν τούτων τῷ Γαλλίωνι ἔμελεν.* Act. 18, 17.

**) Auch im Kogxompax (VI, 13) entlarvt H. „die alte puniſche Kriegsliſt, durch ein hölzernes Pferd der Toleranz die enge Pforte zu erweitern, um das letzte Palladium der menſchlichen Natur zu holen, damit wir des Gewiſſens halber alle Kamele verſchlucken, durch einen neuen Köhlerglauben an einen neuen Bund der Vernunft Alpen verſetzen und uns allen bleiernen Bullen von Gottes Gnade unterwerfen, welchen die h. Auguſtini und Anſelmi (d. h. dem Zuſammenhang nach, die heiligen Dogmatiker der Zeit-

man ihm nach, so sieht man klar, daß der Theismus oder der Unglaube mit dem zweiten Hauptfeinde des biblischen Christentums, dem Aberglauben oder Pabsttum, im Grunde gleichartig ist. Der theistische Unglaube an Gottes Wort ist päbstlicher Aberglaube an die Satzungen der Menschenweisheit und der päbstliche Aberglaube an Menschensatzungen ist Unglaube an das lebendige Gotteswort. Beide brennen, das biblische Christentum in ihr Bild umzugestalten, zu welchem Zwecke der fanatische Aberglaube vieles Ungöttliche tolerirt, während die gerühmte Toleranz des Unglaubens zu einer päbstlichen Verfolgungswut umschlägt. Der Unglaube führt seine Jünger in den krassesten Aberglauben, während der Aberglaube die Seinen dem Unglauben überliefert. Dies sehend reinigt der Glaube sich fort und fort von dem ihm noch anklebenden Unglauben und Aberglauben und lernt, ausschließlich in der Offenbarung Gottes leben. Der Unglaube, welcher der Freiheit sich rühmt, führt eine päbstlich despotische Hierarchie im Schilde; das Pabsttum hat den Unglauben an die christliche Freiheit im Herzen. Pabsttum und Theismus, Unglaube und Aberglaube sind gleich blind gegen den wahren Gott und beugen sich gleich tief vor dem selbstgemachten Götzen. Das biblische Christentum muß daher vom abergläubigen Pabsttum als ungläubig, vom ungläubigen Theismus als abergläubig verlästert werden. Der Unglaube und Aberglaube werden sich stets mit Eifer den Namen des Christentums anmaßen, um die beiden Schalen der Muschel unter sich zu teilen, — man kann die eine Freiheit oder Lust an der Subjektivität, die andere Autorität oder Lust an der Objektivität nennen, — während „die Perle des Christentums ein verborgenes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler, und eine Kraft ist, die weder in Worten und Gebräuchen noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmaße geschätzt werden kann.“*)

---

geistsreligion) aus ihren Cellen und Bordellen als Orakel und Gemächte ihres unsterblichen Wurmes und unauslöschlichen Feuers — —“ so bricht der Satz ab.

*) Wenn Hierophanten unsers Jahrzehnts laut rufen: „Das Christentum ist Leben, nicht Dogma!“ so wissen sie selbst am besten, daß ihr Geschrei und

Darum gibt es auch keinen andern Weg, ein Christ zu sein, als speciali gratia, durch unmittelbare Selbstmitteilung Gottes in Christo, was freilich ein Zeichen unserer Unwürdigkeit, aber auch das Mittel zur Würde ist.

V. Zweifel und Einfälle

über

eine vermischte Nachricht der allgemeinen deutschen Bibliothek.

An Vetter Nabal. (1776.)

Hae nugae **seria** ducent.
Horatius.

Die allgemeine deutsche Bibliothek hatte die Beilage zum Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates, die neue Apologie des Buchstabens h sammt einigen andern Schriften Hamanns in so unverständiger Weise recensirt*) und die darin dargelegten Thatsachen von dem kräftig wirkenden, geheimnisvollen Gottesleben zu ihrer Selbstverdammnis so plump verhöhnt, daß der mißhandelte Magus vor guter Laune über die sprudelnde Thorheit der Feinde auflachte. Hinfort war ihm der Großmeister Nikolai nur der Vetter Nabal, der Mann, welcher durch die Kritik eines Bessern die eigene Thorheit ausschäumt. (1 Sam. 25, 10 ff.) Die Unwissenheit dieser Alleswisser, der Unverstand dieser allein Vernünftigen und dabei ihr grenzenloser, tyrannischer Uebermut war zu groß. „Ich bin nicht im Stande, schreibt H. an Herder (V. 158), unwissende, übermütige Leute zu lieben.“ „Mein einziges Dichten und Trachten und die ganze Bosheit meines Herzens hat gegenwärtig kein ander Ziel, als den Vetter Nabal zu Böhmisch-Breda und

---

Geschreibsel noch kein Leben in Gott, keine Wahrheit in Christo Jesu ist!

*) Die Recension, deren Kenntnis zum Verständnis der Zweifel und Einfälle unentbehrlich ist, findet sich VIII, 268 ff.

ſeine beiden Geſellen," die Herren Recenſenten (V, 156.) „Ich habe keine Ruhe für den langen Nickel (Nikolai) und ſeine beiden Geſellen. Das möge einen glühenden Ofen und keinen Backofen von Eis für ſie bedeuten." (V, 159.)

Schon im Sommer 1775 ſchmiedete er an dem neuen Pfeile gegen die dünkelhafte Thorheit der Zeit; aber erſt im Febr. 1776 wurde derſelbe fertig. Der Werkmeiſter war mit ihm zufrieden. In dem Briefe, in welchem er Hartknoch den Verlag der Zweifel und Einfälle anbietet, heißt es: „Da ich, Gott Lob, jeden Tag älter werde, und ich mir mit dem ſeligen Hiob XXIX., 20 ſchmeichle, daß ſich mein Bogen beſſert in meiner Hand, ſo verſichere ich es Ihnen auf den guten Glauben eines Autors, daß dieſe Zweifel und Einfälle um ſo viel Jahre und Procente beſſer ſind als jene."*) (V, 165.) Im Auguſt ſchrieb er an Herder: „An dem erſten Teile der Zweifel habe ich gearbeitet mitten im Herzen des vorigen Sommers und letzten Winters, ohne mein Ideal aufgeben zu können noch zu wollen. Die zweite Hälfte, die Einfälle, die Ihnen beſſer gefallen, iſt mir dafür geſchenkt worden. Lex operis war, per nugas ad seria zu führen." (V, 176.)

Die ganze Schrift iſt der Abigail in den Mund gelegt, die den närriſchen Fanatismus des Nabal-Nikolai gegen den geächteten König von Israel und die tiefe, milde, belebende Vernünftigkeit des letztern offenbart, ähnlich wie es 1 Sam. XXV vorbildlich erzählt wird. — Die nugae ſind angebliche Zweifel der Mühme Abigail, ob die erwähnte Recenſion auch wirklich von Nicolais Geſellen herrühre, oder ob nicht der liſtige Hamann ſelbſt im Geiſt und Stil der Nicolaiten geſchrieben habe, um dieſe öffentlich zur Schau zu ſtellen. Im Ernſte ſind es die wohlbegründeten Zweifel des Gläubigen an die Orakelſprüche der ſpeculirenden Vernunft, und offene Bekenntniſſe über die unvernünftigen Widerſprüche, die Selbſtverurteilung und die dünkelvolle Selbſtſucht der geſunden Vernunft und Moral. Die Seria ſind Einfälle, Geiſtesſtralen,

*) Philologiſche Einfälle und Zweifel über eine akademiſche Preisſchrift, gegen Herder. (IV, 37 ff.)

welche wie Blitze in der Nikolaiten Lager einfallen und sowol die anmaßende Thorheit der autonomen Menschenvernunft, als die geheimnisvolle Weisheit der göttlichen Thorheit und die Notwendigkeit und Vernünftigkeit des Glaubens im hellsten Lichte sehen lassen.

Aus dem ersten Teile werde ich, meinen Zweck im Auge behaltend, nur die Hauptgedanken hervorheben, wobei ich die erwähnte Einkleidung nie außer Acht zu lassen bitte. Zunächst unterzieht sich die vermummte Abigail der Mühe, mit sarkastischer Laune nachzuweisen, daß die von Gott emancipirte Vernunft, welche die Geheimnisse des Glaubens als grundlose, widersinnige Speculation verdammt, selbst nur desto gröber diese grundlose, widersinnige Speculation treibt. Der Recensent nämlich hatte es als das einzig Vernünftige gerühmt, still, aufmerksam seinen Weg zu gehen, die Erscheinungen mit Nachdenken zu betrachten, während H., die Augen gegen die Wirklichkeit verschließend, seinen Träumereien hingegeben, nur grundlose Speculationen hervorbringen könne. Siehe, meint die schlaue Abigail, das Frauenzimmer, das nach des Recensenten Meinung in der Orthographie und Orthodoxie oft viel behutsamer geht als das männliche Geschlecht, siehe, das hat H. selbst zu seinem Ruhm und zur Verspottung der Widersacher geschrieben, denn was der Recensent rühmt, ist ja H.'s Art, was er an den Speculanten verdammt, ist der Nikolaiten Wesen. „Weil er, der böse H., mit der Speculation schwanger ging, im Geschmack eines Speculisten das ganze Geschlecht durch und an sich selbst zu recensiren: so schickte er eine sehr umständliche Beschreibung von der sündhaften Natur eines Speculanten zum Voraus und zeichnete seinen eigenen Weg zu recensiren deutlich und handgreiflich aus." Vor dem Spiel seiner Rolle zeigt er zuerst seine wahre, allen Speculanten widersprechende und ärgerliche Gestalt, nämlich die eines nüchternen, seine Augen gebrauchenden Beobachters der Thatsachen,*)

*) Man erinnere sich hier nur an den schon S. 197 angeführten Grundsatz Hamanns: ein demütiger Beobachter der Natur und Gesellschaft verwerfe eine Erscheinung deswegen nicht, weil sie ihm vorläufig noch unglaublich erscheine, sondern er sage mit tiefsinniger Bündigkeit und Unerschrockenheit: Incredibile sed verum, vrgl. ferner S. 54. 59. 112.

zu denen natürlich auch die geheimnisvollen Thatsachen des göttlichen, wie des ungöttlichen Geisteslebens gehören; dann aber kramt er die sämmtliche Geräthschaft seiner Mummerei und Verwandlung in ihr Ebenbild aus, erscheint ganz wie sie, als Speculist, „und schmiert neuntehalb große Oktavseiten im Uebermute *ihres* Mutes einen Schwall von Ungereimtheiten und Saalbadereien."

Wie der ehrbare und gestrenge Meister Heinrich Schröter in der Apologie des kleinen Buchstabens h, weist er ihnen ohne Gewaltthätigkeit aus ihren eigenen Satzungen und Worten nach, daß sie, „im ewigen Schwindel des Widerspruchs mit sich selbst, allen Sinn und Verstand von den kleinsten Nebendingen, geschweige der größern Hauptsache, ganz und gar verloren haben." Der Vordersatz der natürlichen Religion der Nikolaiten ist die Behauptung, daß nur das von der Vernunft völlig Begriffene als Wahrheit anzuerkennen sei; gleichwol verlangen die Priester und Propheten dieser Religion, daß ihre eigene Erklärung der Geheimnisse des Lebens als die allein vernünftige, wissenschaftliche, wahre *geglaubt*, und daß aller *Zweifel* daran als Mangel an Verständnis des Zeitgeistes und wissenschaftlicher Bildung geächtet werde. Das ist also nichts anders, als ihr impliciter Unglaube an das Fundament der eigenen Religion und impliciter Glaube an die Offenbarungsreligion, nach welcher das Geheimnis des absoluten Lebens nicht durch Vernunfterkenntnis, sondern durch die Annahme von Seiten gleichartigen Lebens, d. h. durch Glauben gefaßt wird. Darum sagt Abigail: „Aus dem lächerlichen Wortspiel in ihren Begriffen ergab sich von selbst ihr *impliciter Glaube* an die von ihnen verschmähten und gelästerten Wahrheiten der Orthodoxie, ihr *impliciter Unglaube* an die Vorder- und Lehrsätze der ihnen eigenen nnd natürlichen Religion, und die Heuchelei sowol als das unheilbare Unheil ihrer ruhmrätigen Vernunft und Sittenlehre."

Aber wenn auch H. in jener Recension die Rolle eines *sich selbst richtenden und verdammenden Speculanten* spielt, so bleibt doch sein Speculistenstil von der berühmtesten Speculanten ihrem im Grunde, wie die Natur des Menschen vom

Affengeſchlecht unterſchieden, und er ſelbſt, fährt Abigail fort und gräbt damit die eigentliche Wurzel jedes Zeitgeiſts-Chriſtentums aus, „er ſelbſt ſoll in ſeiner Schreibart eben den Unterſchied anerkennen, der zwiſchen den morgen- und abendländiſchen Sprachen überhaupt und beſonders an den Zeitwörtern ſich äußert, daß nämlich, wie man mir geſagt, bei jenen die dritte Perſon die Wurzel der beiden übrigen iſt, bei den Abendländern hingegen die erſte Perſon die Bildung der zweiten und dritten beſtimmt. Dieſe Prädilektion der dritten Perſon und Nachſetzung des lieben Ichs, welches die erſte Perſon aller eiteln Modeſcribenten ausmacht, iſt zwar an ſich eine etymologiſche und gleichgiltige Kleinigkeit, die in das innere Verhältnis der zweiten Perſon nicht viel Einfluß hat. Wenn man aber in tiefſinniger Einſamkeit die Urſachen der Dinge nach dem Lege continui erforſcht", ſo ließe ſich aus dieſem grammatikaliſchen Sonnenſtäubchen auf eine ebenſo umgekehrte Logik und Moral ſchließen. (Vrgl. S. 70.)

Wenn daher der Speculant H. das Haupt einer Sekte im morgenländiſchen Geſchmack iſt, d. h. wenn eine Gemeinſchaft ſolcher ſich bildet, welche von der Prädilektion für das liebe, leidige Ich befreit ſein möchten oder ſind, welche nicht die Außenwelt nach dem Ich, ſondern das Ich nach dem objektiven Leben bilden, dann müſſen die Philoſophen von Böhmiſch-Breda, die Liebhaber der erſten d. i. der eigenen Perſon, die ſich wie Abſalom durch ſchöne Redensarten (2 Sam. XV, 3—6) über ihr wichtiges Ich zu berühmten Herrſchern machen, wenn ſie auch ſein Ende teilen, bei Zeiten darauf bedacht ſein, „den Unterſchied der drei Perſonen in der Grammatik, wie in der Dogmatik, durch den gewaltigen Arm ihrer geſunden Vernunft zu proſcribiren und aus dem Wege zu räumen." Gelingt ihnen das nicht — und es kann ihnen nicht gelingen — ſo wird und kann es ihnen auch nicht gelingen, ihre abendländiſchen Eroberungen, d. h. alle vermeintlichen Reſultate der Wiſſenſchaft, Vernunft und natürlichen Religion, welche durch Prädilektion des Ichs gewonnen ſind, jemals ſicher zu ſtellen. Sie werden ſtets wieder durch die orientaliſche Prädilektion der dritten Perſon und

Nachsetzung des lieben Ichs aus ihren festen Positionen herausgeworfen werden. —

Weil Herr H., meint Abigail, nicht von absalomischer Verliebtheit in eigene Schönheit besessen ist, weil ferner eine geistige Nachkommenschaft — Absalom hatte keinen Sohn — seinen, H's. Namen auf die spätern Geschlechter bringen wird, so ist ihm an einem Ehren- oder auch Schanddenkmal in den Geschichtsbüchern des Zeitgeistes kein einzig Haar gelegen. „Es würde ihn eben so sehr demütigen, Bewunderer, Nachahmer und **Copisten** zu haben, als selbst einer zu sein, — außer vom Lege continui, welches er stets als das größte Geheimnis glücklicher Composition und gesunder Kritik im Munde führen soll, weil ihm diese Continuität im Denken und Handeln der ächte Genius und Aesculap des Sokrates ist."

Der dunkle, bescheidene Stil H's, dem, was er von den Sachen versteht und nicht versteht, entsprechend, ist zwar ein stummes Misfallen an den berühmtesten, von ihrem Ich besessenen, allwissenden Speculanten und Sophisten unserer Zeit, schreit aber doch eben so laut und vernehmlich, als ihr Ich, durch die Abstraktion zur allgemeinen Vernunft vergöttert, laut schreiend versichert, alle Geheimnisse der Geister- und Körperwelt, des grauen Altertums und schwarzer Zukunft durchschauen, entziffern, beurteilen zu können.

Ein entgegengesetztes Beispiel, womit der Recensent den deutlichen Unsinn seiner Brüder nachgeahmt hat, ist die neue Erfindung der unfehlbaren Regel de tri über die Rechtschreibung der Deutschen, daß nämlich die beste Aussprache der besten deutschen Provinzen nebst dem Gebrauche der besten Schriftsteller die Rechtschreibung regeln, oder auf das geistliche Gebiet angewandt, daß die aufgeklärteste Vernunft in den aufgeklärtesten Provinzen und aufgeklärtesten Schriftstellern entscheidet, was Wahrheit und was Wahn ist. Wer aber entscheidet, wo die aufgeklärteste Vernunft, die aufgeklärtesten Provinzen, die aufgeklärtesten Schriftsteller sind? Die allgemeine, deutsche Bibliothek mit ihren deutlichen Bildern und Orakelsprüchen? Sind die Ver-

nünftigsten die, auf deren Grund und Boden der gesunde Menschenverstand in solcher Abundanz wächst, daß sie damit ganze Gergesenerherden voll, dick, satt machen und mit vieler Artigkeit den lebendigen Christum aus dem Lande predigen? die mit dem Meißel des eberhardschen Sokrates die Blößen d. h. das Wesen (vrgl. S. 26) der paulinischen Grazien, des christlichen Glaubens, der christlichen Hoffnung und der christlichen Liebe, aushauen? die laues, unheiliges, verfluchtes Wasser für trinkbares Gold verkaufen und die Fülle ihrer Blase dem Publikum bestens zum Waschen, Baden und Löschen anpreisen? Sind die erleuchtetsten deutschen Provinzen da, wo man die besten Geistesschwerter schmiedet und die kräftigste, edelste, gesundeste Nahrung für hungrige Selen findet? oder wo der meiste, feinste und weißeste Puder für die Toilette der Speculanten wächst?

Verhängnisvolle Fragen! Was das beste und erleuchtetste sei, ist noch streitig und soll erst gesucht werden. Gleichwol wird von den Stimmführern der Zeit, die alle Voraussetzungen des Glaubens als taumelnden Unsinn proscribiren, vorausgesetzt, daß sie die gesundeste und erleuchtetste Vernunft haben, und daß man an diese glauben müsse. In dieser Voraussetzung ist auch eingeschlossen, daß sie auch die aufgeklärteste Religion und Moral haben. Damit schließen sie die Möglichkeit einer Aufklärung ihrer Religion und Moral gänzlich aus. Sie taumeln also von derselben Thorheit, die sie an andern verhöhnen und verdammen. —

Nachdem noch einige andere Vorwürfe gegen die Apologie, Beilage und zwei andere Schriften H's in ähnlicher Weise auf den Kopf der Recensenten zurückgeworfen sind, hält Abigail ihre Zweifel für genug begründet und läßt nun unter dem bescheidenen Namen von Einfällen die Stralen der Wahrheit, vernichtend und lebendig machend, ihren Glanz verbreiten. Mit plumpem Spotte hatte die allgemeine Bibliothek über die Apologie des h geschrieben: „Georg Philipp Harsdörfer hatte dem H schon den Untergang geschworen, und die deutsche Sprache hätte itzt kein H mehr, wenn nicht Harsdörfers jüngste Tochter vorsichtiger gewesen wäre, als ihr Vater. Sie blickte, wie ein Götze, tief in die Folgen

der neuen orthographiſchen Heterodoxie, ſie ſah ihren eigenen Namen in einer Blöße, über die das H bisher einen wolthätigen Schatten geworfen hatte. . . . Wenn wir nicht irren, ſo hat es mit der Beibehaltung gewiſſer willkürlicher Grundſätze in der Dogmatik ebendieſelbe Bewandnis. Diejenigen, welche ſie auf keine Weiſe mit vernünftigen Grundſätzen vertauſchen wollen, fürchten durch die Vernunft in einer Blöße zu erſcheinen, welche zu bedecken ihnen der wolthätige Schatten eines Kanons ſehr zu ſtatten kommt."

Dieſer wie aller Hohn gegen die Offenbarung beruht auf der dummdreiſten Anmaßung der Nikolaiten, daß ihre Vernunft die geſunde ſei. Aber „die Geſundheit der Vernunft iſt der wolfeilſte, eigenmächtigſte und unverſchämteſte Selbſtruhm, durch den Alles zum voraus geſetzt wird, was eben zu beweiſen war, und wodurch alle freie Unterſuchung der Wahrheit gewaltthätiger als durch die Unfehlbarkeit der römiſch katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen wird."

Wer von den Freunden der geſunden Vernunft und den Feinden der Weisheit Gottes wird dieſen Stein des Anſtoßens und Fels des Aergerniſſes aus dem Wege räumen?!

Die geſunde Vernunft iſt alſo ein Götze, dem die Nikolaiten blinder, fanatiſcher dienen, als der verſchrieene, von Leſſing mishandelte Götze zu Hamburg dem Orthodoxismus. Dieſer Götze geſunder Vernunft wirft einen ſo wolthätigen Schatten über alle ſeine Anbeter und ſchnaubenden Feinde der Bibel, daß ihnen „das kahlſte Feigenblatt menſchlichen Anſehens einmal zu ſtatten kommen dürfte, gewiſſe ärgerliche Blößen zu decken." Sollen dieſe Blößen nicht immer widerwärtiger werden, ſo werden ſie aufhören müſſen, durch ihre unfehlbaren Vernunftſchlüſſe, welche nur die Schwäche der Vernunft beweiſen, „die ihr unbequem ſcheinenden, aber in Gottes Wort und dem öffentlichen Landfrieden gegründeten Lehren und Ausdrücke der kleinen Lutherſchen Laienbibel mit ungöttlicher Fauſt auszuſtreichen und die Ausfüllung dieſer Lücken einem allgemeinen Unſinn zu überlaſſen. — —"

Dieser Götzendienst der Vernunft kann freilich auch im Orthodoxismus getrieben werden, dann, wenn er seine logischen Schlußfolgerungen aus dem Worte des Lebens diesem Worte gleich setzt, und für jene, welche durch Voraussetzung gesunder Vernunft entstanden sind, die Autorität fordert, die allein diesem gebührt. „Heiden zu verdammen und selbige selig wissen zu wollen, selbige zu Pech und Schwefel braten oder zu Ganymeden dichten, ist Sottise de deux parts, eine Thorheit von völlig gleichem Schlage, sowie gesunde Vernunft und Orthodoxie im Grunde der Sache und selbst der Etymologie ganz gleichbedeutende Wörter sind, auch die strengsten Schlußfolgen aus bloßen Worterklärungen mit willkürlichen Sätzen immer einerlei bleiben und unser aller Seligkeit ebensowenig von den Stufen der Vernunftmäßigkeit und Rechtgläubigkeit (selbst wie gute Werke betrachtet) abhängt, wie Genie vom Fleiß, Glück vom Verdienst u. s. w.“ Gott ist Leben und kann darum auch nur vom Leben aufgenommen werden. Die Fähigkeit und der Trieb, alles dasjenige, wodurch das Leben genährt, entwickelt, seinem Ziele zugeführt wird, als solches zu erkennen und in sich durch Assimilation aufzunehmen, ist, wie wir wissen, nach H. Glaube. Der Glaube gehört also zu den Grundtrieben unserer Sele, ist eine Bedingung sowol, wie Aeußerung unseres Lebens und darum auch die natürliche Bedingung unserer Erkenntniskräfte. Jeder Grundsatz beruht auf Glauben; er beweist sich selbst und schließt die Möglichkeit jedes andern Beweises aus. Die lebendige Selbstbezeugung wird in unser Leben aufgenommen, d. h. geglaubt. Wenn also die berühmtesten Religions-Speculanten unserer Zeit den Glauben verhöhnen und die Wahrheit durch ihre Vernunft beweisen wollen, so schlagen sie sich selbst ins Angesicht, denn sie müssen doch jedenfalls glauben, daß sie vernünftig sind, daß ihre Vernunft gesund ist, und die Schlusfolgerungen ihrer gesunden Vernunft beweiskräftig sind. Diesen Glauben setzen sie so sehr bei sich und andern voraus, daß er ihre Lieblingssünde genannt werden muß. Aber da ihnen der Glaube für Schande gilt, so decken sie natürlich ihre Schande

zu und wollen daraus, daß sie glauben, ein Geheimnis machen, während dies doch wahrlich gar kein Geheimnis ist, sondern ganz offen zu Tage liegt. Damit sie für die Offenbarung ihrer Geheimnisse Glauben finden, bleibt ihnen nichts übrig, „als der feuchtige und verdüsterte Mutwille, alle Geheimnisse einer höhern, einzelnen, unbekannten, aber zur Mitteilung Ihrer Selbst höchstaufdringlichen Natur, — des lebendigen Gottes — durch Fragen und Wortkrige zu leugnen, zu verdrehen und zu lästern." „Weil sie aber den natürlichen Gebrauch der Vernunft verlassen: so empfangen sie den Lohn ihres Irrtums, wie es denn nicht anders sein kann, an sich selbst." Sie verwerfen die Offenbarung als Quelle der Religion und müssen die Religion darum aus der selbstverklärten Menschennatur, die doch nichts als ein Roman und eine Legende ist, studiren. Es kann also ihre Religion nur eine Roman- und Legenden-Religion sein, und sie und ihre Vernunft werden die Don Quixote und Sancho Pansas derselben. Wie jenem durch die Vertiefung in seine Romane die Nächte lichter, die Tage dunkler wurden, so phantasiren und „lucubriren sie sich die Nächte des Heidentums, auch des modernen, heller und heller, die Tage des Heils hingegen trüber und trüber." „Daher kommt es, daß sie eine wirkliche, in jedem Verstand allgemeine, der geheimen Geschichte und Natur des menschlichen Geschlechts völlig entsprechende Religion verwerfen, deren Geist und Wahrheit jene mannigfaltige Weisheit in sich schließt, welche von ihnen gesucht wird, ohne erkannt zu werden, und daß sie ein aus dem Schul- und Modestaub ihres Wintertages neugebackenes Götzenbild aufzurichten suchen, das keine einzige Eigenschaft ihrer abergläubischen und schwärmerischen Einbildungskraft an sich hat, — daß sie eine Bundesreligion, die aus einer der Ribben ihres eignen Ideals und nach dem Ebenbilde desselben ausdrücklich scheint gemodelt zu sein, gegen antisokratische Galanterieschreine*) vertauschen, welche einen Schemen

*) Wie Eberhard und Genossen sie aus Sokrates und der ganzen Geschichte der Menschheit machten, die so sehr antisokratisch und antigeschichtlich

der Vernunft zwar auswendig, aber inwendig den Fluch ihrer Verwesung darstellen."

Alle Unvernunft setzt, da sie Misbrauch der Vernunft ist, die Vernunft voraus; ebenso weisen alle Religionen hin auf den Glauben an eine einzige, selbständige, lebendige Wahrheit. Da unsere Existenz nicht aus unserer Vernunft, sondern unsere Vernunft aus unserer Existenz, und diese wieder aus der einen, selbständigen, lebendigen Wahrheit stammt, so hat die Religion, d. h. die Verbindung unsers Lebens mit dem Lebens-Quell nicht in unserer Vernunft, sondern in unserer ganzen Existenz ihren Grund, kann also auch nicht von Erkenntniskräften, welche nur einen Modus, eine Seite unserer Existenz, noch dazu eine durchaus abstrakte, ausmachen, gefaßt werden, sondern allein durch unsere ganze Existenz, unser Gesammtleben, dem allein das Urleben sich offenbart. Daher pulsirt auch in allen Religionen, — weil alle es mit dem ganzen Menschen, nicht mit einem Modus oder einer Aeußerung seiner Existenz zu thun haben — eine lebendige Kraft, die jene mythischen und poetischen Gestaltungen schafft, die in keiner Religion fehlen. Die Philosophie, welche nicht aus dem Gesammtleben, sondern einem Modus des Daseins, dem Gedanken, ihre Systeme aufbaut, ist darum der Religion, die ihre Wurzel im ganzen Menschen hat, heterogen, und zur Beurteilung derselben inkompetent. Sie muß gegen die lebendigsten Herzensbewegungen der Religion eiskalt sein und dieselben als Thorheit verwerfen. Der Religion dagegen, welche das ganze, volle Menschenleben in Anspruch nimmt und aus ihm heraus den Menschen seiner Bestimmung zuführt, muß die Philosophie, die nur den Gedanken besitzt und besitzen will, und mit ihm allein die Menschen zu nähren und zu vollenden unternimmt, „hundemager" erscheinen. —

Also nicht durch unsere Erkenntniskräfte, sondern durch Offenbarung, d. h. die Selbstmitteilung des Lebens an unser Leben,

---

sind, daß schon IV, 317 Hamann sagen mußte, Sokrates habe das Glück gehabt, durch Romanen- und Postillendichter in deutschen und undeutschen Sprachen berühmt zu werden. —

wird die Religion gefaßt. Unter allen Offenbarungen, deren die Religion fähig ist, entspricht keine allen unbestimmten, aber entwicklungsfähigen Anlagen, den unerschöpflichen Begierden, den unendlichen Bedürfnissen und Leidenschaften unserer Natur so vollkommen, wie die biblisch-christliche. „Ja, kein einziger Plan, als der durch Christum, das Haupt und durch den Leib Seiner Gemeinde offenbar geworden, erklärt die Geheimnisse der höchsten, einzigsten, verborgensten und zur Mitteilung Ihrer Selbst aufdringlichsten Majestät, dem ganzen System der Natur und menschlicher Geselligkeit analogischer, den willkürlichen Gesetzen gesunder Vernunft und den notwendigsten Schlußfolgen lebendiger Erfahrung gemäßer." Im Christentum erscheint das in allen Religionen wirksame Zerrbild von der Mitteilung der Gottheit an die Menschheit und Erhebung der Menschheit zur Gottheit in seiner lebendigen Wahrheit. Aller philosophische Widerspruch hiergegen, alle Rätsel unserer Existenz, die Frage nach dem Ausgangs- und Endpunkt unserer Entwicklung sind durch die Urkunde des fleischgewordnen Wortes gelöst. Wem das Leben dies bezeugt, der hat den Beweis der Wahrheit. Wenn es den vernünftigen Speculanten an Geist fehlt, dies zu glauben, zu erleben, wenn sie sich der in diesem Geheimnis verborgenen göttlichen Kraft und Weisheit schämen: „so ist es doch höchst unvernünftig, Wahrheiten, die vermöge ihrer Bestimmung dem natürlichen Menschen Thorheit und Aergernis sein sollen, deshalb freventlich zu leugnen oder durchzustreichen, und es ist ebenso unsittlich und unverantwortlich, selbige Andern zu entziehen, wenn ihre Verkündigung zum Gelübde eines bürgerlichen Berufs, Amtes und Standes gehört." —

Eine ebenso grobe Lüge, wie der Selbstruhm gesunder Vernunft, ist der Eifer, den die Speculanten und Freigeister für die Ausbreitung der Moral vorwenden. Aber die Blöße ihrer Moral ist schon aufgedeckt, da sie mit derselben Frechheit wie die Religion auch die Grundfesten der Moral, das gottgeordnete Staats- und — wie anderswo gesagt ist — das Familienleben, (S. 264) nicht mehr als unwandelbare Grundlagen festhalten. Zwar geben sie die gleißende

Versicherung, daß sie durch ihre Bekämpfung der Offenbarung und Durchführung ihrer Ansichten die rechten, ewigen Grundlagen des Staatswohles legen wollen. „Weil aber Gottesdienst und weltliches Regiment Ordnungen Eines und desselben höchsten Willens sind und ihr beiderseitiges Ansehn aus einer einzigen Urquelle fließt: so ist man umsonst bemüht, den Mangel des Geistes in beiden durch Menschensatzungen zu ersetzen." Die Speculanten beweisen eine rohe Unwissenheit vom Lege continui, wenn sie es einem Ohngefähr zuschreiben, daß sie mit den offenbarsten Religionsspöttern und Menschenfeinden harmonische Grundsätze haben, kraft deren sie, durch ein ähnliches Geschwätz wie Aaron, das Volk zum Kälberdienste führen.

Indes wie offenbar auch die Unvernunft der Speculanten sogar auf dem Gebiete, welches der Vernunft gehört, zu Tage liegt, so würde doch nur ein lebendiges Wunder, nicht irgend welche Beweisführung sie überzeugen können, wie unvernünftig es ist, sich an dem privilegirten Kleinod des kleinen Katechismus, unserer Kinder- und Laienbibel, auf eine zaum- und gebißlose Art zu vergreifen, und welcher Aberglaube in dem Wahne steckt, daß ein öffentlicher Meineid und Hochverrat des ehrwürdigsten Berufes, Amtes und Standes zur Ausbreitung moralischer Gesinnungen, bürgerlicher Treue und guten Glaubens dienen werde.

Bei dieser schwärzesten Seite bricht Abigail ab, „weil ich, sagt sie, den gleißenden Vorspiegelungen von Vernunft und Moral nichts anders als Thatsachen, und ihre verhaßte Evidenz und erstickte Energie dem allgemeinen Wortstrom der Spekulation entgegensetzen müßte." Aber dies Verborgene des Herzens offenbar machen und damit den lauten Mund stopfen, gehöret nicht Menschen, sondern Gott zu.

So viel ist jedenfalls klar, daß die gesunde Vernunft und Moral derer, die sich für die klügsten, liebsten und getreusten Räte beider ausgeben, in den Augen aller derer, die für ihr Vaterland und ihre Mutterkirche Gutes suchen, unausstehlich sein muß. Wenn auch jeder, der in der Offenbarung Gottes lebt, fort und fort von der gesunden Vernunft und Moral verlästert werden wird; so

bleiben doch die Zweifel und Einfälle zwei Körbe, in denen sehr gute und sehr böse Feigen sind. (Jer. 24, 3.) Abigail aber, die der Thorheit des Nabals wehrt, wird gerne Nabals Magd bleiben, um den Knechten ihres Herrn Herrn zu dienen und ihnen die Füße zu waschen. — —

Nikolai muß die Wirkung der Feigen gefühlt haben. Er schließt die kurze Anzeige dieser H.'schen Schrift in der allg. Bibl.: „Da mit Leuten, welche so große Geheimnisse wissen, nicht wol kann gestritten werden, und die Jungfer Abigail die gesunde Vernunft für eitlen Selbstruhm, den Glauben aber für einen Grundtrieb unserer Sele zu halten versichert, so machen wir nur kurz die Thüre auf und sagen: „Jüngferchen oder Weibchen oder was du sonst bist, es ist Raum für dich und uns in der Welt." Man sieht, Nabal hat den Magus sehr wol verstanden. Klar spricht er die beiden Hauptpunkte dieser und aller H.'schen Autorschaft aus, hat aber weder Lust noch Kraft, sie zu widerlegen. Er beißt die Zähne darüber zusammen, stößt die Abigail hinaus, und beweist damit abermals sowol seinen krassen Aberglauben an die einmal gefaßte Voraussetzung, daß seine Vernunft bis zur Unfehlbarkeit erleuchtet sei, als auch seine blinde Unvernunft, da er trotz seines kräftig wirkenden Köhlerglaubens den Glauben nicht als einen Grundtrieb der Sele erkennt. Nabal ist noch nicht gestorben; aber Abigail lebt auch noch. —

Während Hamann noch an den Zweifeln und Einfällen in Geburtswehen lag, erblickte schon (1775) ein

VI. Kleiner Versuch über große Probleme*)

das Licht des Tages, ein Kindlein, aber ein Herkules-Kind, das Schlangen zerdrückt. Der in Europa herrschende Zeitgeist war in dem Buche: Le bon sens ou Idées naturelles opposées aux Idées surnaturelles in vollste Blüte getreten. „Der Kanon des

*) Der Titel ist einem franz. Buche entlehnt: „Petit essai sur le grand problème," nämlich le Bon-Sens, der vom Verfasser so definirt wird:

Evangile du jour ist vollendet, lacht H., und Pan kann fröhlich singen das τετέλεσται." „Tyrannen und Priester haben aufgehört, und die Millionen und Legionen werden es auch bald, Narren zu sein!" Dies „Codicill der gesunden Vernunft" übergibt der lange betrogenen Menschheit in dem Bon Sens endlich den Schlüssel für alle Geheimnisse des Lebens, woran Jahrtausende sich abgearbeitet haben. Und der Bon Sens? Er ist nach dem Kodicill zwar selten, aber im Grunde doch nur eine solche „portion de jugement," die hinreicht, „die faßlichsten Wahrheiten zu erkennen, die augenscheinlichsten Ungereimtheiten zu verwerfen und die handgreiflichsten Widersprüche zu empfinden."

Der kleine Versuch geißelt die Aufgeblasenheit und Narrheit des Vernunftrittertums mit einem Humor, der eben so groß ist, wie jene selbst, aus dem aber der Glanz der ewigen Wahrheit hervorbricht und das „neufränkische Licht" als das Leuchten faulen Holzes erscheinen läßt. In neuer frischer Gestalt und inniger Verwebung begegnen uns folgende längst befreundete Hauptgedanken: 1. Die Voraussetzung und der Glaube, daß die Vernunft des Subjektes gesund und zur Auflösung der Lebensrätsel fähig sei, ist petitio principii, πρῶτον ψεῦδος, doppelt unbegreiflich und widerspruchsvoll im Munde derer, welche alle unbewiesenen Voraussetzungen als Aberglauben verurteilen. Diese Voraussetzung ist nur dadurch möglich, daß die Vernunft vom Gesammtleben und Wesen des Menschen, womit sie untrennbar verbunden ist, geschieden wird. Hat freilich die Vernunft sich einmal vom Lebensgrunde geschieden, so muß sie in die Manie verfallen, alles, was lebendig und organisch zusammengehört, von einander zu reißen. Die Anschauung der Einheit des Lebendigen ist die Grundbedingung der Erkenntnis des Lebens; die Scheidung dessen, was zusammengehört, und das Haften des Auges an dem Einzelnen ist die Quelle des Irrtums, der um so verderblicher wirkt, je zuversichtlicher man wähnt, durch die teilweise Kenntnis des isolirten Einzelnen doch

---

Entre mille sens celui seul nous paraît être bon, qui nous convient le mieux! u. s. w.

wenigſtens dieſes zu verſtehen, während es ſeiner Natur nach doch nur dann erkannt wird, wenn der ihm weſentliche Zuſammenhang mit dem Ganzen und den übrigen Gliedern verſtanden iſt. „Es gereicht zum Ruhme der Kunſt und ihres Zeitalters, durch eine petitionem principii minimi ein Scheidewaſſer allerhöchſter Stärke hervorzubringen und damit alles Metall der tiefſinnigſten und erhabenſten Materien und Wiſſenſchaften, als Theologie, Politik, Moral, Gott, Staat und Menſchen ſind, welche nicht geſchieden werden können und deren Einheit das Maximum aller Geheimniſſe anſchauend und natürlich macht, in ihre idealiſche Eitelkeit, jene alte Gebärmutter aller Phänomene, fix und fertig aufzulöſen."

2. Während die Modekleriſei ſammt ihrer Gemeinde die nahrungskräftigen, lebensrettenden Glaubensſätze des bibliſchen Chriſtentums als durchaus ungenießbar und unverdaulich bei Seite wirft, würgen ſie heißhungrig und leichtgläubig alle unbewieſenen, ſtrohernen und ſteinernen Dogmen ihrer geſunden Vernunft hinunter, was Hamann nicht müde wird, in immer neuer Ironie aufzudecken. (Vergl. S. 259.)

3. Die Religion der geſunden Vernunft verdammt das Chriſtentum, weil es Obſcurantismus und Despotismus über den Weltkreis gebracht habe, damit ſie ſelbſt nach Vertreibung der Quelle des Lichts und der Freiheit im Düſteren fiſchen und als alleiniger Großmogul eine Schreckensherrſchaft führen könne. „Es iſt gewiß der größeſte Unſinn, das menſchliche Geſchlecht feierlich zu beklagen, daß es ſo viel tauſend Jahr gleich Unmündigen von den Vätern der Religion nach ihrem Selbſtdünkel mit Peitſchen gezüchtigt worden, und zum Erſatz tantorum malorum uns Glück zu ſagen, daß wir majorenn worden, mit Scorpionen gezüchtigt zu werden nach dem Rat der jüngſten Erdſchwämme, deren kleinſter Finger dicker iſt als des eitelſten Predigers Lenden." Wenn der Götze der geſunden Vernunft ein Fünkchen Verſtand und Moral hätte, wie könnte er, was er an andern verdammt, ſelbſt zehnfach üben, den Dienern der Kirche Hochmut und Eitelkeit vorwerfen, „und ſich ſelbſt das Hoheprieſtertum des Leviathans anmaßen!"

4. Die Hoffart dieſer Vernunft-Prieſter erhebt ſich bis zu ſolcher Lächerlichkeit, daß ſie die ungeheure Geiſtesarbeit der ganzen Menſchheit, des Heidentums und Judentums, das jedes in ſeiner Weiſe auf Chriſtum hinarbeitete, und des Chriſtentums, das nun in zweitauſendjährigem Ringen die ihm geſchenkten Schätze des Lebens und der Erkenntnis dem ganzen Menſchengeſchlechte als freies Eigentum mitzuteilen geſtrebt hat, gegen ſich und ihre Weisheit mit ſouveränem Dünkel nichts achten, die größeſten Erſcheinungen der Menſchheit, „Cedernhaine und Eichenwälder, mit ihrem Fünklein zu Aſche brennen, ſo daß vom ganzen Menſchengeſchlecht kaum ein kleines Ohrläppchen gerettet wird, und nichts als ſieben*) namhafte Sterne und Kronleuchter für den oligarchiſchen Despotismum des λόγος ἄθεος übrig bleiben!" Und welche Schätze fördert die geſunde Menſchenvernunft ans Tageslicht? Was vorlängſt ſchon als Thorheit und Gift erkannt und ausgeworfen iſt, das preiſt ſie als neuſte Weisheit und feſteſte Grundlage des Menſchenwohles. „Gibt es aber ſtärkere Symptome des Unſinnes, als dasjenige, was man eben ausgeſpieen hat, wieder zu freſſen und ſich nach der Schwemme in ſeinen eigenen Auswürfen zu wälzen?"

5. Wie Kaiphas müſſen die Hohenprieſter und Anbeter der geſunden Religion wider Wiſſen und Willen vom lebendigen Kern der Wahrheit Zeugnis ablegen. Denn nach §. 185 des Bon-Sens „beſtimmt der Charakter des Menſchen immer den Charakter ſeiner Vernunft und jeder Menſch iſt der Schöpfer und das Urbild ſeiner ihm geſunden Vernunft." Mit dieſem Satze, welcher die fruchtbare Wurzel der H.'ſchen Weisheit genannt werden kann, werfen die Vernunftritter ihren babyloniſchen Turm ſelbſt in den

*) Le bon-sens hatte als ſolche genannt Leucippe, Démocrite, Epicure, Straton, Hobbes, Spinoza, Bayle. Andere nennen andere Geiſtesvettern. Allen aber iſt das gemeinſam, daß ſie nicht von der Geſammtgeſchichte der Menſchheit lernen wollen, deren Heroen ſie viel zu dumm gegen ſich halten, ſondern nur von einer kleinen Anzahl wahlverwandtſchaftlicher Köpfe, welche zuſammengenommen etwa ein Ohrläpplein am Leibe der geſammten Menſchheit bilden.

Sand. Denn wenn der Menſch nicht aus ſeiner Vernunft, ſondern die Vernunft aus dem Menſchen ſtammt, — und wer mag das leugnen! — dann kommt dem Menſchen das Heil nicht aus ſeiner Vernunft, ſondern der Vernunft kommt das Heil aus dem Menſchen, ganz ſo, wie die Wurzel und den Stamm nicht der Aſt, ſondern den Aſt die Wurzel und der Stamm belebt. Erſt alſo muß der Kern der menſchlichen Perſönlichkeit geſunden, dann nur kann auch die Vernunft geſund werden! Und dieſer Satz iſt ein Wegweiſer zur chriſtlichen Weisheit.

Aber trotz ihres Kaiphas-Spruches fahren die Inſpirirten der geſunden Vernunft fort, vom Geſammtleben des Menſchen zu abſtrahiren und ihre abſtrahirte Vernunft für das A und O, die Wurzel und die Blüte der Menſchheit zu erklären. Darum „feurige Kohlen auf euer Haupt, ihr irrenden Ritter, Verräter der euch anvertrauten Geheimniſſe der Majeſtät und Menſchheit! Klatſchende Cymbeln religiöſer und moraliſcher Leere! ihr leidigen Aerzte mit dem Waſſerglaſe ſtatt des herrlichen Kelchs — mit dem Stein des Weiſen ſtatt des lebendigen Brots — mit der Schlange ſtatt des Fiſches — mit dem Skorpion ſtatt des myſtiſchen Eis. — Mit Stroh gehet ihr ſchwanger, Stoppeln gebärt ihr, Feuer wird euch mit eurem Mute verzehren!“

Es iſt nicht das Ziel unſers Daſeins auf Erden, vernünftig zu denken, ſondern das menſchliche Geſammtleben in das Bild des Urlebens zu verklären. Ein Adieu darum mit dem Worte: „Mein Sohn! mein Sohn! es iſt ein gutes Kopfkiſſen um die Vernunft; aber ich finde doch, daß mein Haupt auf dem Kiſſen der Religion und Geſetze noch ſanfter ruhet — Kein Geräuſch mehr mit deinem Werkzeuge — denn ich bedarf der ſchlafloſen Nächte nicht!“

Dritter Zeitraum.

1779—1786.

I. Κογξομπαξ.

Fragmente einer apokryphischen Sibylle
über
apokalyptische Mysterien. (1779.)

Drei Jahre hatte Hamann geruht. Da erhub er sich noch einmal gegen die nie rastenden Feinde seines Königs. Dieser letzte Kampf erhält dadurch eine besondere Bedeutung, daß unter den Gegnern sich zwei Namen erster Größe finden, Lessing und Kant. Κογξομπαξ richtet sich gegen den ersten und dessen Bundesgenossen. Zunächst über diese ein Wort.

Im Jahre 1776 beglückte Christof Meiners die Mitwelt mit vermischten philosophischen Schriften, deren dritter Teil über die Mysterien der Alten, namentlich die eleusinischen handelt, und zwei Jahre später der Hofprediger Stark, von den hierophantischen Briefen her uns schon bekannt, mit der Apologie des Ordens der Freimaurer. Hatten die hundert Lichterlein der Aufklärer ja noch etwas dunkel gelassen, so verbreiteten diese Fackeln Tageshelle bis in das letzte geheimnisvolle Winkelchen des Christentums: das Mysterium von Eleusis, des Freimaurer-Ordens und des Christentums ist wesentlich ein und dasselbe, eine Religion, „deren Grundsätze mit den Grundsätzen der Weltweisheit übereinstimmen." Man kann also auch sagen: das Christentum hat gar kein Mysterium, ebensowenig wie die Religion von Eleusis und

der Freimaurerorden; denn der wahre Kern von allen ist meine Vernunft und was sie mich lehrt, und das wahrlich ist mir kein Geheimnis, ist mir sonnenklar. Die heiligen Fabeln, heidnische oder christliche, von mysteriösen Thatsachen, in denen eine reale Herablassung göttlicher Lebenskräfte in die Menschheit und eine Erhebung der Menschheit in die Gottheit, eine Vermälung von Ewigkeit und Zeit, von Zeit und Ewigkeit geahnt oder offenbart wird, gehören ohne Ausnahme zur „Religion des Pöbels." „Die Religion der Weisen" besteht darin, die leben- und geheimnisvollsten Thatsachen auf Begriffe zu reduziren, auf solche, wie sie jedem Kopf und Zeitalter grade passen, und darnach zu behaupten, dies allein sei reine Religion und erhabene Philosophie, dies die Quelle des Guten und des Glückes auf Erden, dies das Mysterium des Christentums, das Mysterium von Eleusis, das Mysterium der Freimaurer! —

Das ungefähr ist die Religion Starks, Meiners und Genossen, das auch die Religion Lessings. Zwar schaut letzterer von seiner Höhe mit so gründlicher Verachtung auf die Religion und Theologie der Aufklärer herab *), daß er sie gegen das „unreine Wasser"

*) „Schade nur, sagt er z. B. über das vernünftige Christentum der Zeit zum Schlusse seines Aufsatzes von Duldung der Deisten, schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christentum sitzt." Oft angeführt sind seine Worte an Nicolai aus dem Briefe vom 25. Aug. 1769: „Die Berlinische Freiheit reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen." Ebenso bekannt sind Lessings Bekenntnisse in den beiden Briefen an seinen Bruder vom 8. April und 14. Juli 1773: „Was gehen mich, heißt es im ersten, die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und die Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen je gethan haben." Aus den noch derberen Ergüssen des zweiten Briefes hebe ich nur Folgendes heraus: „Nicht das unreine Wasser, (die Orthodoxie,) welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten

der alten Orthodoxie für Mistjauche erklärt; gleichwol hat er dem Volke, das wie die Vorrede zu seinem Ernst und Falk sagt, schon lange lechzte und vor Durst verging, keine wesentliche andere Religion zu bieten, wenn auch das Gefäß, woraus er sie trinken läßt, eine krystallne Schale von klassischer Gestalt ist. Denn erstlich: auch Lessing hält es für ächtes Christentum, dem Christentum die Sele auszureißen, das heißt, das wunderbare Lebens- und Thatengeheimnis der Gottesoffenbarung in den Schemen einer Vernunft-Lehre umzusetzen. Einer der Lessingschen Cardinalsätze ist dieser: „Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist, zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden." (Beweis des Geistes und der Kraft.) So wenig Ahnung also vom Kerne des Judentums und Christentums und beider Urkunden, daß die Thatsache der realen Selbstmitteilung Gottes an die Menschheit als zufällige Geschichtswahrheit durch ein Sophisma unbemerkt bei Seite geschoben wird.

---

wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen, ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße und sollte man auch hernach das Kind in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? .... Was thut man nun? Man macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, in welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will." Weil Lessings Scharfsinn sich mit Kraft auch auf die Anmaßung der Aufklärer warf, konnte H. an Herder schreiben (2. April 1774): „Der ehrliche Mann nimmt sich auch der guten Sache an; ich bin ihm zum erstenmale recht gut dafür geworden."

Zweiter Cardinalſatz Leſſings: Die ganze Offenbarung Gottes, die übrigens nichts offenbart, was nicht ein kluger Kopf von ſelbſt weiß, beſteht darin, daß ſie die Menſchen zu den beiden Lehren von der Einheit Gottes und der Unſterblichkeit der Sele erzieht. *) Was verſchlägt dagegen die phraſenhafte Frage, die er den Aufklärern vorlegt, ob denn eine Offenbarung, die nichts offenbart, noch eine Offenbarung ſei?

Dritter Cardinalſatz (Ernſt und Falk, Geſpräche über Freimaurer): Die Vernunft lehrt überdies die Idee jener allgemeinen Brüderlichkeit, welche über die verſchiedenen Nationen und Religionen emporhebt. Von dieſer Vernunft-Lehre iſt alles Gute ausgegangen, was in der Welt iſt, und wird alles Gute ausgehen, was noch in ihr geſchehen wird. Man braucht alſo weder Freimaurer noch Chriſt zu werden, ſondern nur vernünftig zu ſein, dann iſt man ein ächter Freimaurer und ächter Chriſt. Das iſt allerdings eine vollkommene Auflöſung des Myſteriums!

So iſt alſo Leſſing, der, wie H. ſchon 1761 an J. G. Lindner (III, 82) ſchrieb, das Irrlicht einer falſchen Philoſophie zum Weg-

*) S. Erziehung des Menſchengeſchlechts. — Als H. dieſe Schrift, für deren Verfaſſer ſich Leſſing anfangs nicht öffentlich bekannte, geleſen hatte, ſchrieb er an Herder: „Geſtern brachten mir Juden die Schrift, welche Leſſing zum Druck befördert, über die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ich habe ſelbige blos anſehen können. Wiſſen ſie den Verfaſſer nicht? Einſt summus philosophus, nun summus pædagogus. Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter. Kein Scheblimini (d. h. ſetze dich zu meiner Rechten!), kein ächter Reformationsgeiſt, keine Empfängnis, die ein Magnificat verdiente.“ (VI, 127 ff.) Etwas ſpäter: „Heute vor acht Tagen erhielt ich zum zweitenmale die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Im Grunde der alte Sauerteig unſerer Mode-Philoſophie; Vorurteil gegen Judentum — Unwiſſenheit des wahren Reformationsgeiſtes. Mehr Wendung als Kraft.“ (VI, 139.)

Wie Gott von der Zeitphiloſophie, auch von Kant, zum höchſten, abſtrakten Philoſophen gemacht war (vgl. S. 258 ff), der indes nichts zu lehren weiß, als was die klugen Menſchen von ſelbſt wiſſen, ſo machte Leſſing ihn zum erſten abſtrakten Schulmeiſter, der gleichfalls „dem Menſchen nichts gibt, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte,“ alſo im Grunde überflüſſig iſt, wenigſtens für fähige Köpfe.

weiſer gehabt, auf religiöſem Gebiete ſchließlich an demſelben Ziele angelangt, wo die von ihm verachteten Halbphiloſophen, die intellektuellen Stümper hielten: auch ein Gericht über einen Mann von ſo eminenten Gaben. Vollſten Reſpekt zwar zollt der Magus allezeit den Verdienſten, welche der überlegene Kopf Leſſings, der ſcharfſinnigſten und klarſten einer in Deutſchland, auf andern Gebieten ſich erworben hat;*) aber da er ihn gegen den König des Gottesreiches in Reih und Glied mit einem Nicolai und Mendelsſohn und den noch obſcureren Bundesgenoſſen Meiners und Stark fechten ſieht, ſo bleibt ihm freilich nichts anders übrig, als mit dieſen ſchalen Köpfen zugleich auch ihn, den großen Leſſing, abzuſtrafen.

Sicherlich hat H. nie vergeſſen, was er ſchon 1760 ſeinem Bruder zugerufen hatte: „Wehe dem, der ſolche Köpfe (wie Leſſing) nachahmen will! Wehe dem, der ſich unterſteht, ſie anzugreifen, ohne ſich einer Ueberlegenheit mit Recht anmaßen zu können!“ (III, 20.) Worin beſtand H's Ueberlegenheit? In der klaren Erkenntnis von der Ueberlegenheit der Thaten Gottes über menſchliche Räſonnements, mögen dieſe aus dem Kopfe und Munde eines Meiners oder eines Leſſing fließen! —

Wer nicht demütig genug iſt, von den Myſterien der göttlichen Liebesthaten ſich beleben und belehren zu laſſen, ſondern ſeinem Scharfſinn oder ſeiner Schalheit die Fähigkeit zutraut, den Geheimniſſen des Chriſtentums bis ins Herz zu ſchauen: der gerät in eine Thorheit und Aufgeblaſenheit, vor der man wieder wie vor einem unerklärten Geheimniſſe ſteht; Kern und Mark der größeſten Erſcheinungen der Menſchengeſchichte behandelt er wie Auskehricht und die eigenen, ſchemenhaften Meinungen preiſt er als die Wahrheit und Weſenheit Himmels und der Erde und alles deſſen, was dort und hier geſchieht. Von dieſer Thatſache eine überzeugende und ſtra-

*) Man ſehe darüber III, 19 ff. 81. 431 ff. VII, 239. Wie viel vorurteilsfreier gläubige Chriſten die Arbeiten religiöſer Gegner beurteilen, als dieſe jener, darüber ſiehe H.'s Bemerkung über Leſſings Nathan und Kants Stellung zu dieſem Drama. VI, 79. „So göttlich ſtreng iſt unſere Philoſophie in ihren Vorurteilen bei aller Toleranz und Unparteilichkeit!“

fende Anſchauung zu geben und dadurch Alle, welche ins innerſte Heiligtum der chriſtlichen Myſterien eindringen möchten, aus der Irre auf den rechten Weg zu locken, dazu ſoll der Kogzompax dienen.*) Die Stimme, welche ſich hier über das Myſterium der Vereinigung Gottes mit der Menſchheit hören läßt, muß wie jene, die über das Myſterium der Ehe ihren Spruch abgab, der modernen Mitwelt als eine altvetteliſche Sibylle erſcheinen, noch dazu als eine apokryphiſche. Sie iſt beſcheiden und ſcharf: beſcheiden, denn ſie gibt ihre Reden über die Myſterien nur für Fragmente aus, während die Offenbarungen des Zeitgeiſtes allumfaſſende Syſteme ſind; ſcharf, denn ſie beweiſt dem aufgeklärten Jahrhundert, daß ſeine Aufklärung Kogzompax iſt, eine Aufklärung, welche die klare Sonne in graue Nebel auflöſt. Mit dem Worte Kogzompax nämlich wurde die Feier der eleuſiniſchen Myſterien eröffnet oder geſchloſſen; Niemand verſtand es; es erklärt alſo nicht, ſondern verdunkelt. Gleicherweiſe werfen die Enthüllungen der Meiners, Stark, Mendelsſohn, Leſſing, und wie die ſchwachen oder ſtarken Geiſter ſonſt heißen, dicke Dunſthüllen über das Myſterium des Chriſtentums. —

Zwei Mottos führt die Sibylle im Schilde, das erſte aus Salomos Sprüchen 9, 17. 18 iſt in den bibliſchen Betrachtungen (I, 100 ff.) ſchon erklärt: die Liebesthaten Gottes ſind die Nahrung für unſeren von Gott ſelbſt geweckten Selenhunger und Durſt, der keineswegs im Begriffsvermögen, ſondern im Geſammtweſen des Menſchen ſeinen Sitz hat. Die Umſetzung der gött-

*) Zum Verſtändnis des einzelnen vrgl. die B. VIII abgedruckten Stellen der betreffenden gegneriſchen Schriften, ferner den Brief H.'s an Herder, von Dom. mis 1779. VI, 77 ff. Hier und in dem vom 25. Nov. 1778 V, 293 ff. werden mit Starkſchen und Meinerſchen Schriften auch Leſſingſche als Veranlaſſung zum Kogzompax angeführt. Ueber dies Wort ſiehe VI, 91 ff. Warum ſich die Sibylle Adelgunde nennt, ſ. IV, 450 und V, 123. Daß er die Schrift (ſ. Schluß) von dem Tage datirt, an dem ſich der Buchhalter Pyrnow neben H.'s Arbeitszimmer erſchoß (das Genauere VI, 75), deutet ſchon an, daß H. auch hier von lebendigen Realitäten, nicht von Begriffen den Ausgangspunkt der Erkenntnis nimmt.

lichen Thaten in Vernunftbegriffe sind ein gestohlen Brot und Wasser — gestohlen, weil sie von jenen abstrahirt sind — zwar dem Vernunftdünkel angenehm und süße, aber ohne Nahrungskraft, ja selbst giftig, so daß das wahre Leben daran sterben muß. „Der Satan hat uns mit Worten anstatt Wahrheit abzuspeisen gewußt; wie lange hat er den Bauch der Vernunft mit diesem Winde aufgeblasen!“ (I, 102.)

Das andere Motto, aus dem Apulejus, deutet auf das die Menschheit durchziehende Bewußtsein, daß der geheimnisvolle Gottesdurst auch nur durch das Geheimnis einer Lebens-, nicht einer Begriffsreligion zu stillen ist. — Ein drittes auf der Rückseite versichert dem allerheiligsten Zeitgeistpropheten, daß er hier, wenn nicht Geist nach seinem Sinne, doch gewiß Kürze finden werde, und zwar eine so inhaltsreiche Kürze, daß schon sie allein vom Genie des Autors zeugt. —

Horchen wir nunmehr den Sprüchen der Sibylle.

Die Mysterien des Christentums verschwinden, so hört die Sibylle sagen, vor „der Wissenschaft“ des Jahrhunderts; sie sind zufällige Geschichtswahrheiten oder auch unvernünftige Mährlein; das Wesen des Christentums ist die Weisheit von Eleusis, die Lehre von der Einheit Gottes und die Unsterblichkeit der Sele. Schau hier, ruft die Sibylle, für das christliche Mysterium ein besseres, die höhere Erfüllung jenes apokryphischen Mysteriums (2 Macc. 1, 20 ff.), da man anstatt des heiligen Feuers, das in Babels Knechtschaft verloren war, dickes Wasser fand, und dieses dicke Wasser aufloderte als, — heiliges Feuer! Nicht die altvetteliſche Sibylle allein, auch Lessing nennt dies neuentdeckte, eleusiniengleiche Christentum — und das lessingsche ähnelt demselben wie ein trüber Brunnen dem andern — dickes Wasser, „Mistjauche.“ Und in dieser Mistjauche, jauchzt der Zeitgeist, ist das heilige Geistesfeuer, das ächte ursprüngliche Christentum wieder hergestellt, welches in einer ärgeren als babylonischen Gefangenschaft, — so schilt der Zeitgeist die am Kern des Evangeliums festhaltende Kirche, — verloren gegangen! Und das sollte kein Mysterium sein?? Zu den mancherlei Einzelgeheimnissen

dieſes Grundgeheimniſſes gehört auch der hiſtoriſche Umſtand, daß der vermeintliche Kern des Chriſtentums, welchen doch ſchon die Prieſter von Eleuſis in den Grundſätzen der Weltweisheit und ihrer heiligen Vernunft beſaßen, Jahrtauſende hat verdeckt ſein können! Zwar verachtet die erhabene Philoſophie die zufälligen Geſchichtswahrheiten; indeß gibt die Sibylle zu verſtehen, daß auch dieſer etwas myſteriöſe, hiſtoriſche Umſtand Aufmerkſamkeit verdiene! — Sie hält es für der Mühe wert, wenn auch nur wie im Vorbeigehen und zur Einleitung, die Verächter hiſtoriſcher Umſtände von ihrer Unwiſſenheit auf eben dem Gebiete zu überführen, von welchem ſie das Licht für ihre Laterne borgen. Dann entlarvt ſie ſofort den Kunſtgriff, wodurch das alte Geheimnis des Chriſtentums in Dunſt verwandelt und an ſeine Stelle jenes apokryphiſche Myſterium der Neuzeit geſchoben wird. Der Kunſtgriff heißt: *Auflöſung der ſchöpferiſchen Thaten Gottes in menſchliche Vernunft-Begriffe.* In allen chriſtlichen Myſterien nämlich pulſirt als punctum saliens eine lebendige, geſchichtliche That, eine reale Wechſelwirkung zwiſchen Gott und dem Menſchen. Dies reale *Etwas* iſt „dem denkenden Philologen und gelehrten Weltweiſen" das „Zweideutige" im Chriſtentum, der Stein des Anſtoßes, denn es iſt nur zufällige Geſchichtswahrheit und noch mit der unphiloſophiſchen Form der Vorſtellung behaftet, darum das „*Böſe*", das Unwahre, Vergängliche, Pöbelhafte in unſerer Religion, das abzuſtreifen die Aufgabe des Denkers iſt. Je gründlicher dieſer ſein Abſtraktionswerk treibt, deſto augenſcheinlicher bleibt als toter Reſt ein „*reines Nichts*," ein Nichts, denn es iſt als nichts ureigenes, nichts ſchöpferiſches, auch nichts wert, weder für den hungernden Chriſten, noch den denkenden Philoſophen, ein „*reines*" Nichts, denn es iſt als ein Gedankenbild der Vernunft rein von jenem „zweideutigen Etwas;" als ſolches reines Nichts iſt es zugleich „*gut*".

In der Fertigkeit, das zweideutige Etwas der lebendigen Realitäten, das für die Abſtraktion Böſe, aus der Welt zu ſchaffen und das reine Nichts oder das für die Abſtraktion Gute zu inthroniſiren, beſteht Anfang und Ende des neufränkiſchen Myſteriums,

und dieſes Myſterium als Erklärungs-Prinzip auf die Vielheit der hiſtoriſchen Erſcheinungen anwenden, das preiſt unſere Zeit als „Vernunft und eigentliche Wiſſenſchaft.“ — Natürlich gebietet eben dieſelbe heilige Vernunft, welche die Offenbarungsthaten Gottes aus dem philoſophiſchen Tempel hinauskehrt, vor ihren eigenen Schlüſſen mit Ehrfurcht das Knie zu beugen — „ſie mögen auf dem Bauch oder auf Vieren gehen.“ Damit verſtopft ſie, die heilige Vernunft, die Lebensquelle, liegt ſelbſt da als ein Leichnam und kann nicht lebendig werden, weil alles Leben von Thaten Gottes, alſo von Geſchichte ausgeht, und die muß ſie gering achten, weil keine zufällige Geſchichtswahrheit, kein phyſiſches Faktum jemals ein Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten werden kann, nämlich für ſie nicht, die heilige Vernunft, welche ſich mit den ſchöpferiſchen Thaten Gottes nicht abſpeiſen läſſet, ſelbſt aber den hungernden Geiſt abzuſpeiſen vermeint, wenn ſie die Offenbarung der Lebensfülle Gottes zufällige Geſchichtswahrheiten, phyſiſche Fakta nennt!

Solche Weisheit benagt das Leben; ihre Syſteme — o die unphiloſophiſch plumpe Sibylle! — ſind alſo Ungeziefer.*) Wenn zur Aufklärung der altheidniſchen Myſterien nur noch ein paar verfallene Worte übrig ſind, ſo hat man zur Aufklärung der neuheidniſchen Myſterien eben jene Syſteme, in denen klare Augen den richtenden Gottesfinger entdecken. Wie nämlich der ewig Lebendige die ihn verachtenden Egypter von zahlloſem Ungeziefer benagt werden ließ, ſo plagt er die vom abſoluten Leben abgefallene Zeit durch eine Legion von Syſtemen, welche dem Leben das Blut ausſaugen. (Vrgl. II, 371.) Wie verſchieden auch dieſe Syſteme der „heiligen Vernunft und eigentlichen Wiſſenſchaft“ ſein mögen, ſie haben nach Abſonderung alles nach Raum und Zeit Zufälligen und Beſondern doch etwas Beſtändiges und Gemeinſchaftliches, eine myſtiſche Einheit, eben jenen philoſophiſchen Grundſatz, daß die Offenbarungen des Lebens zufällige Geſchichtswahrheiten, phyſiſche

*) „Alle unſere Philoſophen mit ihrer engliſchen Beredſamkeit ſind nichts als Paraſiten.“ (VI, 273.)

Fakta, nie und nimmer aber der Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten sind! Die Epopten dieses Mysteriums dringen bis zu der allgemeinen Wahrheit hindurch, daß alle Geheimnisse der lebensvollen Realitäten in Geschichte und Natur in dem eben entwickelten Sinne ein blendendes Nichts, ein eitles Etwas sind, weil sie als zufällige Erscheinungen dem philosophischen Fluche unterworfen sind und bleiben, bis der absolut Lebendige mit der That des Gerichtes hereinbricht, um durch zufällige Geschichtswahrheiten und physische Fakta sein Leben zu beweisen.

Wer hat, um eine Frage zwischenein zu werfen, wer hat so siegreich, wie die alte Sibylle, den mysteriösen Riesenbäumen unserer neusten philosophischen Meister-Systeme die Axt an die Wurzel gelegt, noch ehe von ihnen einer da war? Was für ein eitles, zweideutiges Etwas ist ihnen die Welt der Realitäten? was für ein blendendes Nichts sind ihre abgezogenen Begriffe!

Zweierlei Mysterien gibt es, sagen die Oberpriester des modernen Vernunftmysteriums. Den Kern der ersten Klasse bilden „gottesdienstliche Gebräuche", in denen eben jenes zweideutige, böse Etwas sich verbirgt, die geschichtliche, lebendige Vereinigung Gottes und der Menschheit, der Ewigkeit und der Zeit. Das sind „heilige Gaukeleien und Possenspiele, deren Oekonomie mit einer seltenen List gleich vortrefflich für abergläubische Schwärmer und verschmitzte, kühne Betrüger eingerichtet war, oder höchstens dramatische Vorstellungen von Götter- und Heldengeschichten." Dieser strenge Richterspruch ergeht nicht blos über die heidnischen Mysterien, in denen das Schreien der Menschennatur nach der Vereinigung der Gottheit und Menschheit in oft sehr unreinen und widerlichen Tönen ausbricht, sondern der Analogie zufolge auch über die christlichen, denn das Geheimnis von der Menschwerdung des ewigen Wortes Gottes und der Verklärung des Menschensohnes ist dem Zeitgeiste im Grunde eben so thöricht und märchenhaft wie die heidnischen Legenden von Einwohnung der Götter in den Menschen und der Erhebung eines Menschen zu den Göttern. Wenn also „die einzig wahre Religion" dieses Mysterium in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen festhält, so sinkt sie zu einer „andäch-

tigen Mummerei", zur Finsternis des Mittelalters herab. Davon muß sie gereinigt werden, sagt die erhabene Philosophie. Aber „der Anteil, den die einzig wahre Philosophie jedes Aeons an diesem Schicksal nimmt, ist im Grunde nichts anders, als des römischen Landpflegers hypokritisch-politisches Ecce homo!" Jeder Aeon, will die Sibylle sagen, besitzt seine einzig wahre Philosophie! Wie Pilatus mit Christo, so handelt diese mit dem Christentum. Sie mishandelt und entstellt es, schlägt es durch ihre Abstraktionen halb tot, dann weist sie den Jammerschemen achselzuckend der Volksmenge, um sich selbst zu salviren, und diese zu bewegen, jenes Jammerbild passiren zu lassen. Aber das Geschrei wird immer ärger: „Hinweg mit diesem!" Und die Consequenz der einzig wahren Philosophie jedes Aeons thut dem Zeitgeist den Willen und schlägt das letzte Leben der einzig wahren Religion tot, in dem Sinne tot, wie Pilatus Christum töten konnte. Wer will noch sagen, daß die Alte nicht gründlich die Geschichte der Philosophie und deren Liebe gegen das Christentum kenne? Wird die Philosophie auch von ihrer eigenen Geschichte sagen, sie sei nur zufällige Geschichtswahrheit und kein Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten?

Die andere Art von Mysterien sind „gewisse, auf die Religion eines Volkes sich beziehende Lehren." Wenn das der Kern, wozu, fragt verwundert die Sibylle, und woher noch Mysterien? da deren geheimnisvolle Lehren von der Einzigkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Sele von Poeten und Philosophen im Licht und auf den Dächern bewiesen und geleugnet, bezweifelt und verschmäht, gesungen und ausgepfiffen wurden und werden! Nebenbei erzählt die spöttische Sibylle, was sie von den Egyptern gehört hat, daß nämlich außer der Lehre von der Einzigkeit Gottes auch die Lehre von den Dämonen einen Gegenstand der Mysterien gebildet habe, weiß nur leider beides nicht recht zu reimen, da doch durch die Lehre von den Dämonen die Lehre von der Einzigkeit Gottes aufgehoben und eine neue Viel- und Abgötterei geschaffen werde. Die schneidende Anwendung auf die modernen Mysterien macht sie nicht, weil dieselbe von selbst sich macht, wenn man nur bedenkt,

welche Rolle in den modernen Myſterien die Lehre von der an die Dämonen-Größe ſtreifenden Hoheit und Abſolutheit der Menſchenvernunft ſpielt, wodurch eine Viel- und Abgötterei eigener Art hervorgezaubert und die viel geprieſene Lehre von der Einzigkeit Gottes durch eben die Köpfe umgeſtürzt wird, welche dieſelbe als das wahre, mit den Grundſätzen einer geſunden Philoſophie übereinſtimmende Myſterium des Chriſtentums marktſchreieriſch proklamiren!!

Die heidniſchen Myſterien, das vermuten ſelbſt die Weiſen der Zeit, haben außer dem ſichtbaren Stamm eine unterirdiſche Wurzel, geheime Schriften nämlich und heilige „Urkunden, welche Uneingeweihte umſonſt zu leſen verſucht, weil ihre Verfaſſer ſie Uneingeweihten nicht geſchrieben haben.“ Aber warum weinen unſere Weiſen, daß dieſe unlesbaren Bücher von Verfolgern oder „aus Neid und Gewiſſenhaftigkeit der Nachwelt entzogen und in den Ruinen der Tempel mit begraben“ ſind, da ſie ſelbſt aus Verfolgungsſucht, Neid und Gewiſſenhaftigkeit alles thun, um in den Ruinen des geheimnisvollen Tempels Chriſti auch die heiligen Urkunden ſeiner Myſterien zu begraben! Warum weinen ſie? Noch haben wir in der Bibel Urkunden, „die verſiegelt ſind, weil man nicht leſen kann,*) (ſeitdem Divi Renati Cartesii Metho-

*) An Scheffner ſchreibt H. 1785 von den „apokalyptiſchen Exegeten, die zu Erdichtungen ihre Zuflucht nehmen, weil ſie nicht leſen können, und dem einfältigen Buchſtaben nicht gewachſen ſind.“ Er erzählt, daß er mit vielen Freudenthränen eine andere Auslegung geleſen habe unter dem Titel: „Philoſophiſche Vorleſungen über das ſogenannte neue Teſtament, von Gelehrten für nicht gelehrte Denker ohne Glauben und Unglauben“ und ſagt dann: „So muß man als Philoſoph leſen und eben ſo ſchreiben! leiden und handeln i. e. leben!“ (VII, 263.) Wir haben hier alſo denſelben Schlüſſel für die verſchloſſenen Bundesbücher, wie in den helleniſtiſchen und hierophantiſchen Briefen, den Magi, Aesthetica in nuce, Schriftſteller und Kunſtrichter. In letzterer Schrift heißt es: „Wenn unſere Kunſtrichter ſelbſt im Stande wären, ſo oft ſie Leſer abgeben, auf ihr Herz wachſam zu ſein, ſo würden ſie die Sele ihrer Brüder tiefer auszuholen wiſſen. Ein alter Knabe, der ſeine eigene Hand nicht leſen kann, der das nicht verſteht noch behält, was er ſelbſt ſchreibt, übernimmt ſich gleichwol, jede fremde Schrift aus dem Stegreif auf-

dus und B. Joannis Clerici Ars Critica das Elementarbuch, der Wolfianismus und Machiavellismus in Schafskleidern unſer wälſcher und rotwälſcher Pädagogus geworden ſind,) und die man nicht leſen kann wegen der ſieben in- und auswendigen Siegel oder ſiebenzig mal ſieben Widerſprüche des überwindenden Löwen und erwürgten Lammes — bis auf ein Thier, das geweſen iſt und nicht iſt, wiewol es doch iſt. —" Unſere Weiſen haben von der Wurzel des Myſteriums nichts geſehen; ſie können alſo auch nichts ausreden; daß ſie aber dennoch meinen, etwas geſehen zu haben und das vermeintlich Geſehene für Realität halten, macht ſie ſo abergläubiſch, wie die Athener, daß ſie jedes ihrer Wahnbilder als Götzen verehren. Sie ſehen etwas, was nicht da iſt, noch ſein kann, nämlich die Geſundheit und Allvermögenheit des menſchlichen Denkens und die Wahrheit ſeiner Gebilde, und ſehen das nicht, was ſich mit Händen greifen läßt, nämlich die Unvernunft ihrer Vernunft und die Realität der göttlichen Selbſtbezeugung. „Sehen, was nicht da iſt, noch ſein kann, iſt ein Schalksaug, und nicht ſehen, was ſich mit Händen greifen läßt, macht das ganze Syſtem zur Nacht," und ſeine Anhänger blind. „Faſt beſorge ich daher, ſagt die ſcharfe Sibylle, daß es den abergläubiſchen Predigern der natürlichen Religion wie dem blinden Homer ergehen dürfte,"*) daß ſie nämlich in ihrer Blindheit den

---

zulöſen. Und wie geſchieht das? Weil er ſich auf Leſer verläßt, die eben ſo unwiſſend und eben ſo naſeweiſe, als er ſelbſt iſt, denen man jeden blauen Dunſt für Wolken und jede Wolke für eine Juno verkaufen kann. Blindheit und Trägheit des Herzens iſt die Seuche, an welcher die meiſten Leſer ſchmachten, und das heimliche Gift dazu miſchen unſere feinſten Kunſtrichter am gröbſten .... Doch weil unſere Kunſtrichter keine Zeit übrig behalten, ſelbſt zu lernen, ſo haben ſie es alle in der Schreibart hoch gebracht. Schreiben und lehren können ſie alle, dieſer eine gelehrte Fauſt, jener eine Kaufmannshand; aber leſen! — höchſtens wie ein ſpaniſcher Bettler." (II, 387 ff.) Und ſchon vorher: „Die Unverſchämtheit der Mietlinge wird Niemanden überreden, daß ihre Brillen die Gabe zu leſen und die Stelle der Augen vertreten." (II, 382.)

*) Vrgl. II, 386. Der blinde Greis, der nach einem Orakelſpruch ſich vor Rätſeln hüten ſollte, traf am Meeresſtrande Fiſcher, die, weil ſie aus dem

Fang von Ungeziefer für den Fang von Fiſchen, das Spinnen von Vernunftbegriffen und Syſtemen, die am Leben nagen, und nur hierdurch ihr kümmerliches, das Leben plagende Daſein friſten für die Eroberung von Leben und Wahrheit halten, das Rätſel alſo, nicht raten können, daß man gefangene Paraſiten fort wirft, nicht gefangene zu weiterer Plage mit ſich fort ſchleppt, und im Nachſinnen über ſolche rätſelhafte, wiewol natürliche That ſehender Fiſcher anſtoßen und elendiglich umkommen. —

Der Zweck Jeſu aber und ſeiner Jünger — und hiermit überreicht die Sibylle den Schlüſſel zu den Geheimniſſen des Chriſtentums und ſeiner Urkunden — iſt nicht der, Begriffe und Syſteme zu lehren, welche der lüſternen und aufgeblähten Zeitvernunft genehm ſind, ſondern aus der großen, unendlichen Menſchenwelt den ganzen, vollen Menſchen mit Geiſt, Sele, Leib und allen Kräften für den lebendigen Gott zu fangen, und ihn zu einer reifen, edeln Frucht für die Ewigkeit zu machen. Wie der Zweck, ſo iſt auch das Mittel zum Zweck, der perſönliche Mittler Jeſus Chriſtus und ſein Werk, kein Begriff, ſondern Leben und That, ein Herabfahren vom Himmel auf die Erde, ein Herauffahren von der Erde in den Himmel. Darum wird dieſe Religion auch nicht durch Begriffe gelehrt, ſondern durch That und Leben dargeſtellt, aufgenommen, ausgeübt und ausgebreitet. Darum ſind auch die Urkunden dieſer Religion nicht Begriffe, nicht ein Befriedigungsmittel für das Denkbedürfnis des Aeons, ſondern Leben und That, ein Stab und Brot, Fiſch und Ei; dem freilich, der die Begriffe der einzig wahren

---

unermeßlichen Meere keine Fiſche fangen konnten, von ihren Köpfen ſich die ſechsbeinigen Paraſiten fingen. „Ihr arkadiſchen Männer, fragte der Blinde, haben wir auch etwas gefangen?“ „Was wir gefangen haben, ſagten die Fiſcher, laſſen wir liegen, und was wir nicht gefangen haben, nehmen wir mit uns fort.“ Homer, der ja nicht ſehen konnte, was ſie thaten, hielt ihren Fang für den Fang von Fiſchen, und im Nachdenken über das ihm unlösbare Rätſel ſtolperte er über einen Stein und ſtarb am dritten Tage. Für jeden Sehenden war das Rätſel kein Rätſel. — Auf dem Titel der Literatur-Briefe und allg. deutſchen Bibliothek ſtand ein Homers-Kopf mit Namens-Ueberſchrift.

Philoſophie jedes Aeons anbetet, ein Stein des Anſtoßes, Schlange und Skorpion. — Und das Myſterium der modernen Weisheit und Wiſſenſchaft? Die Sibylle nennt es kurz und kühn „das große, politiſche Schneidergeheimnis, Menſchen zu machen und zu verklären.“ Denn unſere Weiſen ſchneiden das einheitliche Leben in Stücke und nähen die Lappen nach dem Modegeſchmack zu einem willkürlichen Ganzen zuſammen. (VII, 16.) Sie reißen die lebendige Perſönlichkeit, Gott und ſeinen Chriſtum, aus dem Chriſtentum heraus, ſo daß nur Lumpen überbleiben. Dies „lumpige Chriſtentum wenden ſie zum Unterfutter der purpurnen Selbſtliebe!“ mit andern Worten: der philoſophiſche Ruhm, das Chriſtentum lumpig oder wie ſie es nennen, wiſſenſchaftlich, vernünftig gemacht zu haben, iſt das ſtattliche Purpurkleid, das der Selbſtdünkel ſich ſchneidert. Wer in dieſem Kleide prangt, iſt ein gemachter Mann, ein verklärter Mann, dem Zeus gleich an Denkkraft. — Ein Schneidergeheimnis alſo, oder auch das Geheimnis der alten puniſchen Kriegsliſt, durch ein hölzernes Pferd der Toleranz die enge Pforte zu erweitern, um das letzte Palladium der menſchlichen Natur zu holen. Der Durſt nach Gott, nach dem lebendigen Gott wird ausgetrieben, damit wir um des Gewiſſens halber alle Kamele, alle Ungeheuerlichkeiten von Begriffen und Syſtemen, die der Vernunftdünkel uns vorſetzt, verſchlucken. (S. 299) Der Glaube an den lebendigen Gott wird geſtohlen, damit wir zum Köhlerglauben an einen neuen Bund der Vernunft bekehrt werden, welcher auch alpenhohe Berge von Thatſachen, die ihm entgegenſtehen, wie eine Feder hinwegbläſt. Die freie und demütige Beugung vor Gottes Offenbarung wird als Sklaverei gebrandmarkt, damit wir uns, als wären ſie von Gottes Gnaden, allen bleiernen Bullen unterwerfen, welche die modernen Kirchenväter der Zeitreligion als Orakel und Gemächte jenes von Gott losgelöſten Lebens uns aufdringen, welches dem unſterblichen Wurm und unauslöſchlichen Feuer verglichen wird!

Was hat alſo das Chriſtentum mit der neumodiſchen Religion gemein, welche ſich als die Wahrheit des Chriſtentums aufſpielt? Die Sibylle meint beide ſo gezeichnet zu haben, daß man die Beugung vor dem mishandelten Judenkönig, dieſen Aberglauben,

eher für erhabene Philoſophie anerkenne, als die Beugung vor dem dicken Waſſer. Jedenfalls iſt der Titel und Widerſpruch am Schandpfal des Kreuzes, dieſer Kern des chriſtlichen Geheimniſſes, ein Myſterium der zweiten meinerſchen Ordnung, ein ſolches, „deſſen Inhalt der öffentlichen Volksreligion entgegengeſetzt war, das der Pöbel nicht faſſen konnte", iſt der wahre Idiotismus, der weiſer iſt als die heilige Vernunft, iſt eigentliche Wiſſenſchaft und der Hauptſchlüſſel für jedes Myſterium.

Ueber zwei Punkte hat ſich die Zeitweisheit ausgeſprochen, nämlich daß die Offenbarungsgeſchichte den alten Göttergeſchichten, und die Offenbarungslehre der heidniſchen Geheimlehre eigentlich ſo gleicht, wie jeder ſich ſelbſt. Einen dritten Punkt vermißt die Sibylle, daß nämlich auch die chriſtliche Myſtik im Grunde nichts iſt, als heidniſche Teleſiurgie. Denn wie dieſe gebraucht ja auch jene „die fleiſchliche Vermiſchung der Geſchlechter zum Symbol der Vereinigung mit der Gottheit!" Sodann haben beide eine gemeinſchaftliche Ader des Theismus, — gegenſeitige Durchdringung der Gottheit und Menſchheit — die man freilich zum Vorteil der heidniſchen und Nachteil der chriſtlichen Myſtiker gedeutet, indem man die göttliche Inkarnation für Unvernunft, die menſchliche Vergöttung hingegen für ſelbſtverſtändlich annimmt. Doch iſt zwiſchen beiden ein „ewiger myſtiſcher, magiſcher und logiſcher Zirkel." Nur weil die göttliche Inkarnation Thatſache iſt und es alſo zu unſerm Weſen gehört, daß wir göttlichen Geſchlechts ſind, kann der Menſch in den dünkelhaften Wahn verfallen, Gotte gleich zu ſein, Alles verſtehen und beurteilen zu können, wie Gott, „worin doch das ganze Arkanum unſerer neugebackenen Lehrer der Gottesgelehrſamkeit und Vernunftweisheit beſteht." Haben ſie den myſtiſchen Drang und magiſchen Taumel, ſich Gotte gleich zu dünken, ſo iſt es unlogiſch, die Inkarnation Gottes zu verwerfen. Wie durch den Polytheismus jedes Ding zu Gott ſelbſt gemacht und dadurch der lebendige Gott aus dem Tempel der Natur herausgeworfen wird, ſo wird durch das moderne Myſterium, daß die Inkarnation Gottes Unvernunft ſei, Gott in der Menſchheit totgeſchlagen, der Tempel des menſchlichen

Leibes zum Grabmal oder Mördergrube des Dings an sich. Durch das moderne Mysterium wird also das Verständnis des Mysteriums der Menschheit absolut unmöglich gemacht, welches darin besteht, daß Gott sich der Menschheit real mitgeteilt hat. Die Offenbarung dieser Selbstmitteilung ist das einzige unaussprechliche Geheimnis des Judentums, die dunkle Ahnung von ihr, das hungernde Schreien nach ihr, welches tausend mythologische Namen, Ideale und Attribute, oft sehr unreine und verzerrte, hervorgebracht hat, ist das Mysterium des Heidentums. Sobald man in das Geheimnis der Lehrer der Vernunftweisheit eingeweiht ist, erkennt man jenes einzige Mysterium als Unsinn und lernt das unlogische, uralte Geheimnis, Gotte gleich zu sein, ohne daß Gott sich uns mitgeteilt hat, dadurch Gotte gleich zu werden, daß man Gott aus sich fortstößt. Der Wahn, Gotte gleich zu sein, erzeugt sofort den Wahn, ohne Gott doch wie Gott erkennen, wie Gott handeln zu können.

Auf der realen Selbstmitteilung Gottes an die Menschheit beruht sowol das erste prophetische Geheimnis vom Tode, welches Gott selbst offenbarte, als das evangelische Geheimnis von der Bestimmung des Menschen zur leibhaften Teilnehmung der göttlichen Natur, dessen ersten Laut und Stral Gott dem Lügenprediger Lucifer in den Mund legte. Denn weil der Mensch dadurch Mensch ist, daß Gott sich in ihn gesenkt hat, so ist es der Tod des Menschen, wenn er sich von Gott losreißt, ist es seine natürliche und notwendige Bestimmung, daß er sich zu Gott erhebt. Aber der Lügenprediger gebraucht fort und fort diese von Gott gewollte Bestimmung des Menschen, um den Menschen von Gott ferne zu halten, also dem Zwecke Jesu und seiner Jünger entgegen zu arbeiten. Denn er setzt an Stelle der lebendigen göttlichen Selbstmitteilung die sogenannte Vernunft als Grund, daß der Mensch Gotte gleich sei; doch „was ist die hochgelobte Vernunft mit ihrer Allgemeinheit, Unfehlbarkeit, Ueberschwenglichkeit, Gewißheit, Evidenz? Ein Ens rationis, ein Oelgötze, dem ein schreiender Aberglaube der Unvernunft göttliche Attribute andichtet." (Vrgl. S. 250) Die jüngste Offenbarung der Vernunft über die

Myſterien Gottes iſt ein thatſächlicher Beweis von ihrer Unvermögenheit und der Eitelkeit ihrer Uſurpation, wie denn die Vernunft überhaupt trotz aller Marktſchreierei, nichts weiter vermag, als die Blöße und Schande der Erkenntnis aufzudecken, die grade wie bei Eva durch die Uebertretung deſſen entſtanden iſt, was ſie ſelbſt für heilig, recht und gut hält,*) ſo daß die Leichtgläubigkeit des Unglaubens ſich als ganz unvernünftig beweiſt. Wie Eva, losgeriſſen von Gott, in Kain den Erretter der Welt geboren zu haben meinte, ſo wähnt die von Gott gelöſte Vernunft in ihren Begriffen und ſonſtigen Erzeugniſſen dem Menſchengeſchlechte das Heil zu ſchenken, während doch dieſe Vernunftgemächte den eingeborenen Sohn ſchmähen, wie Kain den Abel erwürgte. „Die Kanzeln ſind alſo gerechtfertigt, einen Baum der Erkenntnis zu verwünſchen, deſſen faule Früchte und kahle Blätter weder zur Arznei und Speiſe, noch zu Schürzen dienen!“

Um ihr ſummariſches Urteil aus der Geſchichte zu beweiſen, läßt die Sibylle die Kinder der autonomen Menſchenvernunft, die verſchiedenen Philoſophen, vor ſich aufmarſchiren, die alle eine Jakobsleiter zu beſitzen vorgeben, mit welcher der Menſch auf Gottes Thron ſteigt. Einmal erſcheint die Philoſophie als ernſte, ehrbare Madonna, die uns weiß macht, daß unſere Sele die eigene Baumeiſterin ihres Leibes und ſchon des Homunculi Licht vor dieſer Zeit geweſen. Dann wird ſie zur ſchönen Wolfianerin, die weiland in Schaffkleidern die ganze chriſtl. Dogmatik an ihren zehn Fingern demonſtrirte, plötzlich aber häutet ſie ſich und tritt als Sau auf, welche die demonſtrirten und undemonſtrirten Heiligtümer mit Füßen zertritt, oder gar als Pucelle, wie die Philoſophie Voltaires, des Lieblingspropheten und Evangeliſten ſeines Jahrhunderts (credite posteri!) oder als ein Zauberweib von Endor, oder auch als geheimnisvoll verſchleierte Iſis, die, wie höchſt nebelhaft der hellſte Kopf ſeiner Zeit behauptet,**) alles Gute gethan,

*) Eva ſagte 1 Moſ. 3, 3 und glaubte doch der Schlange 1 Moſ. 3, 5. Die Vernunft erklärt den Menſchen für göttlichen Geſchlechts und reißt ſich doch von Gott los, um — vernünftig zu werden.

**) Leſſing in Ernſt und Falk.

was noch in der beſten Welt iſt, und fortfährt, an all dem Guten zu arbeiten, was noch in der beſten Welt werden wird.“ Die Sibylle kann ſich nicht enthalten, mit einem Finger wenigſtens auf die lächerliche Hohlheit ſolcher Arroganz hinzudeuten!

Dann aber adoptirt ſie als Kriterium jedes wahren, ächten Geheimniſſes den Satz eben jenes ſcharfſinnigen Kritikers: „Nichts willkürliches, nichts müßiges; ſondern etwas notwendiges, das in dem Weſen des Menſchen gegründet iſt“, und wie ſie hinzuſetzt und der Kritiker ihr wol ſtehen laſſen wird, in den Verhältniſſen des Menſchen zum Ens entium. Weil aber dies Ens entium, ſomit auch das Verhältnis des Menſchen zu ihm und das Weſen des Menſchen ſelbſt ohne eine Selbſtoffenbarung des Ens entium ſtets ein Ens rationalis, ein menſchliches Gedankenbild, eine philoſophiſche Vorſtellung oder Idee bleibt, „ſo wurde der geoffenbarte Name des Dings κατ' ἐξοχην das einzige Myſterium des Judentums und die προληψις ſeines verſchwiegenen Namens das tauſendzüngige Myſterium des Heidentums.“ Aus dem Verlangen der Menſchheit nach dem lebendigen Gott und der vollendeten, realen Selbſtoffenbarung Gottes wird der neue Menſch, das Ebenbild ſeines Schöpfers geboren, die neue Menſchheit, deren Haupt und Herz der iſt, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet. Er überwindet durch ſeine Lebenskraft alle Zufälligkeiten, Verzerrungen und Entſtellungen der Menſchennatur, bringt ihr das Weſenhafte, Notwendige zurück und führt ſie zur Vollendung, zum Συν-θρονισμῳ Gottes. Nicht eine Lehre, nicht ein Lehrgebäude, nicht Begriffe, nicht Syſteme von Begriffen, ſondern dieſe von Gott in die Menſchheit geſenkte und in ihr thatſächlich wirkende perſönliche Lebenskraft und ihr Kampf und Sieg gegen die ihr feindlichen Lebensmächte, das iſt das Myſterium des Chriſtentums, „das Geheimnis des Himmelreichs von ſeiner Geneſis an bis zu ſeiner Apokalypſe — der Brennpunkt aller Parabeln und Typen im ganzen Univerſo, der histoire générale und Chronique scandaleuse aller Zeitläufte und Familien“, das Ziel der Hoffnung auch der ganzen Creatur!

Unſere Vernunft iſt unſeres Geſchlechts, nimmt an den weſentlichen und notwendigen Merkmalen unſerer Natur teil, auch an der gegenwärtigen leiblichen und geiſtigen Notdurft, unſere Füße zu decken, der niederſten, ekelſten, aber thatſächlichen Notdurft. Wiewol dies allein ſie ſchon Selbſterkenntnis lehren könnte, damit ſie nicht, wie Domitian, im abſurdeſten Größenwahnſinn ausrufe: Uti puto, Deus fio (S. 149); hält ſie ſich doch durch die licentia philosophica des Jahrhunderts für den Gott der Erde und hebt darum kühn und keck die moraliſche Verpflichtung, ſich als menſchliche und mit dem Zeichen menſchlicher Bedürftigkeit behaftete zu betrachten, vollſtändig auf, freilich nur, um ſich eben dadurch als Unvernunft ſelbſt zu richten. Wenn aber dereinſt, nicht durch licentiam poeticam oder philosophicam, ſondern kraft des Myſteriums des Chriſtentums der Menſch wirklich zum Συνθρονισμῳ Gottes erhoben wird, dann wird auch wirklich und wahrhaftig alle menſchliche geiſtliche und leibliche Notdurft ganz vernichtet und mit der Krone der irdiſchen Schöpfung auch dieſe zu ihrer vollendeten Wahrheit und Freiheit verklärt werden. —

Dieſe vollendende Geiſtes- und Lebenskraft alſo, der Pfeiler und die Grundfeſte der Wahrheit und Freiheit, nicht ein Buch ohne Geiſt, auch die Bibel nicht, iſt das Myſterium des Chriſtentums. Aber ſollten wir darum durch eine ſcheinheilige Philoſophie und hypokritiſche *) Philologie uns das Buch,* die

*) Scheinheilig und hypokritiſch, weil ſie unter dem Scheine, die chriſtliche Religion zu klären und zu retten, durch die Preisgebung der Bibel die evangeliſche Wahrheit und Freiheit an den Despotismus Roms und der Vernunftreligion verkauft. „Es iſt doch ſonderbar, ſchreibt H. an Herder, nachdem er am Mark und Saft des Selbſtdenkers Leſſing ſich gelabt zu haben erzählt hat, daß der Genius unſeres seculi ſpornſtreichs ſich in das Pabſttum wieder ſtürzt, beſonders dadurch, daß man dem Volke die Bibel durch alle möglichen Sophiſtereien (H. meint die Leſſingſchen) zu verleiden und aus den Händen zu ſpielen ſucht.“ (VII, 239.) Der Scharfſinn, meint H., ſei Leſſings böſer Dämon geworden, (VII, 243.) weil er ihn zu offenbaren Sophiſtereien getrieben. Erſt nämlich that Leſſing ſein Möglichſtes, die Grundlagen des Chriſtentums, die Offenbarungsthaten Gottes und deren Urkunde, im Bewußtſein der Zeitgenoſſen wankend zu machen, und wenn ihn dann ein Hauptpaſtor Göze als

Bibel, nehmen lassen, weil Buchstaben und historischer Glaube desselben weder Siegel noch Schlüssel des Geistes sein kann? Die Vernunft, welche uns statt des Buchstabens der Bibel den Geist und die Wahrheit derselben zu schenken verheißt, bietet uns solche „innere Lügen und Widersprüche," daß sie uns nur desto stärker zur Bibel hintreibt und wenig Lust macht, von ihrem dicken, verstohlenen Wasser zu trinken. So wird freilich die Wahrheit Gottes durch die Angriffe der Vernunft herrlicher zu seinem Preise, aber dennoch ist deren Verdammnis ganz recht, die Böses thun, damit Gutes herauskomme!!

Mit einer ernsten Apostrophe an den scharfsinnigen Mann, der aus Liebe zur Wahrheit die Wahrheit nicht wollte, schließt die Sibylle, um, wie jene Fischer, wegzuwerfen, was sie gefangen und mit heimzunehmen, was sie nicht gefangen zu einem andren Zuge bei bessrer Muße. Was sie gefangen, sind die Ungeziefersysteme über das Geheimnis der Menschheit, in denen der richtende Finger Gottes auch ungläubigen Augen offenbar werden könnte! —

H. sandte die Fragmente seiner Sibylle auch an Göthe und Lessing. Göthe hat ihm danken lassen. Wofür? — Und Lessing?

Gegner des Christentums bezeichnete, mußte der Scharfsinn ihm helfen, die Mienen eines Freundes des Christentums anzunehmen, indem er plausibel zu machen suchte, daß das Christentum weder der geschichtlichen Thatsachen noch der Bibel in unseren Tagen mehr bedürfe. Freund des Christentums! und wußte doch, und sprach es aus, daß er sein Feind war. Darum schreibt H. schon im August 1779 an Herder: „Lessings Name wird kaum ohne einen Flecken bleiben," (VI, 92.) und später am 5. Dez. 1784 an Jakobi: „Was urteilen Sie selbst aber, mein verehrungswürdiger Freund, von des Mannes (Lessings) Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in dem ganzen Handel über die Fragmente? Hat nicht der Hamburger Oelgötze bei aller seiner Dummheit im Grunde recht gehabt? Läßt sich wol mit dem panischen (— Lessing bekannte sich Jakobi gegenüber, nicht in seinen Schriften, als Pantheist —) System im Kopf ein christlich Vaterunser beten? Lag nicht im Eifer des unglücklichen Mannes Feindschaft gegen das Christentum auf dem Boden? War's die Rolle eines christlichen Philosophen, dessen Maske er brauchte? oder eines Heuchlers und Sophisten, die er spielte? Hinc illae lacrmae?"

Er hatte behauptet, daß die geſchichtlichen Thatſachen des Chriſtentums nicht zur Wahrheit führen könnten. Geſchichte und immer Geſchichte! keine notwendige Vernunftwahrheit! „Das, das, hatte er geſeufzt,*) iſt der garſtige, breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdient einen Gotteslohn an mir!" Hat die Sibylle den Gotteslohn an Leſſing verdient??

II. Hamanns letzter Kampf gegen die Grundſäulen der modernen Philoſophie.

1. Licht über Hamanns Kampf gegen die moderne Philoſophie aus dem Briefwechſel der letzten Lebensjahre.**)

Der zweite über die Aufklärermaſſe hervorragende Gegner der Offenbarung war Kant. Er hatte zwar ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren in Königsberg docirt; aber erſt in der Kritik der reinen Vernunft (1781) trat er in ſeiner ganzen, vollen Größe auf den Kampfplatz. H. erkannte von Anfang an die weitgreifende Bedeutung der kantiſchen Philoſophie. Er ſah ihre Ueberlegenheit über die aufgeblaſene Weisheit der Wolfianer und Nikolaiten.***) Ein weniger durchdringendes Auge hätte ſogar in der Kritik der reinen Vernunft einen Bundesgenoſſen des Glaubens erblicken können. Denn ſchon der neue Satz, daß das Ding-an-ſich niemals von der theoretiſchen Vernunft erkannt werden kann, macht die überklugen Alleswiſſer auf einmal zu Nichtswiſſern, wie denn Kant ſelbſt an ſeiner Kritik ausdrücklich rühmt, daß ſie alle dogmatiſche Behaup-

*) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

**) Vrgl. den Abſchnitt: Die Wurzel und Sele der Hamannſchen Autorſchaft S. 49 ff.

***) Br. an Hartknoch vom 8. April 1781. VI, 179; an Reichard VI, 212. vrgl. auch VII, 243. Ueber H.s Pietät gegen Kant und Anerkennung ſeiner Perſönlichkeit VI, 201. und VII, 246. vrgl. auch S. 275 ff. und 289.

tungen über die Existenz und das Wesen Gottes und der Sele als unbeweisbar darthue. Darum schrieb H. schon im August 1781 an J. F. Reichard: „Nun was sagen die Herren Metaphysiker an der Spree zur preußischen Kritik der reinen Vernunft, die aller spekulativen Theologie der Spaldinge, Steinbarte u. s. w. u. s. w. und jesuitischen Betrachtungen unserer Hephästione (Stark) das Maul stopft?“ (VI, 212.) Aber die kantische Philosophie sendet die damaligen Gegner der christlichen Weisheit wie anmaßende, schreiende Knaben nur darum heim, um selbst mit mehr Scharfsinn und größerer Kraft den Kampf gegen den König des Himmelreiches aufzunehmen. Das durchschaute H., sobald er mit gewohnter Energie das kantische Buch verschlungen hatte, mit vollster Klarheit und schrieb schon am 1. Juli 1781 eine Recension der Kritik der reinen Vernunft, in der er das Werk zwar mit „unverstellter Achtung“ ankündigt, aber auch solche Leser, die einer freien und wahren Prüfung gewachsen seien, auf die der ewigen Gottesweisheit feindlichen Grundlügen des neuen Systemes hinweist. Die Hauptgedanken der Recension sind drei Jahre später in die Metakritik verwebt, welche indeß ebenso wie die Recension vom Autor selbst nie veröffentlicht ist. Der Grund ist nicht blos die persönliche Rücksichtnahme auf Kant, wie dies aus einem Briefe an Jacobi unzweideutig hervorgeht. (G. S. 285.) Die erkannte Wahrheit hat H. allezeit über die Personen gestellt. Vielmehr war er selbst auch mit der Metakritik noch nicht zufrieden. „Die ganze Idee ist mir verunglückt, und ich habe nur dem Ding ein Ende zu machen gesucht, daß ich mich des Gedankens daran entschlagen konnte.“ (VI, 371.) Das letztere freilich ist nicht geschehn. Sein Briefwechsel aus dieser Zeit, namentlich mit Jacobi, zeigt, wie unabläßig er gerungen hat, den Gegenstand, der einen Hauptinhalt seiner Autorschaft ausmachte, in ein Licht zu stellen, das volle Klarheit verbreitet. Suchen wir zunächst uns von diesem Lichte den Weg zum Verständnis der Metakritik erhellen zu lassen.

H. hat, wie wir wissen, alle dem Christentum feindlichen Einzelerscheinungen des Tages nur darum mit so lebendigem und scharfem Auge betrachtet, um die ihnen zu Grunde liegende, ge-

meinsame Ur-Triebkraft aufzudecken, welche nicht mit dem Tage vergeht, sondern fortwirkt, wie sie bisher gewirkt hat. Wir haben das in seinem Kampfe mit einem Damm, Eberhard, Schwarz, Nikolai, Mendelssohn, auch mit Lessing reichlich beobachtet. Diese Eigenart hat er auch Kant gegenüber nicht verleugnet. Auch das kantsche System, in welchem vielleicht er zuerst „den Sauerteig zu neuen Gährungen in- und außerhalb der Fakultät" erkannte (VI, 179), war als solches für ihn doch nur, wie es denn wirklich gewesen ist, eine ephemere Ausgestaltung des menschlichen Wahnes, aus der vom absoluten Leben losgelösten Denkkraft die volle Wahrheit zu schöpfen. Darum war es H. auch nicht um eine systematische Widerlegung dieses Systems zu thun. „Das πρωτον ψευδος zu finden und aufzudecken, wäre für mich genug; aber hier liegt eben der Knoten" schreibt er Ende 1783 an Herder (VI, 365), und an denselben Anfang April 1786: „Ich nehme nicht blos als Landsmann und Patriot sondern aus einem weit nähern Interesse an Kants Autorschaft Anteil. Es geht mir mit ihm, wie ihm selbst mit den Berlinern. Mendelssohns Vorlesungen sind ihm ein System der Täuschung, die der Mendelssohnschen Beschreibung eines Mondsüchtigen ähnlich ist. Mir kommt sein ganzes System nicht um ein Haar besser vor. An keinem von beiden ist mir gelegen und will mich in keines weiter einlassen, als blos mich an die Grundsäulen halten, die wurmstichig sind. Das übrige findet sich per nexum rerum von selbst." (VII, 314.) Zwei Monate vor seinem Tode an Jacobi: „Ich halte es noch immer für eine fruchtlose Arbeit, an subordinirten Grundsätzen zu flicken und ihren Widerspruch aufzudecken. Man muß sich schlechterdings entschließen, tiefer zu graben, oder höher zu steigen. Wer dazu nicht Herz und Geduld hat und sein gleichzeitiges Jahrhundert verleugnen kann, dem ist es immer besser manum de tabula." (G. S. 637.)

Und diese Grundsäulen der Philosophie Kants, die zugleich die ganze, moderne Philosophie tragen?

Mendelssohn nennt zwar Kant wegen seiner Kritik den Alleszermalmer. H. aber kann auch die Grundsäulen des Allzermalmers für nichts besser, nichts kräftiger halten, als die längst zusammen-

gebrochenen Syſteme. Wie die Wahrheit ſtammt auch der Irrtum mit allen ſeinen Auswüchſen aus einem Kerne. Ihn hatte H. längſt blos gelegt, ehe das Syſtem Kants und ſeiner ihn vollendenden Nachfolger angeſtaunt, angebetet wurde. Hier iſt er: „Die Philoſophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daß ſie dasjenige geſchieden, was die Natur zuſammengefügt hat und umgekehrt; wodurch unter andern Ketzern der Pſychologie auch ihre Arianer, Muhamedaner und Sozinianer, welche alles aus einer einzigen poſitiven Kraft oder Entelechie*) der Sele haben erklären wollen, entſtanden ſind.“ (IV, 45.) Aus der Loslöſung der Denkkraft vom Geſammtleben, dem relativen und dem abſoluten, aus der mörderiſchen Scheidung deſſen, was im Leben eines und nur in dieſer Einheit lebendig iſt, und aus der widernatürlichen Zuſammenkoppelung deſſen, was im Leben geſchieden iſt, ſieht H. auch die allgewaltige moderne Philoſophie geboren. In der allgemeinen Charakteriſtik ſeiner Autorſchaft (S. 55 ff.) ſind die hierher gehörigen Hauptſtellen ſeiner Briefe ſchon mitgeteilt. Sehr lehrreich iſt noch folgendes Wort an Herder: „Gott arbeitete ſechs Tage; die Philoſophen von — haben weder Tag noch Nacht Ruhe, um die ſehr gute, wenn eben nicht beſte Welt zum Chaos zu deformiren,“ (VI, 258) und zwar durch eben jene widernatürliche Scheidung deſſen, was Gott zuſammengefügt hat, und durch die „myſtiſche Syntheſe“ deſſen, was ſeiner Natur nach getrennt iſt. (VI, 213). Vor allem gehört Menſch und Gott, relatives und abſolutes Leben zuſammen. Dies Grundverhältnis unſers Daſeins muß als Grundbedingung richtigen und wahren Denkens anerkannt werden. „Unglaube, d. h. Mangel des Organs zur Auffaſſung dieſes Grundverhältniſſes, iſt das erſte Element unſerer verkehrten Denkungsart.“ (G. S. 370.)

Und dieſen Unglauben macht die moderne Wiſſenſchaft und Philoſophie zur Grundlage ihrer Syſteme. Sie fordert Vorausſetzungsloſigkeit von der Thatſache, daß das menſchliche Leben

*) ἐστι γαρ ἐξ ἐντελεχειας παντα τα γιγνομενα. Aristot. de anima 3, 7. Anm. H.'s.

nur relatives, nicht absolutes Leben ist, und von dem Grundsatz, daß das relative Leben nur in der normalen Vereinigung mit dem absoluten Leben normal ist und normal denkt. Verachtung also, mindestens Gleichgiltigkeit gegen die Grundlagen des menschlichen Daseins, die auch die Grundlagen des menschlichen Denkens sind, ist ihr punctum saliens. Sie nennt diesen Indifferentismus zwar einen kritischen, der eine Wirkung nicht des Leichtsinns, sondern der gereiften Urteilskraft unsers Zeitalters sei; H. aber kann von der Ueberzeugung nicht los, daß „eine erkünstelte Gleichgiltigkeit in Ansehung solcher Materien und Gegenstände, die der menschlichen Natur und ihrem Interesse nicht gleichgiltig sein können, entweder ein mutwilliges Blendwerk der tiefsten Heuchelei ist, — also statt kritisch füglicher hypokritisch heißen müßte, — oder zu den Phänomenen von dem funesto veterno (dem traurigen, alterschwachen Schlafe) des Weltalters gehört." (VI, 53.) Erkünstelt nennt er diese Gleichgiltigkeit, weil sie nur durch die Künste der Abstraktion hervorgerufen und erhalten wird, während das reale Leben uns in jedem Momente kräftigst überzeugt, daß das menschliche Leben wahrlich nicht das absolute Leben ist.

Wer voraussetzungslos in Ansehung der Gegenstände ist, die zum Wesen der menschlichen Natur gehören, ist darum keineswegs absolut voraussetzungslos; vielmehr macht er seine Art von Voraussetzungslosigkeit zur unbezweifelbaren Voraussetzung einer gesunden Lebensanschauung und eines richtigen Denkprozesses. Mit andern Worten: der Unglaube erzeugt Aberglauben, der Unglaube an die wahren Grundbedingungen des menschlichen Lebens und Denkens erzeugt Aberglauben an selbsterdichtete Vorstellungen vom Grundwesen des Daseins und Denkens. Dieser Unglaube und Aberglaube in kräftiger Einheit ist das von H. aufgedeckte und verfolgte πρωτον ψευδος moderner Philosophie (VI, 15. 243), insbesondere auch der kantischen, kritischen Aufklärung. (G. S. 285.) Besonders lehrreich ist H.'s Brief an C. J. Kraus aus dem Dezember 1784 über die kantischen Abhandlungen: Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, und Was ist Aufklärung? Für Kant ist die Aufklärung der Ausgang des

Menſchen aus einer ſelbſtverſchuldeten Vormundſchaft. H. ſieht, daß im tiefſten Grunde der Ausgang des menſchlichen Lebens und Denkens aus der Vormundſchaft Gottes und der göttlichen Offenbarung gemeint iſt, in der zu bleiben, dem Kritiker als ſelbſtverſchuldete Denkfeigheit und Denkfaulheit gilt. „Mir liegt das πρωτον ψευδος — ein ſehr bedeutendes Kunſtwort, das ſich kaum unflegelhaft in unſere deutſche Mutterſprache überſetzen läßt — in dem vermaledeiten adjecto oder Beiworte: ſelbſt verſchuldet. Unvermögen iſt eigentlich keine Schuld. . . Die Unmündigkeit iſt alſo nicht weiter ſelbſtverſchuldet, als inſofern ſie ſich der Leitung eines blinden oder unſichtbaren — wie jener pommerſche Katechismusſchüler ſeinem Landpfarrer entgegenbrüllte — Vormundes und Führers überläßt. Dieſer iſt der eigentliche Mann des Todes. — Worin beſteht nun das Unvermögen oder die Schuld des fälſchlich angeklagten Unmündigen? In ſeiner eigenen Feigheit und Faulheit? Nein, in der Blindheit ſeines Vormundes, der ſich für ſehend ausgibt und eben deshalb alle Schuld verantworten muß!“ (VII, 188 f.)

Iſt das Denkvermögen einmal von der Urwurzel des Lebens losgeriſſen, ſo muß es ſich auch von allen andern Lebenswurzeln löſen, ſowol vom Geſammtleben der Menſchheit als dem Lebenskerne der eigenen Perſönlichkeit, muß mit der Offenbarung Gottes zugleich auch die Bezeugung des menſchlichen Weſens in der Geſchichte und die Selbſtbezeugung des eigenen, perſönlichen Lebens außer Acht laſſen. Mehr noch: das Denkvermögen ſpaltet ſich in ſich ſelbſt, in reine, theoretiſche und in praktiſche Vernunft. Und grade in dieſer Iſolirung und Abſtraktion erklärt es ſich für die Quelle der Erkenntnis oder begibt ſich wenigſtens auf den Weg, die Wahrheit zu ſuchen. Es iſt aber der Natur der Sache nach unmöglich, daß das vereinzelte Vermögen das ganze, volle Leben des Subjektes und der Außenwelt faſſen und verſtehen kann, ſo unmöglich, wie ein Teil das Ganze zu ſein vermag. Darum wird der Skeptizismus zum Dogma gemacht (VII, 247), oder ſtatt der wirklichen, lebendigen Welt durch den Gedanken des Subjekts eine ſchemen- und ſchattenhafte Begriffswelt geſchaffen. Kant hat

begonnen: das Ding an ſich kann von der reinen Vernunft nicht erkannt werden; wir haben nur Erſcheinungen der Dinge, dieſe Erſcheinungen ſind Gebilde des Subjektes. Bei Fichte iſt ſchon alles, was nicht Ich iſt, nur eine Schöpfung des Ich; bei Hegel kommt ſelbſt das Abſolute erſt durch die Dialektik des Ichs zur ſelbſtbewußten Wirklichkeit. Das nennt die Philoſophie Idealismus und ſolche Gebilde Ideen und Ideale. Noch ehe der erſte Sauerteig dieſes Idealismus in Deutſchland zu gähren angefangen hatte, durchſchaute H. das Weſen der ganzen Entwicklung und wurde nicht müde, immer aufs neue zu zeigen, daß ſie aus der Scheidung vom Leben hervorgegangen, und daß ihre Frucht immer wachſende Scheidung vom Leben ſei. „Die Schulvernunft teilt ſich nur, ſagt er, in Idealismum und Realismum. Die rechte und ächte weiß nichts von dieſem erdichteten Unterſchiede, der nicht in der Materie der Sache gegründet iſt und der Einheit widerſpricht, die allen unſern Begriffen zu Grunde liegt oder wenigſtens zu Grunde liegen ſollte.“ (G. S. 504.) In der reinen oder theoretiſchen Vernunft kann er darum nicht die wirkliche, lebendige Menſchenvernunft wieder erkennen; er kann in ihr nichts anders finden als ein Ideal, wie er mit herbem Spotte ſagt, d. h. ein erdichtetes Gedankenbild von Vernunft, was nicht exiſtirt. (G. S. 154.) „Die ganz offenbare Unordnung und Verwüſtung der urſprünglichen Vernunftanlagen durch die äußern Weltumſtände iſt eben ein unauflösliches Rätſel (wenn man nicht mit Simſons oder Kants Kalbe gepflügt) des göttlichen-vernunftähnlichen Urſprungs und nur die Kritik und deren transcendentelles Beſtreben, alle andern Erkenntniskräfte der Natur zu beherrſchen, zeuget als die Königin Metaphyſik von der reinen Vernunft, in welcher der letzte Grund aller ſophiſtiſchen Unwiſſenheit und Gedankenloſigkeit zu finden iſt.“ (G. S. 636.) Es iſt ein leerer Wahn, daß die Vernunft vom geſunden oder ungeſunden Lebenskerne ſo getrennt werden könnte, daß ſie von dieſem unbeeinflußt bliebe. Vielmehr iſt eben jenes moderne Ideal von Vernunft ein williges Werkzeug einer ſtärkeren Kraft, die etwas als Wahrheit zeigen will und die Ideal-Vernunft zwingt, das Geſuchte und

Gefundene als Wahrheit zu beweisen. „Es ist eitel Taschenspielerei und Gaukelei mit ihrem Suchen und Finden der Wahrheit. Es ist keine Kunst zu finden, wenn man die Sache selbst hingelegt hat, wo man sie hernehmen will." (G. S. 189.) Was durch eine Ideal-Vernunft wahrgenommen wird, ist so ideal, wie sie selbst, ist mit andern Worten nicht die lebendige Wahrheit, sondern ein vom Subjekte erdichtetes Gedankenbild derselben. „Leider gibt es keine Objekte mehr, sondern lauter Phaenomena von ihnen." (G. S. 313.) „Das τὸ ὄν der alten Metaphysik hat sich leider! in ein Ideal der reinen Vernunft verwandelt, dessen Sein und Nichtsein von ihr nicht ausgemacht werden kann." (G. S. 21.) H. sieht also, wie die moderne Philosophie die wirkliche Menschen-Vernunft in eine Ideal-Vernunft, die Objekte in Phänomene, Ideale, Einbildungen verwandelt, und wenn dann diese mit den von jener aufgestellten Begriffen übereinstimmen, hört er sie ihr εὕρηκα jauchzen. Aber „es ist, sagt er kalt und nüchtern, ein lächerlicher Rücksprung, das Dasein eines philosophischen Ideals und die Uebereinstimmung desselben mit einigen Begriffen der Schule herauszubringen." (G. S. 189.) Diese philosophischen Ideale sind wol nur Schemen, aber dennoch dem Leben und der Wahrheit gefährlich. Denn „durch das Ideal der reinen Vernunft gewinnt man einen unendlichen Spielraum zu den willkürlichsten Einbildungen; von der andern Seite wird alle Wahrheit zur Schwärmerei;" (VII, 313.) d. h. die objektiven Realitäten werden durch den Idealismus zu subjektiven Anschauungen umgeformt; wer sie trotzdem noch als objektive Realitäten respektirt, heißt ein Schwärmer. Wären die Dinge nur Offenbarungen und Zeugen ihrer selbst, so möchten sie immerhin in Schemen aufgelöst werden. Nun aber, sagt H., ist „die Natur Offenbarung nicht ihrer selbst, sondern eines höheren Gegenstandes, nicht ihrer Eitelkeit, sondern Seiner Herrlichkeit." (G. S. 513.) Natürlich sind die Gedankenbilder von der Natur nicht mehr Offenbarer und Zeugen Seiner Herrlichkeit, sondern nur eines Gottesbegriffes, der ihnen gleich ist, wie ein Schatten dem andern. Das gilt in gleicher Weise von den Geisteskräften; auch sie werden ihrer Wahrheit und Wirklichkeit

vom Subjektivismus beraubt und zu Idealen, Einbildungen gemacht, die nicht existiren, die darum auch keine Wegweiser zum Urquell der Geister sein können.

Man sieht das an dem, was Kant und seine Zeit aus dem Willen gemacht haben. Es mag durch millionen und aber millionen schreiende Thatsachen an allen Orten und zu allen Zeiten bezeugt sein und noch bezeugt werden, daß der menschliche Wille im innersten Kerne von Selbstsucht vergiftet ist; der Idealismus erdichtet sich die Lügenfabel vom guten Willen und baut auf sie als auf ein unerschütterliches Fundament seine Luftschlösser. Kaum war Kants „Grundlegung der Metaphysik der Sitten" erschienen, da schrieb H. an Herder: „Statt der reinen Vernunft ist hier von einem andern Hirngespinnste und Idol die Rede: vom guten Willen. Daß Kant einer unserer scharfsinnigsten Köpfe ist, muß ihm auch sein Feind einräumen, aber leider ist dieser Scharfsinn sein böser Dämon, fast wie Lessings seiner; denn eine neue Scholastik und ein neues Pabsttum sind die beiden Midas-Ohren unsres herrschenden seculi." (VII, 243.) Einige Wochen später an Kriegsrat Scheffner: „Reine Vernunft und guter Wille sind noch immer Wörter für mich, deren Begriff ich mit meinem Sinn zu erreichen nicht im Stande bin, und für die Philosophie habe ich keine fidem implicitam. Ich muß also mit Geduld die Offenbarung dieser Geheimnisse abwarten." (VII, 248.) Vrgl. S. 53.

Ist die Welt nur erst soweit betrogen, daß sie die philosophischen Idole von Natur und Geist für Wahrheit und Wirklichkeit annimmt, so wird auch der letzte Betrug ihr nicht erspart bleiben können, daß sie auch die ewige und ursprüngliche Einheit von Natur und Geist, den lebendigen Gott selbst sich in ein philosophisches Idol umformen läßt. „Wenn erst die Vernunft zur wächsernen Nase wird, so werden natürlich die unphilosophischen Vorstellungen von Gottes Dasein und noch mehr von seinem Worte die abenteuerlichsten Hirngespinnste unter dem Namen von metaphysischen Theoremen und Problemen." (VII, 314.) „Kant macht Gott zum Ideal (d. h. zu einem subjektiven Gebilde) ohne zu wissen, daß seine reine Vernunft ebendasselbe ist. (G. S. 154.) „Kants ganze,

transcendentale Theologie scheint mir auf ein Ideal der Entität hinauszulaufen. Ohne es zu wissen, schwärmt er ärger als Plato in der Intellektualwelt über Raum und Zeit. Hier ist wirklich Sprache und Technologie die deipara der reinen scholastischen Vernunft." (VI, 186.) Schon am Anfange seiner Autorschaft, als die kantische Philosophie noch ungeboren war, hatte H. dieselbe Ueberzeugung, weil derselbe Sauerteig der Gährstoff für alle Philosophen ist, die nur mit dem Kalbe ihrer Vernunft zu pflügen wissen. „Die Idee, welche sich Schriftgelehrte von Gott und seinen Eigenschaften machen, ist vielleicht schlechter, als der Athenienser Altar, auf dem sie einem unbekannten Gott dienen. Doch wenn der Philosoph nur weiß, daß Gott das höchste Wesen ist, so fließt aus diesem Begriffe seine höchste Weisheit und Güte, das Urteil über seine Werke, wie eine Zigeunerin aus den Zügen der Hand den ganzen Lebenslauf eines Menschen, oder wie ein Moralist aus dem gegebenen Charakter den ganzen Mechanismus sittlicher Handlungen herleiten kann." (I, 502.)

Wir verstehen es nun, wenn H. den Atheismus für einen bloßen Atticismus oder Dialekt der reinen Vernunft gehalten wissen will (VII, 281), — der Atticismus war bekanntlich die gepriesene Blüte der hellenischen Dialekte — oder wenn er an Jacobi schreibt: „Heraus mit der metaphysischen Hagar: alle Kritik der Ismaele ist Logo- und Scio-machia. Vive la Bagatelle! Die machen Sie zum Gegenstand, zum wichtigen Gegenstand Ihres Forschens. Optimus maximus verlangt keine Kopfschmerzen, sondern Pulsschläge!" (G. S. 197.)

Jedenfalls sah er und sehen wir seinen schon früher gegebenen Prophetenspruch, daß die Weltweisheit unvermutet aus einer allgemeinen Wissenschaft des Möglichen zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen auszuarten anfange (III, 243), sich immer buchstäblicher erfüllen. Wenn das Wirkliche grundsätzlich für das Unwahre, für Vorstellung, dagegen die subjektive Vorstellung für das Wahre erklärt wird; dann ist die Unwissenheit des Wirklichen unvermeidlich. Was soll H. solcher Weltweisheit Complimente drechseln! Vierschrötig, wie nach seinem Ausdruck die Wahrheit ist, bekennt

er, daß es kaum eine Sünde sei, Vernunft und Philosophie zu lästern, wenn das Vernunft und Philosophie genannt werde, das realste Dasein, die absolute Fülle des Lebens, die Grundbedingung unseres Lebens und Denkens erst noch zu beweisen. (G. S. 230.) Er kann nicht anders als alle Helden unserer philosophischen Literatur auslachen, welche, „deutsch zu sagen, nichts als Betrüger sub pallio philosophico sind." (VII, 197.) Oder ist jene Falschmünzerei, welche Kant und nach ihm Fichte und vornehmlich Hegel auf Grund ihrer philosophischen Systeme mit den biblischen, christlichen Worten und Thatsachen getrieben haben, nicht Betrügerei? Was er im Alter vom Wortkram der Philosophie und der Sprachenverwirrung durch die Philosophen erlebte (G. S. 21. 74. 246), konnte ihm nur das bestätigen, was er schon in der Jugend geschrieben hatte: „Ueberhaupt ist die Religion durch die Wechselbank der Vernunft mehr entweiht als erbaut worden, und der Wucher, den man durch Umsetzung der Wörter getrieben, aus denen jedermann ohne einen Hocuspocus*) nicht mehr Verstand ziehen kann, als er sich im Stande findet, einzulegen, bereichert zwar die Taubenkrämer, aber auf Kosten des Geistes, welcher der Herr ist." (III, 253.)

Ein andermal läßt H. den Zorn über jene Weltweisheit, welche Wirklichkeit für Idole und Idole für Wirklichkeit ausgibt, in kräftigem Humor sich Luft machen, wenn er z. B. den Kantischen Kritizismus des Mystizismus anklagt. Wenn nämlich auf religiösem Gebiet jene Anschauung Mystizismus genannt wird, welche das wirklich vorhandene Licht verachtet und sich in sich und durch sich selbst ein Erkenntnis-Licht erträumt, dann hat H. ohne Zweifel Recht, den modernen Idealismus der philosophischen Mystik zu beschuldigen. „Die preußische Kritik der reinen Vernunft, schreibt er an Reichard, hätte eben so füglich Mystik heißen können wegen ihres Ideals." (VI, 212. vrgl. 213.) Herder erzählt er bald darauf: „Ich traf neulich Kant. Er war sehr vertraut mit mir, ungeachtet ich ihn das vorige Mal ein wenig stutzig gemacht hatte, da ich

*) Hoc est corpus meum. Anm. H.'s.

seine Kritik billigte, aber die darin enthaltene Mystik verwarf. Er wußte gar nicht, wie er zur Mystik kam. Mich hat es sehr gefreut, daß L. eine gleichförmige Sprache mit Kant führt. Ein neuer Beweis für mich, daß alle Philosophen Schwärmer sind und umgekehrt, ohne es zu wissen." (VI, 227.) „Kant ist nicht mehr als ein Kabbalist, der einen αἰων zur Gottheit macht." (VI, 187.)

Und solche Philosophie sieht der Magus sich noch dazu zur Richterin jener realen Lebensmächte aufwerfen, welche die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft bilden. „Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich Alles unterwerfen muß. Religion durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung durch ihre Majestät, wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, welche die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können." Mit diesen Worten Kants eröffnet H. seine Rezension der Kritik der reinen Vernunft. Er lacht der Thorheit, daß eine Philosophie, die nur durch Abstraktionen vom realen Leben entstanden ist, wirklich in den Dünkel fallen kann, das Vermögen zur wahrhaften Beurteilung der Lebenskräfte zu besitzen. Darin liegt nicht blos die ungemessene Hoffart versteckt, „als die einzige aller Wissenschaften ihre absolute Vollendung und zwar in kurzer Zeit zu erleben," „alle andern Erkenntniskräfte der Natur als die Königin Metaphysik zu beherrschen," (G. S. 637.)*) sondern auch die Anmaßung, Principien zu besitzen „heiliger als der Religion und majestätischer als der Gesetzgeber ihre." (VI, 48.) Dieser Wahn ist Glaubensartikel. Denn „auch Unglaube ist Religion, die natürliche und stärkste." (G. S. 196.) „Der Unglaube ist die älteste, stärkste, und neben dem Aberglauben die einzige natürliche Religion." (VII, 298.) Diese Religion des

*) Das nennt H. Renommisterei. „Zum letztenmal, lieber Jonathan und Gamaliel Fritz, schreibt er an Jacobi, laß Dich nicht von den literarischen Renommisten hinreißen, und mische dich nicht als Laie in die Händel und Amtsgeschäfte der Schriftgelehrten. Sei weder ihr Pendant noch Pedant — weder ihr Patron noch Sykophant." (G. S. 654.)

Unglaubens und Aberglaubens führt zu einem Despotismus und Papismus, welcher ärger als der römiſche iſt. Bis an ſein Ende hat H. zur Freiheit von dieſem philoſophiſchen Despotismus und Pabſttum wachgerufen. „Katholizismus iſt nichts wie Despotismus. Anſtatt des römiſchen iſt ein metaphyſiſch-moraliſcher in der Mache, der ſeinen Sitz an eben dem Orte hat, wo man ſo viel Zetergeſchrei über das Pabſttum erhebt.“ (G. S. 95.) „Von jedem Syſtematiker, belehrt er Jacobi gerade in Bezug auf Kant, müſſen Sie eben die Denkungsart erwarten, daß er von ſeinem Syſtem wie ein römiſch Katholiſcher von ſeiner einzigen Kirche denkt.*) (G. S. 285.) „Irren iſt menſchlich — aber unſere infallibeln Philoſophen aſpiriren zu mehr als menſchlicher Autorität und fallen dadurch in transcendentelle Unwiſſenheit und Thorheit, die ihre Anbeter wie des großen Lama excrementa in ſich ſchlucken.“ (G. S. 153.) Noch ein Wort aus dem obenerwähnten Briefe an Kraus. Nachdem H. die kantiſche Anklage der Denk-Feigheit und Faulheit, wodurch die Katechismusgläubigen in ſelbſt verſchuldeter Unmündigkeit bleiben, zurückgewieſen hat, erinnert er an den Schwarm der Zeitgeiſtsjünger, die den Meiſtern der modernen Philoſophie zujauchzen und über den Bibelglauben Zeter ſchreien, fragt, wozu mehr Mut gehört, von jenen ſich umſchmeicheln zu laſſen oder allein ihrem Wogendrang ſich entgegen zu ſtämmen, fragt, ob die ſouveränen Philoſophen viel Liebe zur Denk-Arbeit und Freiheit dadurch beweiſen, daß ſie nur die für Denker halten, welche die vom Zeitgeiſte ausgegebenen Schlagwörter und Gedanken nachplappern. Seine eigenen Worte, voll ächten Spottes, ſind dieſe: „Mit was für Gewiſſen kann ein Räſonneur und Spekulant hinter dem Ofen und in der Schlafmütze den Unmündigen ihre Feigheit vorwerfen, wenn ihr blinder Vormund ein wol disziplinirtes zahlreiches Heer zum Bürgen ſeiner Infallibilität und Orthodoxie hat?

*) „Kant hat mir geſtanden, den Spinoza niemals recht ſtudirt zu haben, und von ſeinem eigenen Syſtem eingenommen, hat er weder Luſt noch Zeit, in fremde ſich einzulaſſen.“ (G. S. 152.) Vrgl. über den Despotismus ꝛc. Seite 56. 299. 316. 321. Anm. 334.

Wie kann man über die Faulheit solcher Unmündigen spotten, wenn ihr aufgeklärter und selbstdenkender Vormund, wofür ihn der eximirte Maulaffe des ganzen Schauspiels erklärt, sie nicht einmal für Maschinen, sondern für bloße Schatten seiner Riesengröße ansieht, vor denen er sich gar nicht fürchten darf, weil es seine dienstbaren Geister und die einzigen sind, an deren Dasein er glaubt?" (VII, 190.)

Solche Philosophie erzeugt der Gedanke, welcher vom wahren Leben sich nicht durchdringen läßt. Von ihr — das erblickt H. als eine geschichtliche Thatsache — wird der Mensch nicht befriedigt. Kaum ist ein System aufgebaut, so wird es von einem andern niedergerissen. „Unius corruptio alterius generatio. Die Gerechtigkeit bei Fürsten wie die Wahrheit bei Philosophen." (G. S. 655.) „Jeder wünscht die Umschaffung der bisherigen Philosophie, hofft sie, arbeitet daran, trägt sein Scherflein dazu bei." (G. S. 516.) Auch Hamann. Er hält es, wie er gleich darauf sagt, für allein wahre Philosophie: „Moses und Johannes, Christentum und Judentum, die Lebendigen und die Toten zu vereinigen — die durch den Turmbau sich verwildern in gesellschaftlicher Zerstreuung, durch die Taubeneinfalt des Geistes ohne tyrannische Fesseln gleichgesinnt und aus gemeinschaftlichen Sündern übereinstimmende Brüder des Sinns zu machen." (G. S. 516.) Der Sinn ist klar. Das Leben ist die Mutter ihm gleicher Gedanken. Aus einem verirrten Leben entspringen irrige, aus dem wahren Leben wahre Gedanken. Menschen von ungleichartigem Leben haben widersprechende, von gleichartigem Leben übereinstimmende Gedanken. Hiervon zu überzeugen und aus der Verirrung des Lebens und dem Widerstreit der Gedanken in den einheitlichen Mittelpunkt des wahren Lebens und wahrer Gedanken einzuführen und dadurch Uebereinstimmung in der Ueberzeugung von der Wahrheit zu schaffen: darin setzt H. die Aufgabe der wahren Philosophie. — Nicht der Gedanke, sondern das Leben in der Einheit seiner Kräfte und Triebe gibt uns das notwendige Licht. „Religion, Patriotismus, Selbstliebe und Freundschaft sollten die Leuchttürme unsers Lebens sein. Wir können aber auch leicht

Irrlichter dafür anſehen, beſonders wenn man auch ſingen kann: Mitternacht heißt dieſe Stunde! Es gehört alſo mehr, wie eine Kritik der reinen Vernunft und des guten Willens dazu, um ſolche vier Leidenſchaften zu Paaren zu bringen, da eine einzige ſtark genug iſt, uns ſchwindlig zu machen." (G. S. 258.)

Haben die Philoſophen dadurch der Wahrheit den Scheidebrief gegeben, daß ſie ſcheiden, was im Leben zuſammengehört und umgekehrt, ſo macht H. das Leben in ſeiner Einheit zum Ausgangspunkte der wahren Philoſophie. „Bei mir hängt alles zuſammen und in einander wie Himmel und Erde." (VII, 292.) „Vom Himmel muß unſere Philoſophie anfangen und nicht vom theatro anatomico und den Sectionen eines Cadavers." (VII, 149.) Dem anatomiſchen Felde erklärt er ſich in demſelben Briefe an Herder für nicht gewachſen. Weil wir nicht Gott ſind und mit einem Blicke das Ganze nicht über- und durchſchauen können, ſo kann allerdings unſere Erkenntnis nur durch Analyſe, durch Gliederung des Ganzen in Einzelnes, und durch Syntheſe, durch Zuſammenfügung der Glieder zu einem Ganzen entſtehen. Aber man muß, um nicht irre zu gehen, der Einheit ſich bewußt bleiben. Natur und Vernunft haben für H. die vollkommenſte Identität. „Analyſis und Syntheſis muß nach ganz ähnlichen Geſetzen geſchehen, Analyſis nicht zerſtören, ſondern zergliedern, Syntheſis nicht vermiſchen, ſondern zuſammenſetzen; beide nach den Kennzeichen und Geſetzen der Natur und ihrer Generation, deren Nachahmung und Compoſition die Kunſt ſich zum Muſter nehmen muß." (G. S. 510.) Wie das Leben auf Erden von der Sonne, darum die Kenntnis der Erde von der der Sonne mit abhängt, ſo hat das unſelbſtändige Menſchenleben in dem ſelbſtändigen Gottesleben ſeine Bedingung und kann auch nur durch dieſes und in dieſem erkannt werden. Darum muß die Philoſophie, welche das Leben zur Grundlage macht, von dem ausgehen, der im vollen und wahren Sinne des Wortes das Leben iſt, von Gott. „Die alte Frage Agurs: Wie heißt Er und ſein Sohn? weißt Du das? oder des mir noch immer lieben Perſius: Minimum est, quod scire laboro: de Jove quid sentis?" Die Frage alſo nach der perſönlichen

Urquelle und Fülle des Lebens nennt H. das Ei, woran er brüte, daß es Gestalt gewinne. (VII, 314.) „Nicht Cogito, ergo sum, sondern umgekehrt oder noch Hebräischer*): Est (d. h. Er, das absolute Leben, ist, und in ihm bin und lebe ich) ergo cogito, und mit der Inversion eines so einfachen Principii bekommt vielleicht das ganze System eine andere Sprache und Richtung." (G. S. 81.) Est! Er, das absolute Leben, ist! Das ist die Grundlage des Alls, des menschlichen Seins, also auch des menschlichen Denkens, der Philosophie. Nur soll der Er in seiner ganzen, vollen Eigenheit anerkannt, nicht in ein Gebilde des Subjekts umgewandelt werden. Dem Freunde Jacobi wirft H. darum vor, daß sein „Er zu sehr nach dem Zuschnitte des Ichs" sei. „Dein Er ist der Schatten, das Echo Deines Ichs, verstümmelt und schwankend." (G. S. 504. 6.)**)

Auch die Gesammtheit des relativen Lebens darf, wenn sie eine Wegweiserin zur Wahrheit, zum absoluten Leben sein soll, nicht zu einem Schatten und Echo des Subjekts entleert, sondern muß in seiner objektiven Realität respektirt werden. Nicht unsere subjektiven Begriffe von den Dingen, sondern die Dinge sind das Leben, die Wahrheit; unsere Begriffe können nur dadurch wahren Inhalt erlangen, daß sie jene in ihrer Realität anerkennen und in sich aufnehmen. „Unsere Vernunft muß Dienerin, nicht Gesetzgeberin der Natur sein wollen." (G. S. 16.) Nach H.'s Begriffen ist nicht der ein vernünftiger und philosophischer Geist, welcher Geschichte und Natur zu einer chinesischen

*) Vrgl. zur Erklärung S. 288.

**) Am 3. März 1786 schrieb Jacobi an H.: „Ich muß Ihnen mehr als einmal schon gesagt haben, daß Resignation auf mein Sein und den Schein meines Seins meine große Philosophie ist, und dabei hat man nicht viel Politik vonnöten. Bei meiner lebhaften Gemütsart muß ich, was die meiste innerliche Ruhe schafft, am meisten suchen." Am 15. antwortete H.: „Resignation auf allen Schein des Seins zum besten des wahren Seins übersetze ich Ihr Principium. Das Sein läßt sich nicht resigniren, ist nicht unser Eigentum, desto mehr aber der Schein des Seins das Eigentum der Kunst und Politik. Innerliche Ruhe = Sein. Beim Schein ist alles wandelbar, Schatten und Unruhe. Habe ich Recht?" (G. S. 242. 265.)

Kaminpuppe macht (vrgl. S. 152), die zu seinen Vorstellungen ihr gehorsames Ja nickt; vielmehr sieht er die Beweisung der Vernunft und die Vorbedingung ächter Philosophie bei dem demütigen, lernbegierigen Schüler der Natur und Geschichte, welcher seine Vorstellungen nach diesen objektiven Mächten, nicht aber diese nach jenen zu bilden bestrebt ist. „Nach der Lage und Natur der Dinge ist manches unmöglich. Aber unsere Begriffe zu ändern und zu berichtigen, scheint nicht so ganz unmöglich zu sein. Die meisten sind wächserne Nasen, Gemächte der Sophisterei und Schulvernunft." (VII, 420.) Daher H.'s steter Hinweis auf Natur und Geschichte, worüber schon früher aus allen Perioden seines Lebens reichliche Aeußerungen mitgeteilt sind (S. 59 ff. 112 ff.), und die sich alle in den Satz zusammenfassen lassen: „Ich muß data haben und schlechterdings darnach meine Hypothesen bilden, um wenigstens wahrscheinlich denken und handeln zu können, wo mir die Wahrheit zu hoch oder zu tief liegt." (G. S. 495.)

Diese Weisheit wurzelt in der Selbsterkenntnis. Homo sum! Diese unwiderlegliche Thatsache, diesen festen Grund und Eckstein seines Daseins macht H. auch zum Grund und Eckstein seiner Philosophie. Wer will ihm die Thatsache umstoßen, daß sein und jedes Menschen Wesen die Mutter und Gestalterin seiner und jedes Menschen Vernunft und Erkenntnis ist! Wie mein Wesen, so meine Vernunft, meine Erkenntnis. Unsere Vernunft ist unseres Geschlechts! (VI, 20.) Das wird ihm Niemand bestreiten wollen. Daher erblickt er (vgl. S. 56 ff.) in der Thatsache Homo sum alle ergos, alle Gedanken und Gedankenschlüsse, alle einzelnen menschlichen Verhältnisse beschlossen. Das Verständnis des homo sum ist der Schlüssel zum Verständnis alles dessen, was der Mensch, seiner Natur nach, überhaupt verstehen kann. Aus den sokratischen Denkwürdigkeiten (S. 149) erinnern wir uns, wie zermalmend er der Unvernunft des Herzens und Kopfes spottet, der trotz der beschämendsten Beweise der Armseligkeit der jetzigen Menschennatur sich mehr als Mensch an Kraft und Erkenntnis dünkt. Uti puto Deus fio! hatte der sterbende Kaiser gerufen, als er der jämmerlichsten Notdurft menschlicher Natur sich eben unter-

worfen ſah. Dagegen iſt H. vernünftig und philoſophiſch genug, durch alle Notdurft ſeiner Natur und ſeines Lebens am Schluß ſeiner Laufbahn in dem Bekenntnis befeſtigt zu ſein: „Uti puto, Homo fui!“ (G. S. 277.) Menſch im ganzen Umfange des Wortes: Erde und doch göttlichen Geſchlechtes, irdiſchen, jämmerlichen Bedürfniſſen unterworfen und doch voll Hunger nach dem lebendigen Gott. „Es iſt Mittag, ſchreibt H. von Münſter am 24. Nov. 1787 an Frau S. M. Courtan, geb. Touſſaint, es iſt Mittag, und ich freue mich aufs liebe Eſſen und Trinken, und ebenſoſehr auf den Augenblick, beides wieder los zu werden und der Erde wieder zu geben, was aus ihr genommen iſt. Vergeben Sie mir dieſe ungezogene Naturſprache; ſie iſt die Mutter meiner dürftigen Philoſophie und das Ideal dieſer ungeratenen Tochter, welche mit ihren Augen den Himmel erreichen kann, von ferne, von weitem, und je länger deſto dunkler. Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, deſto heller wird der Morgenſtern im Herzen, nicht durch den Buchſtaben der Natur, ſondern durch den Geiſt der Schrift, dem ich mehr als jenem zu verdanken habe.“ (VII, 400.)

Ziehen wir die Summa: Das daſeiende Leben, das abſolute und das kreatürliche, das Geſammt- und Einzelleben, gilt dem Magus als der mütterliche Boden der ächten Philoſophie. Aber, das iſt die weitere Frage, wie gelangt der Menſch zur Erkenntnis des Daſeins? Nicht durch ein einzelnes Organ, iſt, wiſſen wir (vrgl. S. 64. 114), die Antwort H's. „Zuſammengeſetzte Weſen ſind keiner einfachen Empfindung, noch weniger Erkenntnis fähig.“ (G. S. 505.) Zur Erzeugung der Erkenntnis wirken alle Kräfte mit, die das zuſammengeſetzte Weſen, der Menſch, hat, und zwar in der lebendigen Einheit, welche der Menſch trotz ſeiner Zuſammenſetzung gleichwol bildet. Dieſer einheitliche Kernpunkt der menſchlichen Erkenntniskräfte iſt für H. der Glaube im weitern Sinne des Worts. „Ich war von Hume voll, erzählt er, als ich die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten ſchrieb, und darauf bezieht ſich S. 49 (II, 35) meines Büchleins: Unſer eigen Daſein und die Exiſtenz aller Dinge außer uns muß geglaubt

und kann auf keine andere Art bewieſen werden. . . . Daſein iſt Realismus, muß geglaubt werden." (G. S. 506. 507.) „Das höchſte Weſen iſt im eigentlichſten Verſtande ein Individuum, das nach keinem andern Maßſtabe, als den es ſelbſt gibt, und nicht nach willkürlichen Vorausſetzungen unſers Vorwitzes und unſerer naſeweiſen Unwiſſenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Daſein der kleinſten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüſſen." (VII, 418.) Eine ähnliche Aeußerung findet ſich in dem Troſtbriefe an J. F. Reichard über den Tod eines Kindes. „Wiſſen Sie auch, liebſter Freund, fragt H., warum Hiob Schafe, Kamele, Rinder und Eſel in duplo wiedererhielt, aber nicht ſeine Kinder? Dieſe Frage habe ich vor vielen Jahren in einem alten Buche geleſen, als einen Beweis, daß die Toten bei Gott nicht verrechnet ſind und ihre Unſterblichkeit allgemein vorausgeſetzt wurde, noch ehe es Phädonen einfiel, metaphyſiſche Beweiſe von einer Thatſache zu erdichten und ein reines oder vielmehr leeres atqui und ergo majeſtätiſchen Verheißungen und Machtſprüchen entgegenzuſetzen, oder dieſe aus jenen herzuleiten." (VI, 260.) Noch eine Stelle aus einem Briefe an Herder. Nachdem H. (vrgl. S. 337) bekannt hat, daß er dem anatomiſchen Felde nicht gewachſen d. h. nicht im Stande ſei, aus der Auflöſung des Gegenſtandes in ſeine toten Teile die Erkenntnis desſelben zu gewinnen, fährt er fort: „Ich muß glauben und befinde mich wol dabei, aus Not Tugend zu machen." (VII, 152.) Was er ſagen will, iſt verſtändlich. Er läßt das Ding auf ſein Leben wirken und erhält dadurch einen unmittelbaren Eindruck, welcher nicht ein blos ſubjektives Erzeugnis, ſondern ein Beweis vom Daſein, eine Selbſtbezeugung des Dinges iſt. Daſein alſo läßt nach H.'s Ueberzeugung durch Logik ſich nicht beweiſen; und die es zu ihrem Geſchäft machen, — ob ſie nun das Daſein Gottes oder ihres Leibes oder des kleinſten Dinges beweiſen wollen — ſind in ſeinen Augen Narren, aber keine Philoſophen. Das Daſein beweiſt ſich durch ſich ſelbſt. Es iſt für H. Thatſache, daß das Daſein ſich dem Menſchen bezeugt, und daß der Menſch dieſe Selbſtbezeugung des Daſeins in ſich aufnehmen, daß er glauben

kann. Dieſes thatſächliche Verhältnis zwiſchen der Außenwelt und dem Menſchen, daß nämlich jene ſich dieſem bezeugt, und daß der Eindruck, den dieſer dadurch empfängt, nicht Täuſchung, ſondern Wahrheit iſt, dieſes Verhältnis kann wiederum nicht demonſtrirt, ſondern nur geglaubt, als Grundſatz anerkannt werden. Wäre dieſes Verhältnis nicht Wahrheit, ſo wäre alle Erkenntnis unmöglich. Der Glaube iſt alſo Grundbedingung der Erkenntnis. Zuerſt muß ich durch den Glauben den unmittelbaren Eindruck des Dinges empfangen haben, muß auch glauben, daß ſowol die Organe, durch welche der Eindruck mir vermittelt, als die, durch welche er mir zum Bewußtſein gebracht wird, wenn ſie anders geſund ſind, nicht trügen, ſondern mir wirklich eine Offenbarung von dem Dinge geben, dann erſt liegt in mir der Same, aus dem unter den notwendigen Bedingungen die weitere Erkenntnis ſich entwickeln, zur Blüte und Reife gelangen kann.

Dies eine Geſetz beherrſcht die ganze Erkenntnis des Menſchen, ob ſie ſich auf das ſinnliche oder das geiſtige oder das abſolute Leben bezieht. Das Centrum der Lebenskräfte oder Thätigkeiten, wodurch der Menſch den unmittelbaren Eindruck, die Selbſtbezeugung des abſoluten Lebens aufnimmt, iſt der Glaube im engern Sinne des Wortes, der religiöſe, noch beſtimmter der chriſtliche Glaube. Wenn das kleinſte Ding ſich mir durch die dazu beſtimmten Organe nicht offenbart, dann kann keine Vernunftoperation mir auch nur eine Ahnung von ſeinem Daſein erwecken. Dieſer Grundſatz gilt im höchſten Maße vom Ens entium. Wenn Gott ſich nicht offenbart, und ich ſeine Offenbarung durch das mir dazu gegebene Organ nicht aufnehme, ſo iſt es durchaus unmöglich, durch Gedankenoperationen zur Ueberzeugung vom Weſen und Leben Gottes zu gelangen. Der religiöſe Glaube iſt alſo der Keimpunkt der religiöſen Erkenntnis. „Erkenntnis aus dem Glauben iſt im Grunde identiſch mit dem nil in intellectu," (G. S. 505.) H. meint mit dem ariſtoteliſchen Grundſatze: Nil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu, d. h. der Gegenſtand, der ſich uns nicht erſt durch die betreffenden Organe, die uns für ihn gegeben ſind, offenbart, kann ganz unmöglich erkannt werden. Die Philoſophie, welche, ohne Gott und deſſen Offenbarung im

Glauben aufgenommen zu haben, über Gott und göttliche Dinge zur Wahrheit zu gelangen vermeint, sündigt gegen den ersten Grundsatz menschlicher Erkenntnis. Sie berauscht sich mit dem eiteln Wahne, das Unmögliche möglich zu machen. Soll ein Vernünftiger diesem Wahne Glauben schenken? „Für die Philosophie habe ich, antwortet H., keine fidem implicitam.“ (VII, 248.) „Der christliche Glaube wäre immer allem philosophischen ..... vorzuziehn.“ (G. S. 508.) Das dargelegte Gesetz ist für H. der Grundglaubensartikel menschlicher Erkenntnis, ist sein Dogmatismus; an jedem andern Weg zur Wahrheit und zum Leben zweifelt er durchaus, das ist sein Skeptizismus. „Dogmatismus, sagt er darum, und Skeptizismus haben für mich die vollkommenste Identität.“ (G. S. 510.) „Mein Skeptizismus und Dogmatismus ist nicht willkürlich, sondern in dem Wesen und den Zufälligkeiten der Dinge und ihrer Natur gegründet, die nicht von mir abhangen, sondern umgekehrt.“ (G. S. 590.)

Wie das abstrahirende Denkvermögen überhaupt darauf ausgeht, Wesen in Begriffe, Begriffe in Worte aufzulösen, so sucht es mit dieser philosophischen Gewaltthat auch den Glauben zu überfallen. Bekanntlich bediente sich z. B. Jacobi des Wortes Glaube, machte es sogar zum Mittelpunkte seines Systems. Aber er hatte nur das Wort von H., die Sache verstand er nicht. Sein Glaube war doch weiter nichts als „Vernunft-Idealismus“. (G. S. 504.) Darum warnt H., auch durch das Wort Glaube sich nicht irre führen zu lassen. (Vrgl. S. 125.) „Glauben ist actio — und kein abstraktes Kunstwort, kein Zankapfel,“ (G. S. 668) kein „Queckſilber“. (S. 517.) Glaube ist die Thätigkeit eines Centralorgans, das uns ganz so gegeben ist und gegeben werden muß, wie alle andern Organe, wie Sinne und Vernunft, wie unser ganzes Leben. „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding. So wenig unser Dasein von dem Willen des Fleisches noch vom Willen des Mannes abhängt.“ (VII, 418.) „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding und auch nicht kommunikabel wie eine Waare, sondern das Himmelreich und die Hölle in uns. Zwischen Sein und Glauben ist ebensowenig Zusammenhang als

zwiſchen Urſache und Wirkung, wenn ich das Band der Natur entzweigeſchnitten habe." (G. S. 517.)

Sind die Organe geſund, ſo iſt der Eindruck, welchen ich von einem Gegenſtande durch ſie empfange, normal und bildet die Wurzel der Erkenntnis. Kranke Organe können freilich nur unwahre, irreführende Eindrücke vermitteln; aber ſie heben nicht die Thatſache auf, daß es geſunde Organe gibt, auch nicht die Vernunftmäßigkeit meines Handelns, wenn ich meiner geſunden Organe mich vertrauensvoll bediene. Ueber Krankheit und Geſundheit der Organe kann nicht der Gedanke, ſondern allein die Thatſache entſcheiden, ob ſie wahre Eindrücke geben oder nicht! Ob aber die Eindrücke wahre ſind oder Hallucinationen, das wird die Erfahrung frühe genug zeigen. H. macht die Anwendung auch auf den Glauben. Er ſchreibt an Jacobi: „So viel Hoffnung ich ſelbſt habe, teile ich Dir brüderlich mit, auch den Grund meines Glaubens, nicht in mir, ſondern außer mir, der allein durch die That ſich rechtfertigen und ſich ſelbſt beweiſen muß. Alle übrige Beredſamkeit iſt Sophiſterei, die ſich durch gute Worte nicht widerlegen läßt, ſondern durch die Kraft der Sachen." (G. S. 518.) Reden vom Glauben freilich, „Herr! Herr! ſagen, iſt ſo wenig ein Beweis, als Voltaires Dieu eine Widerlegung des Syſtems de la nature." (G. S. 124.) Aber wenn nicht Voltaires Dieu, ſo macht doch der lebendige Gott das Syſtem de la nature zu Spott, und wenn allerdings nicht Herr! Herr! ſagen, ſo iſt doch der Glaube ein Beweis, welcher Gotteskraft in ſich aufnimmt und Gotteskraft von ſich ausſtrömt.

Ob der Glaube krank oder geſund, ob er wahrer Glaube oder Unglaube und Aberglaube iſt, ob er dem gemäß wahre, weſenhafte Eindrücke des abſoluten Lebens oder ſubjektive Wahngebilde gibt: das wird nicht durch Logik und Dialektik, aber es wird durch die Erfahrung zur rechten Zeit über allen Zweifel erhoben werden.

„Bei mir hängt alles zuſammen und ineinander, wie Himmel und Erde." Dies Bekenntnis H.'s ſei hier noch einmal wiederholt. Wie er Himmel und Erde als ein Ganzes faßt, in welchem ein Leben und ein Lebensgeſetz pulſirt, ſo hängt auch ſeine

Erkenntnis von Himmel und Erde zusammen und ineinander. „Wozu, fragt er Jacobi, wozu dein Christentum wie deine Philosophie unterscheiden?“ (G. S. 515.) H.'s Philosophie war sein Christentum, sein Christentum ächte Philosophie. Er hat für Christentum und Philosophie nur ein und denselben Erkenntnisgrund: Das reale Leben in seiner Einheit und Fülle, dessen Selbstbezeugung durch den Glauben vernommen wird. Wie alles Leben ein Zeugnis vom absoluten Leben, so ist der Glaube, wodurch die Ueberzeugung vom irdischen Dasein gewonnen wird, ein Zeugnis des Glaubens, welcher den Beweis des ewigen Daseins liefert, und wie das volle, reiche, in sich gegliederte Gottesleben die Wahrheit und Vollendung des kreatürlichen Lebens, so ist der christliche Glaube die Wahrheit und Vollendung des natürlichen Glaubens, auf dem unser alltägliches Leben und Denken beruht.

---

2. Metakritik

über den

Purismum der reinen Vernunft.

Der vorige Abschnitt hat uns den Weg zur Metakritik (1784) gebahnt. —

Die Philosophie will durch reine Denkthätigkeit die Wahrheit gewinnen. Daher ist ihr das, was H. Purismus nennt, wesentlich, die Sucht, das Denken vom Einfluß anderer Lebensmächte rein zu halten. Der purificirte Gedanke macht sich zum Kritiker aller Urtriebe und Gestaltungen des Menschenlebens. Soll er selbst keiner Kritik unterworfen sein? Wiewol Kant H.'s Vernunft die faule*) nennen möchte, weil sie ihm zu träge erscheint, alle andern

*) H. an Herder: „Ein so korpulentes Buch (Kants Kritik) ist weder des Autors Statur, noch dem Begriff der reinen Vernunft angemessen, die er der faulen = meiner entgegensetzt, welche die vim inertiae und das ὕστερον πρότερον aus Geschmack und Absicht liebt.“ (VI, 186.)

Lebenskräfte von sich auszuscheiden, so wagt doch diese faule Vernunft, mit einer Metakritik*) über die Kritik des Purismus zu kommen. Zwar füllt sie noch nicht vierzehn Seiten klein Oktav, aber die faule Vernunft hat mit genialischer Energie Gedanken darin concentrirt, welche den in Bänden prangenden Purismus in seiner ganzen Blöße darstellen. Direkt zwar wird nur die innere Unmöglichkeit und Unwahrheit des kantischen Systems nachgewiesen, aber da dieses sowol den Abschluß der Philosophie vorher, als den Ausgangspunkt der Philosophie nachher bildet, liegt darin zugleich der Beweis, daß und in wiefern die Grundsäulen der gesammten modernen Philosophie in sich zusammenbrechen, oder ohne Bild, die Grundvoraussetzungen derselben unvollziehbar sind. Die Sprache — und hier liegt, wie H. am Schlusse offen ausspricht, der Schlüssel zum Verständnis der Metakritik — die Sprache muß als Beweismittel dienen. Es ist dies kein bloßer Einfall von H., sondern hat seinen tiefern Grund. Denn in der Sprache sieht er das Geheimnis aller kreatürlichen Existenz koncentrirt; sie ist ihm das Urbild des Daseins, der ganzen Welt der Objekte, denn sie ist, wie ein Sakrament, die hypostatische Einheit des Sinnlichen und Geistigen. In ihr ist das Sinnliche und Geistige weder vermischt, noch eins vom Andern losgerissen; beide Seiten sind wesenhaft; keine besteht ohne die andere; die rechte Vereinigung beider bildet das Ganze. Und in eben diese hypostatische Einheit des Sinnlichen und Geistigen setzt H. das Wesen der Creatur, insbesondere des Menschen. Er ist daher überzeugt, daß das Verhältnis von Sinnlichem und Geistigem in der Sprache uns das Verhältnis von Sinnlichem und Geistigem in der Menschheit, daß überhaupt die Sprache das Wesen der Menschheit, der ganzen objektiven Welt treu abspiegelt, so daß was in dieser, auch in jener Wahrheit ist, was hingegen in jener Irrtum ist, auch in dieser Irrtum

*) Das Wort erscheint mir dem Worte Metaphysik (vgl. VII, 7) nachgebildet. Die Metakritik geht, wie die Metaphysik des Aristoteles hinter dessen Physik, hinter der kantischen, überhaupt aller philosophischen Kritik her, aber auch über sie hinaus, wie die Metaphysik über die Physik. —

sein muß. Sollte aber diese Grundanschauung von der Philosophie nicht geteilt werden, so ist doch jedenfalls die Sprache der Gegenstand in dem großen Gesammtorganismus der objektiven, realen Mächte, welchen der Purismus noch anerkennt, woran er also auch noch gefaßt werden kann. Alle andern Lebenskräfte, die in den beiden Worten Ueberlieferung und Erfahrung zusammengefaßt sind, negirt er grundsätzlich. Wie er, der Purismus, mit den Objecten verfährt, ganz genau so verfährt H. mit der Sprache, die als ein Objekt denselben Principien wie die andern Objekte unterliegt. Wenn der Purismus schließlich anerkennen muß, daß das H.'sche Verfahren mit der Sprache zu Absurditäten führt, so hat er damit sein eigenes Urteil gefällt, weil H. mit dem einen noch anerkannten Objekte, um nicht zu sagen mit dem Ur-Objekte nicht anders verfährt, als der Purismus mit der Gesammtheit der Objekte.

Ist die Sprache die siegreiche Waffe gegen die moderne Philosophie, so ist es natürlich, daß H., wie er seinen Freunden in dieser Zeit oft mitteilt, vor allem das Wesen der Sprache zu ergründen suchte. Auf der andern Seite dienen solche Stellen seiner Briefe zur Bestätigung der gegebenen Auffassung, sowie zur näheren Erklärung, daß und inwiefern H. grade durch die Sprache die Metakritik über den Purismus ausübt. Sie dürfen also hier nicht ganz fehlen.

An Herder schreibt er: „Wenn ich auch so beredt wäre, wie Demosthenes, so würde ich doch nicht mehr als ein einziges Wort dreimal wiederholen müssen: Vernunft ist Sprache, λόγος. An diesem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode darüber nagen. Noch bleibt es immer finster über dieser Tiefe, ich warte noch immer auf einen apokalyptischen Engel mit einem Schlüssel zu diesem Abgrund." (VII, 151.) „Ihr Thema über Sprache, Tradition und Erfahrung ist meine Lieblings-Idee, mein Ei, worüber ich brüte, — mein Ein und Alles — die Idee der Menschheit und ihrer Geschichte, — das vorgesteckte Ziel und Kleinod unserer gemeinschaftlichen Autorschaft und Freundschaft." (VII, 292.) An Kriegsrath Scheffner: „Was Demosthenes actio, Engel Mimik, Batteux Nachahmung der schönen Natur nennt, ist

für mich Sprache, das Organon und Criterion der Vernunft, wie Young sagt. Hier liegt reine Vernunft und zugleich ihre Kritik — und die ewigen Grenzstreitigkeiten werden so lange währen, bis die Sprachen aufhören mit Weissagung und Erkenntnis." (VII, 216.) An Jacobi am 29. Oktober 1783: „Mit Herder bin ich ganz einig, daß unsere ganze Vernunft und Philosophie auf Tradition und Ueberlieferung hinauslaufe. Ich werde mich nicht eher erklären, als ich selbst mit meinen Gedanken und Versuchen im reinen bin, und dazu gebrauche ich Zeit, Geduld und Nachsicht. Bei mir ist weder von Physik noch Theologie die Rede, sondern Sprache, die Mutter der Vernunft und Offenbarung, ihr *A* und *Ω*. Sie ist das zweischneidige Schwert für alle Wahrheiten und Lügen. Lachen Sie also nicht, wenn ich das Ding von dieser Seite angreifen muß. Es ist meine alte Leier, aber durch sie sind alle Dinge gemacht. *Γνῶθι σεαυτόν.*" (G. S. 122.) Ist nämlich die Selbsterkenntnis der Anfang aller Erkenntnis, so muß man, will H. sagen, vor allem das Wort, die Sprache erkennen, durch die, wie alle Dinge, auch wir gemacht sind, deren Wesen wir also an uns tragen. Durch Verwirrung der Sprache in der philosophischen Terminologie ist Verwirrung in der Erkenntnis eingetreten; es muß also die Sprache auf ihren rechten Gebrauch zurückgeführt werden. „Bei mir ist nicht sowol die Frage: Was ist Vernunft? sondern vielmehr: Was ist Sprache? und hier vermute ich den Grund aller Paralogismen und Antinomien, die man jener zur Last legt, daher kommt es, daß man Wörter für Begriffe und Begriffe für die Dinge selbst hält." (G. S. 15.) „Das Adjutorium, die Sprache, ist die Verführerin unsers Verstandes und wird es immer bleiben, bis wir auf den Anfang und Ursprung und das olim wieder zurück und zu Hause kommen. Petitio principii ist das Gegengift des unrechten Gebrauchs der Dinge und ihres Misverständnisses." (S. 513.) Dieser Ursprung ist die Aehnlichkeit der Sprache des gottähnlichen Menschen mit der Sprache Gottes, wonach „jedes Wort eines Mannes die Sache selbst sein und bleiben sollte." (VII, 36.)

Durch dieſe Vorbemerkungen iſt der Standpunkt gewonnen, von dem aus die Metakritik ohne große Schwierigkeiten überſchaut werden kann. Wenn man die kantiſchen, allgemeiner die modernen Erkenntnis-Prinzipien auf die Sprache anwendet, kommt man zu folgenden drei Anklagen und Urteilen wider den Purismus, wider die ganze, moderne Philoſophie. Erſtlich: ihr innerſtes Weſen und Streben, die Abſtraktion des Denkens vom Geſammtleben, iſt eine Unmöglichkeit; zweitens: durch dieſe Abſtraktion löſt ſie den großen Organismus der lebendigen Realitäten in ſubjektive, weſenloſe Gedanken-Gebilde auf; darum iſt auch drittens dem Purismus eine reale Erkenntnis der realen Lebenskräfte unmöglich.

Der erſte Gerichtsakt wird durch die Hinſtellung zweier Thatſachen eingeleitet, die man wol unangetaſtet ſtehen laſſen wird. Wie die ganze Menſchheit, ſo lebt auch die Philoſophie von der Vorwelt, wie ſie ſelbſt durch ihre Vertreter ausſpricht: ohne Berkeley kein Hume, ohne Hume kein Kant; eine Loslöſung von der Vorzeit iſt darum wie dem Menſchen überhaupt, ſo auch dem Philoſophen unmöglich. Zweitens: gleichfalls unmöglich iſt menſchliche Erkenntnis von Gegenſtänden der Erfahrung ohne und vor aller Empfindung eines Gegenſtandes. Auf dieſer doppelten Un-Möglichkeit, die eine zerſtörende Analyſis des Zuſammengehörigen in ſich ſchließt und eine unnatürliche Syntheſis des real Getrennten zur Folge hat, gründet ſich die Materie und Form der transſcendentalen Philoſophie. Nachdem dieſe nämlich zuerſt verſucht hat, die Vernunft von der Ueberlieferung und dem Glauben daran, d. h. von dem Lebenszuſammenhange mit der Vorzeit zu befreien, läuft der zweite, durch Kant begonnene Purifikations-Verſuch darauf hinaus, die Vernunft auch von der Erfahrung, von den real wirkenden Lebensmächten außer ihr unabhängig zu machen. Sie, die kantiſche Philoſophie, ſieht wol ein, daß die purifizirte Vernunft das Ding an ſich, die Wahrheit des Daſeins unmöglich erkennen kann; gleichwol verſpricht ſie mit kühnem Trotz eine ſo unfehlbare und unwiderſprechliche Erkenntnis zu ſchaffen, daß die Religion ihre Heiligkeit und die Geſetzgebung ihre Majeſtät derſelben flugs unterwerfen werde. Die Zeitgeiſts-Religion und

Gesetzgebung küßt wirklich eben dem philosophischen Papismus und Despotismus, der grundsätzlich die Lebens-Realitäten als denkunrein ausscheidet, gläubig und gehorsam den Pantoffel, beweist dadurch freilich nur, wie wenig heilig und majestätisch sie ist. Das Jahrhundert nennt sich das kritische, ist aber in Wahrheit durchaus unkritisch, da es eine Philosophie auf den Thron erhebt, deren innerster Kern, wie H. dargethan, eine doppelte Un-Möglichkeit ist. Wäre die Reinigung des Denkvermögens von Ueberlieferung und Erfahrung wirklich der richtige und notwendige Weg zur Gewinnung der Wahrheit, so müßte unbedingt auch noch der dritte und höchste Purismus durchgeführt werden, die Purifikation von der Sprache. Denn erstlich beruht die Sprache auf Ueberlieferung und Gebrauch oder Erfahrung, und diese beiden Stücke machen die Vernunft in den Augen des Philosophen gemein, und sodann ist die Sprache das einzige, erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft, und zwar wieder ohne eine andere Beglaubigung als — Ueberlieferung und Gebrauch.

So unmöglich und widersinnig es wäre, wenn die Vernunft sich der Sprache entledigen wollte, ganz so unmöglich und widersinnig ist es, die Vernunft von anderen, im Wesen des Lebens ebenso tief gegründeten Kräften, von Ueberlieferung und Erfahrung zu scheiden. Und — eben in dieser Scheidung, diesem Purismus besteht das punctum saliens der modernen Philosophie! Schon durch die Sprache also wird die pseudonyme Philosophie in ihrer Nichtigkeit offenbar. Wie so oft beugt sich H. darum auch hier wieder vor dem wunderbaren Geheimnis der Sprache. Je mehr er über ihr Wesen nachdenkt, je mehr geht es ihm, wie dem Philosophen Simonides auf des Tyrannen Hiero Frage nach der Gottheit. Aber warum frägt ein Tyrann nach Gott, da Gott alle Tyrannen zu Schanden macht! Und warum fragen Sophisten nach der Sprache? Vor ihr wird die Scheidemünze jener zu leicht gefunden und ihre Wechselbank zerbrochen werden.

Das macht schon dieser erste Gerichts-Akt offenbar. Auch im zweiten und dritten dient, in jedem in besonderer Weise, die Sprache als Beweismittel für die innere Haltlosigkeit unserer

modernen Philoſophie. Der Cardinalſatz der letztern, auf die Sprache angewendet, heißt: „Receptivität der Sprache und Spontaneität der Begriffe!“ Sind meine Begriffe das Beſtimmende, Sinn, Sele und Leben der Sprache, iſt die Sprache das von meinen Begriffen Beſtimmte, Geſtaltete, ſo wird durch eine ebenſo willkürliche Analyſe als Syntheſe die Objektivität der Sprache in Subjektivität aufgelöſt, tauſend neue Sprachen werden hervorgezaubert, die Niemand verſteht als wer ſie geſchaffen hat: die Aufhebung der Sprache iſt die natürliche Folge. Zum Teil hat die Philoſophie in der Sprache dies Reſultat ſchon erreicht. Während nämlich jede andere Kunſt-, Weid-, Berg- und Schulſprache eine objektive Bedeutung hat, den feſten Metallen gleicht, ſo iſt die Terminologie der Metaphyſik, wie ſchon dieſer Name ſelbſt, nach den tauſend Subjekten tauſendfach verſchieden, nicht feſt und klar, ſich wandelnd mit jedem Syſteme, dem Queckſilber vergleichbar.

Wiewol dem modernen Denker kaum etwas widerwärtiger dünkt, als Gnoſtik und Myſtik, iſt er ſelbſt in beiden befangen. Denn ſeine Analyſis beſteht vorzüglich darin, daß er wie überhaupt ſo auch in der Sprache Erfahrung und Gebrauch, alſo die reale Subſtanz, als unreine Materie ausſcheidet, das iſt gnoſtiſch, und die Form ſeiner ſelbſterzeugten Gedanken für das beſtimmende, die eigentliche Wahrheit erklärt, das iſt myſtiſch. Die Syntheſe, womit er Subjekt und Prädikat zuſammen bindet, ſoll nach Kategorien erfolgen, die ſo allgemein giltig und unwiderſprechlich ſind wie die Geſetze der Mathematik. Aber während dieſe ideale, d. i. nur vorgeſtellte Begriffe, wie z. B. Punkte, Linien, Flächen u. ſ. w. durch empiriſche Zeichen beſtimmt und zu empiriſchen Reſultaten gebraucht; „misbraucht die Metaphyſik alle Wortzeichen und Redefiguren unſerer empiriſchen Erkenntnis zu lauter Hieroglyphen und Typen idealiſcher (d. i. eingebildeter) Verhältniſſe, und verarbeitet durch dieſen gelehrten Unfug die Biederkeit der Sprache in ein ſo ſinnloſes, läufiges, unſtetes- unbeſtimmbares Etwas = x, daß nichts als ein windiges Sauſen, ein magiſches Schattenſpiel, höchſtens, wie der weiſe Helvetius ſagt, der Talis-

man und Rosenkranz eines transscendentalen Aberglaubens an entia rationis, ihre leeren Schläuche und Losung übrig bleibt." Daß dabei noch gewisse, unantastbare logische Gesetze mit solcher allgemeinen und notwendigen Zuverlässigkeit, wie die Mathematik sie besitzt, mit wirksam sind: darin sieht H. ebensowenig einen Vorzug als in dem Instinkt der Insekten vor der menschlichen Vernunft. —

Kant und seine Nachfolger verwandeln alle, wenn auch jeder in verschiedener Weise, durch eben dies Prinzip die Gesammtheit der Realitäten in Gedankenformen des Ichs. Man erkennt die Verwüstung, die der Purismus in der Sprache anrichten würde; warum erkennt man nicht die gleichartige, nur größere Verwüstung, die der Purismus im Gesammtorganismus des Lebens wirklich angerichtet hat? Vielleicht, weil er bei der Handhabung seiner Prinzipien sich auch logischer Gesetze bedient, die mathematische Gewisheit haben, und vor deren Schein man die Unnatur der Grundvoraussetzungen nicht sieht? Diese Fragen wirft H. nicht ausdrücklich auf; aber wer ihn versteht, dem drängen sie sich auf, und daß sie in seinem Sinne sind, zeigt folgende Stelle eines Briefes an Jacobi: „Vernunft ist für mich ein Ideal, dessen Dasein ich voraussetze, aber nicht beweisen kann durch das Gespenst der Erscheinung der Sprache und Wörter. Durch diesen Talisman hat mein Landsmann das Schloß seiner Kritik aufgeführt, und durch diesen allein kann der Zauberbau aufgelöst werden." (G. S. 513.) Die philosophische Kunst, Wörter und darnach Sachen zu „Erscheinungen", d. i. Gebilden des denkenden Subjekts zu machen, hat die modernen Systeme gebaut; dieselbe Kunst, konsequent auf die Sprache angewendet, läßt das Fundament des angestaunten philosophischen Turmes als unnatürliche Einbildung erscheinen. —

Es folgt der dritte Gerichtsakt, der die noch übrige Hauptfrage behandelt: wie ist bei der Abstraktion von der Erfahrung das Vermögen zu denken, wie ist Erkenntnis möglich? Da auf Sprache das Vermögen zu denken beruht, die Sprache auch der Mittelpunkt des Misverstandes der Vernunft mit ihr selbst ist, so muß die Sprache eher als die heilig gehaltenen logischen Funktionen

zur Prüfung dieſer Frage geeignet erſcheinen. Ganz ſo wie Kant verfährt, um in Bezug auf die Objekte die Art unſerer Erkenntnis nachzuweiſen, verfährt H. auch jetzt wieder in Bezug auf die Sprache. Zeit und Raum, reine Formen a priori, beſtimmen nach Kant die Form aller menſchlichen Erkenntnis. In der Sprache gibt es auch reine Formen a priori, äſthetiſche Elemente derſelben, nämlich Laute, die in der Zeit ausgeſprochen, Buchſtaben, die im Raum geſchrieben werden. Wie die Objekte nicht ohne Zeit und Raum, können wir die Sprache nicht ohne Laute und Buchſtaben denken. Sie ſind, wo nicht ideae innatae, doch matrices aller anſchaulichen Erkenntnis der Sprache, ganz ſo, wie nach Kant Raum und Zeit der Objekte. Aber wem iſt es je in den Sinn gekommen, den Sinn der Sprache in die Natur der Laute und Buchſtaben ſo umzuwandeln, wie Kant die Objekte in ihrem Weſen von Raum und Zeit für uns modifizirt, in Erſcheinungen aufgelöſt werden läßt. Warum verfahren wir nicht ſo mit der Sprache? Die Antwort iſt einfach. Wir laſſen uns hier noch willig von der Natur leiten, d. h. die beiden Gegenſätze in der Sprache, Sinnlichkeit und Verſtand, wiſſen wir aus einer einheitlichen lebendigen Wurzel entſprungen und betrachten ſie darum auch nur als Momente einer und derſelben Erkenntnis, nicht als zwei durchaus verſchiedene Erkenntnisarten, reißen ſie nicht auseinander und vermiſchen ſie nicht, ſondern laſſen ſie wirken, wie es ihre urſprüngliche Natur iſt. Entſpringen aber Sinnlichkeit und Verſtand als zwei Stämme der menſchlichen Erkenntnis aus Einer gemeinſchaftlichen Wurzel, und gewährt die Anerkennung dieſer Thatſache auf dem Gebiete der Sprache rechte Erkenntnis: „zu welchem Behuf in unſerer Philoſophie nun eine ſo gewaltthätige, unbefugte, eigenſinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zuſammengefügt hat! Werden nicht alle beide Stämme durch eine Dichotomie und Zwieſpalt ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel ausgehn und verdorren?“ Trotzdem dieſe unnatürliche, tötende Scheidung der Erkenntniskräfte in jener Zeit als Blüte der Weisheit galt, lebt H. der Hoffnung, daß der Baum ächter Erkenntnis wieder grünen werde. Ja, wie grade

durch Queckſilber aus der Silberauflöſung ſich der rein ſilberne Dianabaum geſtaltet, ſo wird auch die Queckſilberſprache der Philoſophie, freilich nur negativ, dazu helfen, daß aus dem durch die neuere Metaphyſik geſchaffenen Chaos, der Auflöſung der Realitäten der Sitte, Religion und Geſetzgebung, die Morgenröte einer wahren Erkenntnis und reinen Naturſprache ſtatt der philoſophiſchen geboren, und alſo die Verheißung der Metaphyſik, wiewol in einem andern Sinne als ſie meint, erfüllt wird. Bis dahin, — denn auf den Beſuch eines neuen Lucifers will er nicht warten und den gegenwärtigen Erkenntnisbaum der großen Zeitgöttin nicht anrühren, — bis dahin kann unſer aller Sprache als ſchönſtes Gleichnis dienen ſowol von der hypoſtatiſchen Einheit der beiden Gegenſätze „der ſinnlichen und verſtändlichen Natur", als auch von den Misverhältniſſen, die durch die Losreißung der einen Natur von der andern wie durch die Vermiſchung beider entſtehen. Denn — H. möchte Demoſtheniſche Beredſamkeit haben um dies darzuſtellen — aus der naturgemäßen Vereinigung dieſer beiden Kräfte werden die Heldenformen der klaſſiſchen Sprache, der religiöſen und profanen, geboren, aus ihrer widernatürlichen Losreißung und Vermiſchung die Misgeſtalten. — Die Anwendung auf die menſchliche Erkenntnis macht H. nicht; ſie liegt aber klar zu Tage: die hypoſtatiſche Einheit der menſchlichen Kräfte, ſeiner leiblichen und geiſtigen Natur iſt die Mutter der wahren Erkenntnis; aus der unnatürlichen Losreißung und Vermiſchung entſpringen die Verwirrungen der Erkenntnis, Legionen philoſophiſcher Gedanken-Schemen. Der ſubjektive Gedanke buhlt ſogar in ſolcher Weiſe mit ſich ſelbſt, daß er aus ſich allein, ohne von dem objektiven Lebensorganismus befruchtet zu ſein, die Welt, ja ſelbſt Gott gebären zu können verſichert iſt.

H. fährt in dem ächt kantiſchen Verfahren gegen die Sprache fort; iſt Kants Beweis richtig, daß die Objekte nur Erſcheinungen für uns ſind, ſo müſſen auch die Wörter als unbeſtimmte Gegenſtände empiriſcher Anſchauungen äſthetiſche Erſcheinungen, als unbeſtimmte Gegenſtände empiriſcher Begriffe kritiſche Erſcheinungen ſein, alſo „Geſpenſter, Nicht- oder

Unwörter", die nicht den objektiven Begriff geben, sondern nur das, was Jeder dabei denken will, während uns vermittelst des a priori freilich willkürlichen, a posteriori aber notwendigen und unentbehrlichen Wortzeichens der Begriff mitgeteilt, einverleibt wird, was wiederum seine stillschweigende Anwendung auf die Erkenntnis findet. —

Noch erübrigt die letzte Frage, welche Erkenntnis nach dem kantischen System denn eigentlich möglich sei? Noch einmal macht H. an der Sprache das nach, was Kant mit den Objekten vornimmt. Im Sinne des Idealismus fragt er: ist es möglich, aus der Anschauung des Wortes dessen Begriff zu erkennen, d. h. aus der Materie des Wortes Vernunft (aus seinen sieben Buchstaben und zwei Silben) oder aus der Form des Wortes Vernunft, (der Ordnung wie die Buchstaben und Silben zu stehen kommen) den Begriff Vernunft zu finden? Der Idealismus antwortet: Nein! Oder die Form der empirischen Anschauung? (die Ordnung, in der die sieben Buchstaben stehen.) Hier antwortet der Idealismus Ja! weil, wie H. meint, er den bisher gesuchten allgemeinen Character einer philosophischen Sprache als schon gefunden träumt, während die Sprache eben nicht philosophisch, sondern ein Kind der Ueberlieferung und Erfahrung ist. Dieses Ja! d. h. „die Möglichkeit, die Form einer empirischen Anschauung ohne Gegenstand noch Zeichen aus der reinen und leeren Eigenschaft unsers äußern und innern Gemüts herauszuschöpfen, ist eben das *Δος μοι που στω* und *πρωτον ψευδος*, der ganze Eckstein des kritischen Idealismus und seines Turm- und Logen-Baus der reinen Vernunft." *) Noch ist die Welt keine philosophische, ebensowenig wie die Sprache, sondern eine sehr wirkliche. Darum ist es auch unmöglich, aus dem leeren Ich, d. h. aus dem Ich, welches nach Kant das Ding an sich, im tiefsten Grund den lebendigen Gott, nicht in sich aufnehmen kann

*) An Jacobi: „Auf diesem eiteln Vertrauen, ex vi formae Gewisheit zu erhärten, scheint mir das ganze kantische Gebäude zu beruhen." (G. S. 62.) In einem Briefe an J. F. Reichhardt nennt sich H. „den Metakritiker der von Materien leeren Formalität." (VI, 273.)

oder nach ſpäteren Syſtemen nicht aufnehmen will oder braucht, die Erkenntnis zu ſchöpfen, deren der Menſch dann fähig iſt, wenn er das leere Ich mit dem objektiven Leben füllt!

Noch einmal ſpricht H. den innerſten Grund aller pſeudonymen Philoſophie klar aus: willkürliche Analyſe, willkürliche Syntheſe. Erſtere iſt ein Zerſchneiden und Zuſchneiden nach der Mode, letztere die Kunſtnaht eines zünftigen Schneiders, (vgl. S. 316) d. h. das einheitliche Leben wird durch die Philoſophie nach dem Geſchmack und Verſtändnis der Zeit zerſchnitten und zugeſchnitten und nach eben dieſem Geſchmack auch wieder künſtlich verbunden.

Sodann gibt er ſelbſt den Schlüſſel zum Verſtändnis ſeiner Metakritik. Was nämlich die moderne Philoſophie metagraboliſirt,*) hat er durch Anwendung auf die Sprache offen gelegt, wenn dieſe Offenbarung auch freilich wie ſeine ganze Autorſchaft einer geſchloſſenen Fauſt gleicht, die jeder ſich durch eigene Arbeit in eine flache Hand entfalten muß, oder wie er ſich anderswo ausdrückt, einem Samenkorne, das den rechten Boden und gute Witterung ſucht, um ſich ganz zu entfalten.

Eine Andeutung, daß wie alle Schriften H.'s, ſo auch die Metakritik auf den Mittelpunkt, die Religion, zielt, obgleich ſie kein Wort über dieſe enthält, ſchließt die Abhandlung.**) Zwiſchen

---

*) Vrgl. IV, 34. 152. Das Wort kommt her von dem von Rabelais zuerſt gebrauchten Worte *ματαιογραβολιζειν*, auf vergeblichen Fang das Blei auswerfen, die H.'ſche Umbildung ſpielt zugleich auf Metaphyſik an.

**) Zur Beſtätigung dient folgende Stelle aus dem Briefe an Kriegsrat Scheffner vom 16. Sept. 1785: „Mendelsſohn und ſeine Freunde ſind über den Verdacht des Atheismus (VII, 64) ſehr aufgebracht geweſen, ungeachtet ich denſelben für einen bloßen Atticismus oder Dialekt der reinen Vernunft halte und dafür erklärt habe. Leſſing ſoll auch zum Spinozismus, Einem und Allem, ſeine Zuflucht genommen haben, als der letzten Theorie ſeines Chriſtentums. Dieſer kleine Umſtand hat ſeine Biographen irre gemacht — und durch alle dieſe Epiſoden bin ich auf meine Idee einer Metakritik über den Purismus der Vernunft und Sprache, die ich ſchon ſeit 1781 im Schilde geführt, zurückgebracht worden. Aber in meiner Lage habe ich weder Luſt, den Mund aufzuthun, noch durch meine Gänſekiele zur Menſchenverklärung oder zum Weh ihres Aergerniſſes eine Zeile beizutragen.“ (VII, 281.)

Judentum und Heidentum, zwiſchen Chriſtentum und moderner Philoſophie iſt ein ähnlicher Idealismus oder Purismus, wie der kantiſche die Scheidewand. Judentum und Chriſtentum füllen die leere Eigenſchaft des Gemütes mit poſitivem Inhalt, Heidentum und moderne Philoſophie wollen grundſätzlich nichts haben, als die leere Eigenſchaft ihres Gemütes, eine Vernunft, die nur von ſich ſelbſt angefüllt iſt, und vom objektiven Leben, der Ueberlieferung und Erfahrung, ſich purificirt! —

So kehrt das Ende der Metakritik in ihren Anfang zurück, und bildet zugleich die Brücke zu der nun zu betrachtenden Hauptſchrift Hamanns. —

III. Golgatha und Scheblimini!

von

einem Prediger in der Wüſten. (1784.)

Die äußere Veranlaſſung dieſer Schrift iſt das Mendelsſohnſche Buch: Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judentum, Berlin 1783. So wenig dieſes Werk mit Kants Kritik der reinen Vernunft verwandt zu ſein ſcheint, ſo wenig ſcheint auch Golgatha und Scheblimini mit der Metakritik gemein zu haben. Gleichwol ſetzt H. beide Schriften in eine innere, ſachliche Verbindung. Nach Abfaſſung der Metakritik ſchreibt er an Herder: „Die ganze Idee iſt mir verunglückt . . . Nun bin ich über Mendelsſohns Jeruſalem; aber mein Vorſatz, jenes Ideal hier anzubringen, wird auch wol vereitelt werden.“ (VI, 371.) Er iſt nicht vereitelt. Wenn die Geburt des Golgatha und Scheblimini ihm auch ſauer geworden iſt,*) ſo hat er des Kindleins ſich doch herzlich gefreut als eines

*) „Meine drei Bogen Golgatha und Scheblimini gehen mit der morgenden Poſt ab. Ich habe das ganze Jahr daran gearbeitet, und ich glaube über ein Buch Papier verſchmiert, immer gegen Verſtopfung und Durchfall der Gedanken und des Stils zu kämpfen gehabt, wurde endlich überdrüſſig, die letzte Hälfte auszuglätten und zu vollenden.“ (VII, 132.) „Es geht meiner

wackern Kämpfers gegen die Zeitphiloſophie, insbeſondere die kantiſche. Noch während des Druckes ſchrieb er an den Buchhändler Hartknoch: „Die Kritik der reinen Vernunft wird jetzt rege und fängt an zu gähren, ein Geſichtspunkt, der mit meinem Plane (in G. und Sch.) ſehr genau zuſammenhängt.“ (VII, 146.) Nach dem Erſcheinen ſpricht er noch zuverſichtlicher: „Iſt mein Scheblimini ſo glücklich, gehört, und wie ich hoffe, verſtanden zu werden, ſo werde ich von meiner elenden Autorſchaft ſagen können: Auch in der Dunkelheit gibts göttlich ſchöne Pflichten — und alle Helden unſerer Literatur auslachen, die, deutſch zu ſagen, nichts als Betrüger sub pallio philosophico ſind.“ (VII, 197.) Später nennt er in einem Briefe an Heinrich Schenk Golgatha und Scheblimini den wahren Inhalt ſeiner ganzen Autorſchaft. (G. S. 368)

Die Philoſophen ſelbſt mögen einen noch ſo bedeutenden Unterſchied zwiſchen der wolf-mendelsſohnſchen und der kantiſchen Philoſophie finden, für Hamann iſt dieſer Unterſchied nebenſächlich, denn er ſieht in beiden Gewächſe ein und derſelben Wurzel, jener oft genannten, tötenden Sucht, dasjenige zu ſcheiden, was ſeinem Weſen nach eine lebendige untrennbare Einheit bildet. In der kantiſchen Kritik der reinen Vernunft arbeitet dieſer Grundirrtum vorerſt nur theoretiſch, um ein allgemeines Erkenntnisprincip zu ſchaffen. Aber H.'s ſcharfes Auge ſah in dem theoretiſchen Kerne des Syſtemes ſchon die ausgewachſene, praktiſche Frucht, die Zerſetzung und Auflöſung des vollen, kräftigen Lebens in Einbildungen der abſtrakten Vernunft. Und in der That iſt ja das kantiſche Chriſtentum dem mendelsſohnſchen Judentum bis zum Verwechſeln ähnlich, das eine kein Chriſtentum, das andere kein Judentum, beide lebloſe Gedankenſchemen. Die Metakritik und Golgatha bekämpfen alſo denſelben Gegner, jene den noch theoretiſchen, dieſes den praktiſch ausgeſtalteten. Daß aus der kantiſchen Theorie eine der mendelsſohnſchen gleiche Anwendung erwachſen mußte, zeigte ſich um

verwelkten Muſe nicht mehr nach der Weiber Weiſe. Was mir mein Scheblimini für Unruhe macht! Wenn ich nur wüßte, wozu er beſtimmt wäre! Doch ich fürchte mich ebenſoſehr für die Erſcheinung deſſelben, als mich ſeine Nichterſcheinung beunruhigt.“ (VII, 150.)

ſo deutlicher, je mehr der kantiſche Sauerteig zu gähren, ſeine Wirkungen auf den verſchiedenen Lebensgebieten zu offenbaren begann. Darum diente natürlich dieſe Gährung dem Plane H.'s, durch die Bekämpfung nicht des unbedeutenden M.'ſchen Buches, ſondern der demſelben zu Grunde liegenden allgemeinen Zeitmeinungen jedem Verſtändigen das ſpezifiſche Gegengift gegen die neue, angebetete, „alles zermalmende" kritiſche Philoſophie zu bieten, noch ehe dieſe ihre zerſetzenden Wirkungen in Kirche und Staat ausgeübt hatte.

Auch in der Form hat H. die Idee der Metakritik in Golgatha und Scheblimini wieder aufgenommen und weiter geführt. Wie er nämlich in jener durch die Anwendung der kantiſchen Prinzipien auf die Sprache die innere Unwahrheit des ganzen kantiſchen Syſtems blos legt, ſo läßt er in letzterer Schrift durch M.'s eigene Worte und Sätze die ganz M.'ſche Gedankenwelt in Rauch aufgehen. Dieſer Kampfesart bedient er ſich in ſolchem Maße, daß er von G. und Sch. ſelbſt ſagt: „Dieſe kleine muſiviſche Schrift iſt aus lauter Stellen des M.'ſchen Jeruſalems zuſammengeſetzt und den Wolfianiſchen Spitzfindigkeiten entgegengeſetzt, womit er ſeine Unwiſſenheit des Judentums und ſeine Feindſchaft gegen das Chriſtentum, welche er religiöſe Macht nennt, zu bemänteln geſucht." (VIII, 352.) Noch ausführlicher ſpricht H. darüber im fliegenden Briefe: „Dieſer unmündige, (ſo nennt er ſich) arm am Geiſte, hat ſo ſelten, ſo wenig von ſeinem Eigenen geredet, ſein Schedium Lucilianae humilitatis über die Hälfte aus dem Märkiſchen Jeruſalem wörtlich, im verjüngten Maßſtabe, ab- und ausgeſchrieben, Data aus den populärſten Schriften der Väter und Brüder nach dem Fleiſche, mit Treue und Glauben, zu ſeinen Mittelbegriffen und Vorderſätzen an- und aufgenommen. Seine abenteuerliche Beleſenheit und muſiviſcher Witz iſt aus lauter Locis communibus, Argumentationen, Spekulationen, Kamelhaaren, Haderlumpen, Franſen und Fetzen des beſchnittenen „Leibnitzens, Rouſſeaus, und Xenophons" mit abergläubiſcher Einfalt, pedantiſcher Schwärmerei zuſammengeſtellt u. ſ. w." (VII, 86.) Darum kann man auch, wie er an Herder

schreibt, ohne das Jerusalem den Golgatha- und Schädelhügel unmöglich verstehen." *) (VII, 166.)

Jerusalem ist eine ganz bestimmte, historische Realität, die Judentum und Christentum in sich birgt. Das M.'sche Buch, das den Titel Jerusalem führt, verwandelt durch Denkoperationen die historischen Realitäten sowol des Judentums wie Christentums in Phantasiegebilde. H. verwundert sich deshalb, warum M. seinem Buche den Namen Jerusalem gegeben habe. „Samaria würde weit angemessener als Jerusalem der im Buch offenbarten und mit ordentlicher Schul- und Sprachweisheit ausgespickten Theorie des Judentums gewesen sein. Die Samariter gingen in ihrer Anhänglichkeit an die mosaische Gesetzgebung so weit, daß sie sich dadurch aller außerordentlichen Religionsoffenbarungen, die in den übrigen Nationalschriften des alten Selrechts enthalten sind, beraubten, verlustig machten und zuletzt selbst nicht wußten, was sie anbeteten." (VII, 104.) Als einzigen Vergleichungspunkt zwischen der Stadt und dem Buche Jerusalem findet er nur die Thatsache, daß beide Trümmer und Rauch sind. „Warum er seiner Schrift den Namen einer verstörten Stadt gegeben: darum hat sich kein Kunstrichter bisher bekümmert, und der Verfasser selbst vielleicht nicht gewußt." (VIII, 353. vrgl. VII, 64.) H. hingegen wußte wol, warum er seine Schrift Golgatha und Scheblimini betitelte. „Die Aufschrift meiner Antwort bezieht sich auf den großen König dieser entweihten Stadt, auf seine Schicksale an der Schädelstätte und auf den Namen, den ihm Gott über alle Namen gegeben, vor dem sich alle Kniee beugen und von dem alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters, — von dem David geweissagt: Setze dich zu meiner Rechten! Scheblimini!" (VIII, 353.) Die Thatsachen, aus denen das reale Christentum wie aus einem Doppelborne geboren ist, sich nährt und vollendet wird, sind mit den Worten Golgatha und Scheblimini ausgesprochen. Ihre verhaßte Evidenz und erstickte

*) Die wesentlichsten Stellen aus dem Jerusalem sind darum VIII, 331 ff. abgedruckt.

Energie (S. 296) ist die einzige, aber siegreiche Ueberwindung aller jener Erdichtungen des vom Gesammtleben losgerissenen Denkvermögens, welche vom M.'schen Jerusalem, der kantischen und modernen Philosophie als die Grundpfeiler der Wahrheit und Religion aufgebaut werden. Daher schrieb H. noch ein Jahr vor seinem Tode an Jacobi: „Ich will den berlinischen Idealismum des Christentums und Luthertums widerlegen durch einen historischen und physischen Realismum, Erfahrung der reinen Vernunft entgegensetzen. Diese Verwickelungen ins reine zu bringen, ist eben die herkulische Arbeit, die mir im Sinne liegt, weil ich nicht weiß, wo ich das Ding am rechten Ende angreifen soll. Wie du selbst sagst, das Reelle bleibt, das Ideale hängt mehr von uns selbst ab, und [ist] wandelbar durch den Realismum, Verbalismum. Unsere Begriffe von Dingen sind wandelbar durch eine neue Sprache, durch neue Zeichen, die neue Verhältnisse uns gegenwärtig machen, oder vielmehr die ältesten, ursprünglichen, wahren, wiederherstellen." (G. S. 494.)

Die Stadt Jerusalem hat dem das Golgatha bereitet, der ihre Wahrheit und ihr Leben ist, hat aber dadurch das Scheblimini, das: Setze dich zu meiner Rechten! nicht verhindert, vielmehr herbeigeführt, sich selbst aber vor aller Welt kritisirt und das Gericht über sich geführt. Eben dasselbe gilt vom M.'schen Jerusalem und jedem philosophischen Religionssystem: es bricht der Wahrheit und dem Leben, das es sucht, dem realen historischen Christentum den Stab, mishandelt, verspeit es, reißt ihm die Sele aus und führt dadurch sich selbst dem Gerichte, das Christentum dem Triumphe entgegen. Darum hat H. in seiner Ausgabe handschriftlich den Titel so gestaltet:

Erniedrigung		Erhöhung
Golgatha	und	Scheblimini!
Christentum		Luthertum.

und sagt am Schlusse des fliegenden Briefes: „Luther, der deutsche Elias und Erneuerer des durch das Messen- und Mäusim-Gewand der babyloniſchen Baal entstellten Christentums, gab mit sokratischer Laune dem Schutzgeiste seiner verjährten Reformation

den cabbalistischen Namen Scheblimini, welchen ich mir blos deshalb anmaßte und neben Golgatha stellte, um die einsam weinende Rahel irgend eines christlich protestantischen Lesers in der Wüsten mit der symbolischen Verwandtschaft der irdischen Dornen- und himmlischen Sternenkrone und dem kreuzweis ausgemittelten Verhältnisse der tiefsten Erniedrigung und erhabensten Erhöhung beider entgegengesetzter Naturen zu trösten." (VII, 126.)

Daß sich H. wie am Anfange seiner Autorschaft (s. S. 58. 92. 101. 105.) auf dem Titel seiner vorletzten Schrift einen Prediger in der Wüste nennt, bedarf hier keiner Erklärung oder Begründung mehr. Weil aber Golgatha und Scheblimini recht eigentlich eine Predigt in der Wüste ist, hatte H. alle Ursache zu schreiben: „Auch ich dachte, daß ich vergeblich gearbeitet und meine Kraft umsonst und unnützlich zugebracht hätte!" (VII, 166.) und etwas später: „Sonst habe weiter nichts von meinem Scheblimini gehört, dem es immerhin wie dem Weizenkorn im Evangelio gehen möge." (VII, 238.) Es ist ihm so ergangen und wird ihm so ergehen. Freilich wird sich an ihm, wie an der ganzen Autorschaft H.'s auch der Unverstand und die Unbilde wiederholen, wovon der fliegende Brief erzählt: „Man hoffte, mit der arte secreta der capsula thecata meiner Schriftstellerei desto flinker fertig zu werden, indem man den grünen, herben Pelz und die harte Schale für die Nuß ausgab, den eigentlichen Kern aber durch ein doppeltes Misverständnis zu verschreien suchte." (VII, 101.)

Die beiden biblischen Motto, 5 Mos. 33, 9. 10. und Jer. 23, 15, — das erste ist nach der M.'schen, das andre nach der lutherschen Uebersetzung angeführt — sagen dem Leser schon auf dem Titelblatte, daß auch die philosophischen Deduktionen dieser Schrift nur Schale seien, daß ihr Kern in einem tiefern Leben liege. „Meine beiden Motto . . . sind wie zwei Leuchttürme für meine Predigt in der Wüste." (G. S. 150.) Im fliegenden Briefe nennt er sie zwei Oelbäume und zwo Fackeln vor der Schwelle seines Büchleins (VII, 101.) und gibt folgende Erklärung: „Meinem ersten Motto zufolge mußten Platon und Aristoteles, Moses (Mendelssohn) und Nathan (Lessing) (die am faulen Holze

ihres Systems gebundenen Metaphysiker!) schlechterdings aufhören, in meinen Augen Gesetzgeber und Retter zu sein, und sich wie irrende Ritter auf fahlen Pferden zu brüsten. — Verblendung und Augenweide gemeiner Leser! — Zufolge meines andern Motto . . . kam der Gallen- und Wermutgeschmack nicht von meiner Kelter, sondern von den mit so allgemeinem Geschmack gelesenen Herlingen Jerusalems." (VII, 28.) Die Wahl beider Stellen ist hiernach verständlich: Lehrer und Retter des Volkes wird man nicht durch Vernunft-Theorien, sondern allein durch ein Leben, welches sich dergestalt vom Leben Gottes durchdringen läßt, daß auch die am tiefsten sitzende Eigensucht überwunden wird. Wer nicht auf den Heilsplan Gottes merkt, sondern nach den selbstsüchtigen Theorien seines Kopfes und Herzens Heil sucht und verkündet, geht und führt in die Irre. —

Golgatha und Scheblimini zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der erste theoretischer und vorzugsweise niederreißender, der andere praktischer und vorwiegend aufbauender Natur ist. Der erste führt die philosophischen Mittel, wodurch die geschichtlichen, insbesondere die christlichen Realitäten in Vernunft-Einbildungen verflüchtigt werden, auf einige Hauptkunstgriffe zurück, sucht deren Gedankenlosigkeit und innerste Unnatur aufzudecken und zeichnet in den allgemeinsten Umrissen die Grundbedingungen einer wahren Philosophie der Realitäten der Natur und des Geistes. Der zweite Teil stellt den Einbildungen, die man vom Judentum und Christentum hat, kurz und kräftig den wesentlichen Kern beider entgegen, zeigt ihre Einheit und ihren Unterschied und den Grund ihrer Ueberlegenheit über die Einbildungen. —

An die Spitze stellt H. spottend das bewundernde Lob, welches der Zeitgeist der M.'schen Theorie über Judentum und Christentum spendet, denn je überschwänglicher das Lob, desto zermalmender die Schmach, sobald das Gelobte in seiner ganzen Leerheit und Gedankenlosigkeit offenbar wird. Wie liefert nun H. den Nachweis von der Nichtigkeit des Gelobten? „Da eine große Kluft zwischen unsern religiösen und philosophischen Grundsätzen befestigt ist, so erfordert es die Billigkeit, den Verfasser blos mit sich selbst und

keinem andern als seinem eigenen, von ihm gegebenen Maßstabe zu vergleichen.“ Zwar ist nach H.'s Ueberzeugung die Anerkennung der real existirenden Thatsachen der einzig rechte Anfang zur Erkenntnis der Wahrheit; indeß gewinnen doch auch die Thatsachen, nicht an und für sich, wol aber für den nach Theoremen jagenden Verstand, wenn auch die bewunderten, von einer ganzen Zeit als Wahrheit beschworenen Theoreme vor ihren eigenen Prinzipien als der Logik baar erscheinen müssen. Darum scheut H. die Arbeit nicht, durch M.'sche Worte und Grundsätze die M.'schen Theorien über die Thaten Gottes in ihrer Unvernunft auf eine so energisch überzeugende und zugleich ergötzliche Weise öffentlich Schau zu stellen, daß selbst Göthe seine innigste Freude daran hatte. *) Für unsern Zweck ist es nicht nötig, H's. Gedankengange Schritt für Schritt zu folgen; es würde auch nicht möglich sein, ohne das Jerusalem M.'s mitgeteilt zu haben. Dem Magus lag im Grunde auch wenig daran, das ephemere Buch wiederlegt zu haben, und uns liegt noch weniger daran. Das bleibend Bedeutsame in H.'s Kampf gegen das Jerusalem ist dies, daß er nicht blos die M.'sche, sondern mit größerer oder geringerer Modifizirung alle Gedanken-Theorien über das geschichtliche Geheimnis des Judentums und Christentums trifft, die nach dem lege continui alle stammverwandt sind. Ich werde daher hier nur die Haupt-

*) Göthe an Fr. v. Stein B. III, 103 ff.: „Hamann de Konigsberg a écrit une petite brochure contre le traité de Mendelssohn, qui a pour titre Jerusalem. J'ai toujours aimé beaucoup les feuilles Sybillines de ce Mage moderne et cette nouvelle production m'a fait un plaisir bien grand, que je voudrais pouvoir partager avec toi, ce qui sera très-difficile à cause de la matière et de façon, dont il l'a traité. — Il y a des bonmots impaiables et de tournures très-serieuses, qui m'ont fait rire presque à chaque page. A present il faut, que je relise le livre de Mendelssohn, pour mieux entendre son adversaire, car il m'a été impossible la première fois de le suivre toujours. Je me trouve très heureux d'avoir le sens qu'il faut pour entendre jusqu'à un certain point les idées de ce tête unique, car on peut bien affirmer le paradoxe qu'on ne l'entend pas par l'entendement.“ Gildemeister, H.'s Leben und Schriften. III, 88.

Angriffe und Ergebnisse des H.'schen Feldzuges gegen Jerusalem hervorheben und muß es dem eingehenderen Studium des Lesers überlassen, sich den Genuß zu bereiten, der aus einer genauen Vergleichung Jerusalems mit Golgatha zu schöpfen ist.

Vor allem zieht H. auch in dieser Schrift wieder den alten, philosophischen Urbetrug ans Licht, daß Worte für Sachen ausgegeben werden. „Sehr wol! Ließe sich der Zwist durch eine Worterklärung entscheiden!" hatte M. gesagt. Und sein ganzes Jerusalem ist, wie H. zeigt, auf Worterklärungen aufgebaut. Er wie jeder andere Philosoph nimmt seine Worterklärung ohne weiteres für die Sache selbst, und was er aus jener mit einiger Logik folgert, erklärt er für die Wirklichkeit und Wahrheit, und doch — das ist ein Satz, so mathematisch gewiß wie der, daß jede Größe sich selbst gleich ist —: „aus Wörtern und Erklärungen läßt sich weder mehr noch weniger herausbringen als Jeder darein legen will oder gelegt hat." (VII, 216.) Wie wesenlos dies, nicht selten Philosophie und Wissenschaft genannte Spiel mit Worten ist, (vrgl. S. 75. 159.)*) macht H. dadurch höchst anschaulich, daß er sich mit Fleiß M.'scher Worte bedient, ihnen aber einen wesentlich andern Sinn einhaucht, durch sie seine eigene Meinung bekräftigt und die M.'sche zu Spott macht. — Um die nötige Worterklärung zu gewinnen, muß der Philosoph zu Voraussetzungen seine Zuflucht nehmen, an

*) „Einerlei Sprache bei widersprechenden Meinungen und umgekehrt findet mehr als zu oft statt." (II, 121.) „Die Verwirrung der Sprache, wodurch sie unsere Philosophen verführen und verführt werden, ist freilich eine sehr natürliche Zauberei automatischer Vernunft, der es wenig kostet, sich in einen Stern der ersten Größe zu verklären, besonders für Schälke von gleichartiger Blindheit." Darum will sich auch H. nicht „in ein Handgemeng mit Grillen einlassen, die keine Widerlegung verdienen, und durch keine Widerlegung geheilt werden können, weil die Dunkelheit im Augapfel des sensus communis und die Schwierigkeit in der Gebärmutter der Begriffe liegt." (IV, 31.) „Eine Frage auflösen, beruht auf dem Kunstgriff, dunkle und und unbestimmte Zeichen der Begriffe mit bekannteren Formeln zu vergleichen und zu verwechseln, auf der gelehrten Freiheit, Umschreibungen und Verkürzungen zu machen, daß ein Unwissender viel zu erraten hat, ehe er in den geänderten Worten eben denselben Satz wiedererkennt." II, 462.

deren Existenz er ohne Beweis glaubt. Bei M. sind diese Voraussetzungen die Gesetze der Weisheit und Güte und der Anspruch des Menschen auf gewisse Güter als auf Mittel der Glückseligkeit. „Wo kommen aber die Gesetze der Weisheit und Güte her?" Woher das Recht auf Glückseligkeit, „dessen Allgemeinheit doch ebensowenig behauptet werden kann, als ein allgemeines Recht auf göttliche Gesetzgebung und Offenbarung?" An die Stelle der M.'schen Voraussetzungen könnte jede andere philosophische Voraussetzung treten, und die Fragen H.'s behielten ihre volle Kraft. Zudem sind alle diese Voraussetzungen, wie sie auch heißen, „so mannigfaltig als mein und jedes andere Ich," können also nicht das Fundament einer objektiven Erkenntnis bilden. Sie beruhen alle auf dem „metaphysischen Gesetz königlicher Selbst- und Eigenliebe;" d. h. auf der philosophischen Voraussetzung, daß das vom Gesammtleben losgelöste Ich unumschränkter Herr und Meister im Reiche der Wahrheit ist. Alle diese philosophischen Voraussetzungen und „Gesetze nun werden als weltkundig und dem ganzen menschlichen Geschlecht offenbart, vorausgesetzt;" oder, frägt H. mit gerechtem Spotte, „besteht ihre Vollkommenheit, weil sie sich vermutlich auf innere Gesinnungen beziehen, eben darin, daß sie nicht nötig haben, geäußert zu werden, und man daher auch keinem spekulativen Leser äußerlich davon Rechenschaft geben darf?" Es nimmt also das philosophische Ich für die Offenbarungen seiner Vernunft eben die Autorität und Glaubwürdigkeit in Anspruch, welche es der göttlichen Offenbarung verweigert, und weswegen diese der Unvernunft und Despotie von ihm angeklagt wird. Es ist also klar: „Trotz aller pharisäischen Scheinheiligkeit, womit die Buchstabenmenschen unsers erleuchteten Jahrhunderts die Grundsätze des Widerspruchs und sattsamen Beweises im Munde führen, sind sie die ärgsten Schänder ihres eigenen Gebäudes!" —

Auf dem Sandfundamente seiner Worterklärungen und Voraussetzungen führt der Theorist nun einen Bau neuer Grundsätze auf, von welchem in Wahrheit das Sprichwort gilt: „Laßt sie nur bauen; wenn Füchse hinaufzögen, die zerrissen wol ihre steinernen Mauern!" Und solche Grundsätze allein sind der Beweis für die

Wahrheit der Theorie! Denn „man verſuche es nur, gewiſſe Behauptungen der Rabbinen göttlicher Vernunft ohne ſolche Grundſätze vernünftig zu erklären!“ Bei M. iſt der erſte dieſer aufgebauten Sätze das Geſetz der Gerechtigkeit, welches, wie M. es faßt und handhabt, freilich richtiger das Geſetz des ungerechten Selbſtdünkels und der Unterdrückung genannt würde. „Unſere ſchönen und ſüßen Geiſter, die, vom ſtarken Getränk ihrer Allweisheit und Menſchenliebe berauſcht, alles Gefühl von Gerechtigkeit in Edikten und Homilien und aphthonianiſchen Chrien verſchwatzen, haben auch Recht, nach der zuſammenhängenden und ſyſtematiſchen Bündigkeit des römiſch- und metaphyſiſch-katholiſchen Despotismus, deſſen tranſcendentaler Verſtand ſeine Geſetze der Natur ſelbſt vorſchreibt.“

Für die Anhänger des Geſetzes ſolcher Gerechtigkeit ſcheinen „Pflichten und Gewiſſen ganz entbehrliche Begriffe, unbekannte Größen und qualitates occultae zu ſein. Wer darf über ſeine Gewiſſenhaftigkeit den Stab brechen?“ Noch zwei andere Geſetze führt H. an, die M. „durch den Schlangenbetrug der Sprache“ erzeugt, wie denn überhaupt den feuchtigen Buchſtabenmenſchen und mancher philoſophiſchen Regierung die Geſetze abgehen, wie den Kindern die Würmer. Alle dieſe Geſetze ſind von dem in ſich verliebten Ich erfunden, um gehorſame Sklaven zu haben. „Kurz, alle gelobten Geſetze der Weisheit und Güte, das Geſetz der Gerechtigkeit und das Geſetz der Vernunft verlieren ſich in den allergnädigſten Willen und bon plaisir jenes römiſchen Marionettenſpielers und Virtuoſen, und in ſeinen Schwanengeſang: Qualis artifex pereo! —“ „Dein Ende iſt kommen und dein Geiz iſt aus! Jer. 51, 13.“ —

Ganz wie in früheren Kämpfen (S. 251. 288) gegen die Feinde ſeines Königs zeigt H. alſo auch hier aus ihren eigenen Theorien, daß dieſelben aus der Prädilektion des Ichs geboren ſind, aus der Anmaßung des Subjektes, in der Loslöſung von der Fülle und Ganzheit des Lebens das Leben verſtehen und meiſtern zu können. Dieſer Unvernunft, die ebenſo groß iſt, als wenn ein Glied ſich für den ganzen Leib erklärte, ſtellt er als

Grundlage vernünftigen Denkens die Ueberzeugung entgegen, daß das Glied dem Leibe, daß das Subjekt dem Gesammtleben eingegliedert bleibe. Er fährt fort, M. bei seinen eigenen Worten zu fassen. Gibt es, wie dieser behauptet, ein Naturrecht, so gibt es nicht blos ein Recht, was der Einzelne von Natur zur Nahrung seiner Ichheit besitzt, sondern doch ohne Zweifel auch ein Recht, welches die Natur über den Einzelnen besitzt. „Also ist der Mensch im Stande der Natur von ihren Gesetzen abhängig, d. i. positiv verpflichtet, eben denselben Gesetzen gemäß zu handeln, denen die ganze Natur und vornehmlich des Menschen seine, die Erhaltung des Daseins und den Gebrauch aller dazu gehörigen Mittel und Güter zu verdanken hat.“ Damit ist das anspruchsvolle Ich des Theoristen gerichtet; es hat nicht einmal „ein ausschließendes Recht und verhaßtes Monopol auf seine Fähigkeiten, noch auf die Produkte derselben,“ denn weder das Dasein noch die Erhaltung und den Gebrauch desselben hat es sich allein zu verdanken. Also „nicht ihm selbst, nicht ihm allein, sondern jenen Gesetzen der Weisheit und Güte, die uns in dem unermeßlichen Reiche der Natur vorleuchten, ist das sittliche Vermögen untergeordnet, sich der Dinge als Mittel zu bedienen.“ „Er hat also weder ein physisches noch moralisches Vermögen zu einer andern Glückseligkeit, als die ihm zugedacht und wozu er berufen ist. Alle Mittel, deren er sich zur Erlangung einer ihm nicht gegebenen und bescherten Glückseligkeit bedient, sind gehäufte Beleidigungen der Natur und entschiedene Ungerechtigkeit. Jede Lüsternheit zum Bessersein ist der Funke eines höllischen Aufruhrs.“ Nur absolute, philosophische Selbstsucht kann darum mit gehornter Stimme ausrufen: „Mir und mir allein kommt das Entscheidungsrecht zu, ob? und wie viel? wem? wenn? unter welchen Umständen? ich zum Wolthun verbunden bin.“ Natürlich hat jedes Ich dasselbe Recht zum Mir! und Mir allein! durch dessen Gebrauch sich die ganze Menschheit in lauter einzelne, tote Glieder zerreißen würde. Darum muß man sich wol freuen über dem Wir von Gottes Gnaden! Denn wenn jeder sein unphilosophisches Ich zum königlichen Schiedsrichter der Collisions-

fälle aufrichten will, ist weder ein Stand der Natur noch Gesellschaft möglich; es wird immer die Grundbedingung eines solchen bleiben, daß die Entscheidung den Gesetzen unter einem allgemeinen **Herrn** und Erben anheimfällt. Unter der Herrschaft dieses allgemeinen, wesenhaften Herrn hören auch die Worte auf, leere Schläuche zu sein, (S. 52, 60, 75 ff.), ein Spielball subjektiver Willkür. Er, der Wesenhafte, setzt die Natur wieder in ihre Rechte ein, zufolge deren unsere Worte voll Wesen sein und gleich Thaten gelten müssen. Dieses Naturrecht ist das äußere und innere Band der menschlichen Gesellschaft. „Durch eine Scheidung oder Trennung desjenigen, was die Natur durch ihre Einsetzung zusammengefügt hat, wird Glaube und Treue aufgehoben, Lüge und Trug, Schande und Laster zu Mitteln der Glückseligkeit gefirmelt und gestempelt," wie schon Cicero deutlich ausgesprochen hat. „Jeder Sophist bedient sich der Sprache als eines leeren Puppenspiels, sein Idol, das eitle Gemächte menschlicher Kunst, für einen Ausfluß göttlicher Vernunft auszugeben . . . und sich ihre (der abergläubigen Leser) Ueberzeugung auf Kosten und Gefahr unerkannter, lebendiger Wahrheiten als ein Dieb und Mörder zu erschleichen." Wenn er für diese Ungerechtigkeit und Kunst ein königliches Monopol beansprucht, und alle die, welche wie er, ihre Worte für wesenhafte Wahrheit gehalten wissen wollen, mit Schmach-Edikten und Galgen verfolgt, so wird die Sophisterei seiner Herrschaft in den Augen der Nachwelt nur desto verächtlicher und lächerlicher. Von jenem allgemeinen Herrn aber heißt es: „Er spricht, so geschieht's!" Und er will, daß der Mensch sein Bild sei, daß also auch jedes Wort eines Mannes die Sache selbst sei und bleibe. Auf diese Aehnlichkeit des Menschen mit Gott, „auf dieses Recht der Natur, sich des Worts als des eigentlichsten, edelsten und kräftigsten Mittels zur Offenbarung und Mitteilung unserer innigsten Willenserklärung zu bedienen, ist die Giltigkeit aller Verträge gegründet, und diese feste Burg der im verborgenen liegenden Wahrheit ist aller welschen Praktik, Maschinerei, Schulfüchserei und Marktschreierei überlegen." Der Misbrauch der Sprache ist also

„der gröbste Meineid und macht den Uebertreter dieses ersten Gesetzes der Vernunft und ihrer Gerechtigkeit zum ärgsten Menschenfeinde, Hochverräter und Widersacher deutscher Aufrichtigkeit und Redlichkeit.“

Noch einige solcher Worte, die für Wesenheiten ausgegeben werden, zieht der Wüstenprediger aus dem Jerusalem, diesem „Schauthal voller unbestimmter und schwankender Begriffe,“ das sich gleichwol gegen frühere Philosophen der hellsten Vernunft rühmt, schonungslos ans Licht, Worte, die das Menschenleben zum Inhalt haben, aber unter dem Zauberstabe des Theoristen zu leeren Einbildungen werden, nämlich Liebe, und Staat und Kirche. Liebe ist das Wesen Gottes, der Urborn und die Nahrung unsers Lebens, das königliche Gesetz, das Himmel und Erde bewegt. Aber was offenbart uns der Theorist? „Menschenliebe ist eine angeborne Schwachheit und Wolwollen wenig mehr als Geckerei, die man sich bald ein — bald auszuschwatzen sucht, den Leser mit Schulsprache plagt und hofirt, übrigens sich mit dem verschluckten Inhalt der Begriffe gütlich thut und mit den leeren Schalen über das parteiische Publikum lustig macht.“ Durch solche Theorien wird Jerusalem zur Babel.

Und Staat und Kirche? Diese reichen, realen, mit tausend Wurzelfasern in einander verwachsenen Lebensmächte werden durch die Theorie auseinandergerissen und die absterbenden Hälften in dürre, erdichtete Kategorien verwandelt. Die Kirche wird in die innern Gesinnungen, der Staat in die äußern Handlungen verbannt; zu jenen wird man durch Wahrheitsgründe, zu diesen durch Bewegungsgründe geleitet. Aber „zur Vollkommenheit der Menschen gehören Handlungen und Gesinnungen. Staat und Kirche haben beide zu ihrem Gegenstande. Folglich sind Handlungen ohne Gesinnungen und Gesinnungen ohne Handlungen eine Halbirung ganzer und lebendiger Pflichten in zwo tote Hälften.“ „Wenn Bewegungsgründe keine Wahrheitsgründe mehr sein dürfen, und Wahrheitsgründe zu Bewegungsgründen weiter nicht taugen, wenn das Wesen vom notwendigen Verstande (d. i. des Subjektes) und die Wirklichkeit vom zufälligen Willen

abhängt: so hört alle göttliche und menschliche Einheit auf in Gesinnungen und Handlungen. Der Staat wird ein Körper ohne Geist und Leben — ein Aas für Adler! Die Kirche ein Gespenst ohne Fleisch und Bein — ein Popanz für Sperlinge! die Vernunft steht stille!"

Das ist die notwendige und reale Frucht des philosophischen Urbetrugs, welcher Worte und Wesen, Begriff und Leben durch Abstraktion scheidet und sich bewußt oder unbewußt in den Wahn verrennt, daß seine Worterklärungen und Begriffsbestimmungen das wahre Wesen und Leben seien. „Durch solche Wortspiele physiognomischer und hypokritischer Unbestimmtheit kann sich in unsern erleuchteten Zeiten der Mitternacht jeder Buchstaben- und Wortkrämer über den sachverständigsten Meister einen Triumph erwerben, den er im Grunde doch ihm zu verdanken hat; aber eine Sprachverwirrung der Begriffe bleibt nicht ohne praktische Folgen." — —

Es folgt der zweite Teil. Wie den Kern des ersten, daß Worterklärungen nicht die Sache sind, nennt H. gleich zu Anfang auch den Nerv des zweiten mit M.'s eigenen Worten: „Sich immer wider alle Theorien und Hypothesen sträuben, und von Thatsachen reden, nichts als von Thatsachen hören wollen, und sich grade da am wenigsten nach Thatsachen umsehen, wo es am meisten darauf ankommt." Wenn man aufhören würde, da gerade, wo es am meisten darauf ankommt, sich am wenigsten nach Thatsachen umzusehen, so würde man auch bald aufhören, sich gegen die Grundwahrheiten des Christentums als gegen Theorien und Hypothesen vergangener, unvernünftiger Jahrhunderte zu sträuben.

Gott hat der Menschheit Güter anvertraut. Diese geschichtliche Thatsache bildet den Wesenskern des Judentums und Christentums. Wie alles kreatürliche Leben nicht in seiner ganzen Offenbarung, seiner vollendeten Entwicklung, sondern als Keim, in dunklen Hüllen, in sich verbergender Konzentration, in dem, was noch nicht sein Wesen, sondern erst eine Weissagung auf dasselbe ist, ins Dasein tritt, ganz so erscheint auch das lebendige Gut, was Gott der Menschheit mitteilt, zuerst keimartig, von verdecken-

den Hüllen umſchloſſen, in einer Geſtalt, die noch nicht weſenhaft, nur vorbereitend, weiſſagend iſt, ein Schatten der zukünftigen Güter: das iſt das Judentum, die alte Bundesreligion. Zur rechten Zeit iſt der Keim zur Wahrheit und Weſenheit ſeines Lebens ausgeſtaltet, und dieſes weſenhafte Leben wird nach dem ihm inwohnenden Entwicklungsgeſetze von Stufe zu Stufe fortwachſen und in ganzer Reife und Fülle offenbar werden: das iſt das Chriſtentum. Der charakteriſtiſche Unterſchied des Judentums und Chriſtentums betrifft alſo nicht Lehrmeinungen, nicht Ceremonial- und Sittengeſetze, ſondern lediglich geſchichtliche Thatſachen, die in der Zeit Wahrheit geworden ſind, „und durch Autorität beſtätigt werden müſſen", wie M. ganz richtig ſagt. „Autorität — auch hier ſpricht H. wieder mit M.'s Worten — kann zwar demütigen, aber nicht belehren; ſie kann die Vernunft niederſchlagen, aber nicht feſſeln. Dennoch verſchwindet ohne Autorität die Wahrheit der Geſchichte mit dem Geſchehenen ſelbſt." Das gilt um ſo mehr, als der Unterſchied zwiſchen Judentum und Chriſtentum Geſchichtswahrheiten nicht nur vergangener, ſondern auch zukünftiger Zeiten betrifft, da das von Gott dem Menſchen mitgeteilte Gut, ſein Leben, in herrlichem Fortgange ſich ſelbſt entwickelt, in „Darſtellungen von einer Klarheit zur andern bis zur völligen Aufdeckung und Apokalypſe des am Anfange verborgenen und *geglaubten* Geheimniſſes in die Fülle des Schauens von Angeſicht zu Angeſicht." Hier ſtehen wir vor einer Grundanſchauung H.'s; wenige Bemerkungen mögen ſie deutlicher machen. Wenn ein Gärtner ohne mein Wiſſen ein mir unbekanntes Samenkorn in den Acker legt, ſo kann dieſe geſchichtliche Thatſache durch keine Denkoperationen meiner Vernunft ausgemacht werden; ich muß dem Bericht des Gärtners glauben. Ebenſo unmöglich iſt es, durch meine Vernunft die künftige Entwicklung des Samenkorns, die Geſtalt und Beſchaffenheit und innere Kraft des Stammes, der Blätter, der Blume u. ſ. w. zu beſtimmen und zu verſtehen. Ich muß dem Gärtner glauben, der Samenkorn und Pflanze kennt. Geht das Samenkorn da und ſo auf, entwickelt es ſich in ſolcher Art und Weiſe, wie der Gärtner mir geſagt hat, ſo habe ich darin

den einzigen, aber vollkommen zureichenden Grund, der Aussage des Gärtners über Vergangenheit und Zukunft des Gewächses zu glauben. Besteht Judentum und Christentum in der geschichtlichen Wahrheit, daß Gott sein Leben der Menschheit eingepflanzt hat, so ist es allein vernünftig, die Vernunft demütig unter diese Thatsache zu beugen, da sie, wie alle Geschichte „ihrer Natur nach nicht anders als durch Glauben angenommen werden kann." Das, was uns über die Entwicklung dieser Thatsachen von Anfang an mitgeteilt worden, ist „durch eine Evidenz wirklicher Erfüllungen unterstützt, die zureichend sind, den Glauben über alle talmudische und dialektische Zweifel und Bedenklichkeiten hinwegzuheben."

Judentum und Christentum bilden also eine lebendige Einheit. Jenes ist der mütterliche Schoos, aus dem dieses geboren ist. Jenes hat nur darum Wert, weil dieses in und aus ihm gebildet werden sollte. Wer den Schoos ehret und dessen Zweck und wahren Inhalt verwirft, sündigt daher wider das Wesen des Judentums und macht dasselbe zum Leichnam, zur Religion der Superstition, zum Mittel, die Frucht des Schoßes zu töten, also die Bestimmung des Schoßes in sein Gegenteil zu verwandeln. Das Christentum, die geschichtliche Ausgestaltung des Judentums, die Wahrheit und Wesenheit der geschichtlichen Thatsache, daß Gott sich in die Menschheit einlebt, „glaubt also nicht an Lehrmeinungen der Philosophie, die nichts als eine alphabetische Schreiberei menschlicher Spekulation, und dem wandelbaren Mond- und Modewechsel unterworfen ist! — nicht an Bilder und Bilderdienst! — nicht an Thier- und Heldendienst! — nicht an symbolische Elemente und Losungszeichen — an keine vorübergehende Schatten nicht bleibender, nicht fortdauernder Handlungen und Ceremonien, denen man geheime Kraft und unerklärliche Magie zutraut! — an keine Gesetze, die auch ohne Glauben daran gethan werden müssen." Nein, das Christentum glaubt nur die geschichtliche, bis zur Vollendung sich ausgestaltende Thatsache der Selbstmitteilung Gottes, und weil von den Wurzeln dieser Thatsache in den alten Bundesbüchern berichtet

wird, weiß und kennt es „keine andere Glaubensfesseln als das feste, prophetische Wort in den allerältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts und in den heiligen Schriften des ächten Judentums," in denen die heilbringende Bedeutung der Juden vor allen Völkern zu suchen ist. —

Die h. Literatur wie die Geschichte der Juden ist „das Meisterstück ewiger Dauer." Die Wahrheit und Wesenheit desselben liegt aber nicht in der Gesetzgebung, denn diese ist nur „ein gemeinschaftliches Bedürfnis für Sklaven und ihnen ähnliche Despoten," nicht in weisen und klugen Lehren, denn diese waren, wie des Volks Habseligkeiten, zum Teil ägyptische Beute, midianitisches Geschenk, und wie die Wolfianische Wünschelrute entdeckt zu haben versichert, sogar durchzogen von einer Ader chinesischen Ceremoniells. Nach Maßgabe der besten Regierungsform und gesundesten Diät hat sich freilich die himmlische Politik zu dem irdischen Dort und zeitlichen Damals heruntergelassen,*) und der, dem eisernen Ofen egyptischer Ziegelbrennerei und Frohndienstbarkeit entführten Horde Handlungsfesseln angelegt u. s. w.; freilich erblicken wir sogar in dieser ächten Politik, wie jener Weltweise sagte, eine Gottheit, wo gemeine Augen den Stein sehen: aber dennoch ist dies alles nicht „die gediegene Bedeutung der vorübergehenden Handlungen." Wer dabei stehen bleibt, hat den Schlüssel der Erkenntnis verloren oder verdreht, und zerstört sogar das Schloß des Gesetzes. Die Abstellung der mosaischen Verfassung verlautbart verständlicher und öffentlicher als der Beginn „die gediegene Bedeutung." Sie liegt in dem allen offenen Augen sichtbaren Reiche des Gesalbten, das „gleich einem Schmetterlinge dem leeren Raupengespinnste und der toten Puppengestalt des Judentums entflogen" ist. „Dennoch sausen so viele Zweifel und Grübeleien, Hypothesen und Theorien dem am Herzen und Sinn unbeschnittenen Sophisten an dem Gehör, daß er die Stimme des leisen Menschenverstandes vor dem Gebrüll seiner Artillerie weder

*) „Gott akkomodirt sich mehr menschlichen Entwürfen, als wir den seinigen zu thun im Stande sind und Lust haben." VII, 310.

vernimmt noch vernehmen kann.“ Der Schmetterling ist die Wahrheit der Raupe und Puppe des Judentums; ohne ihn wäre dies eine „Booksbeutelreligion“, „eine Geringschätzung Gottes und der göttlichen Vernunft.“ Ohne ihn bliebe es durchaus undenkbar, wie „jene Gesetzgebung für eine in der Wüsten irrende Horde flüchtiger Leibeigenen, einem in alle vier Winde zerstreuten Gesindel, ohne Staat und Religion als ihre Mumie bis auf den heutigen Tag und über den ganzen Erdball hin und her, angemessen sein könnte.“ In dem ausgeflogenen Schmetterlinge erkennt man, daß „die ganze Mythologie der hebräischen Haushaltung nichts war, als ein Typus einer transscendenteren Geschichte, der Horoskop eines himmlischen Helden, durch dessen Erscheinung Alles bereits vollendet ist und noch werden wird, was in ihrem Gesetz und in ihren Propheten geschrieben steht.“ In ihm erkennt man die innerste gediegene Bedeutung dessen, was Moses vom ganzen menschlichen Geschlechte in der allerältesten Urkunde, wie dessen, was er von seinem Volke sagt. „Denn was sind alle miracula speciosa einer Odyssee und Iliade und ihrer Helden gegen die einfältigen aber bedeutungsreichen Phänomene des ehrwürdigen Patriarchenwandels? was die sanfte, liebevolle Sele des blinden, mäonischen Bänkelsängers gegen den von eigenen Thaten und hohen Eingebungen a priori und a posteriori glühenden Moseh!“ „Der Jude bleibt immer der eigentliche, ursprüngliche Edelmann des ganzen menschlichen Geschlechts. . . Die Dauer ihrer Gesetzgebung ist vollends der stärkste Beweis von der Kraft ihres Urhebers, von der Ueberlegenheit ihrer zehn Worte über die zusammengebettelten zwölf Tafeln, wassersüchtige Ungeheuer und Kürbisgewächse, die ohne Arbeit und Wartung in einer Nacht werden und in einer Nacht verderben, daß Schatten und Freude weg ist. Moses bleibt der große Pan, gegen den alle Pharaonen und ihre Schwarzkünstler ganz und gar servum pecus sind.“ —

Im Lichte dieser jüdischen und christlichen Thatsachen von gediegener Bedeutung erscheinen die Systeme der Philosophie, welche die Wahrheit über Gott und Mensch lehren wollen, wie Spiele von Kindern. Wenn die Unwissenheit heidnischer Philosophen über

Gott ihrer Zeit angemeſſen war, ſo iſt es doch der Allwiſſenheit unſers Aeons weder anpaſſend noch anſtändig, wenn ſowol die kleinen Füchſe, wie die Meiſter der Weltweisheit, eine ſolche heidniſche Unwiſſenheit affektiren, daß ſie weder ihren Herrn noch die Krippe ihres Herrn kennen, vielmehr der ſyſtematiſche Atheismus vorzüglich zu den bewunderten Atticismis (ſ. S. 332.) der geſunden Vernunft gehört. Was ſie an die Stelle Gottes und göttlicher Thatſachen ſetzen, iſt nichts beſſres als einige transſcendentale Grillen, die noch dazu, bei Lichte betrachtet, nur Gedanken-Abſtraktionen eben jener lebensvollen, religiöſen Realitäten ſind, welche ihre Vernunft für Kindereien erklärte. H. deutet beiſpielsweiſe auf Leſſing, doch nur im Vorübergehen, weil er im Kogxompax (ſ. S. 304 ff.) ſchon alles nötige geſagt hatte. Leute, welche die göttlichen Thaten, die Quellen und Nährer unſers Daſeins, aus der Welt zu blaſen vermeinen mit der Redensart, daß zufällige Geſchichtswahrheiten nicht der Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten ſein können, creiren damit ſich ſelbſt zu Göttern der Erde, zu allerhöchſten Philoſophen. Der, welcher der perſönliche Urgrund und die abſolute Fülle alles Weſens und Lebens iſt, muß ſich von ihnen das einemal zum summus philosophus (S. 259.) machen laſſen d. h. zum willigen Echo ihres eigenen philoſophiſchen Syſtems, zu einem Weiſen, der eben das lehrt, was ſie ſelbſt wiſſen, nicht mehr und nicht weniger, das andremal zum Pädagogus, (S. 305) d. h. zu einem Schulmeiſter, der die Welt eben dazu erzieht, wozu ſie ſelbſt ſich erzogen haben, wie man in Leſſings Erziehung des menſchlichen Geſchlechts leſen kann. Und dies Leſſingſche wie jedes andere philoſophiſche Phantom iſt noch nicht einmal ein Originalgewächs, ſondern nichts als das gedankenblaſſe Plagiat einer bibliſchen Wahrheit. Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen dem göttlichen Pädagogus Leſſings und der Bibel, deſſen Bild H. mit wenigen Strichen weniger gezeichnet als angedeutet hat!

M. iſt mit der Leſſingſchen Erziehung wenig zufrieden; gleichwol hat er ſelbſt nicht nur den Begriff der Religion und Kirche zu einer öffentlichen Erziehungsanſtalt abgeformt, ſondern durch das, was er über das Verhältnis von Sache, Sprache und Schrift

ſagt, ſich als ein ebenſolcher Verbeſſerer der Thaten und Wege Gottes gezeigt wie Leſſing. M. nämlich hat, trotzdem die Erfahrung das Gegenteil beweiſt, triftige Vernunftgründe, daß der Weg von Schrift auf die Sache durch die Sprache durchaus nicht nötig, vielmehr die Schrift unmittelbare Bezeichnung der Sache ſei. Um zu verſtehen, wohin H. hiermit zielt, muß man ſich erinnern, daß für ihn die Werke und Thaten Gottes in Natur und Geſchichte die einzelnen Buchſtaben, die Schrift ſind, welche Gott über ſich an die Menſchheit geſchrieben hat.*) So wenig die Buchſtaben durch ſich ſelbſt uns die Sache darſtellen, ſondern dies erſt durch Vermittlung der Sprache geſchieht, ebenſowenig geben uns die Buchſtaben der Gottesſchrift, die einzelnen Data und Fakta der Natur und Geſchichte, durch ſich ſelbſt die eigentliche Sache, ſondern nur durch Vermittlung jener Sprache, die ſich ihrer als Schriftzüge bedient, der Sprache Gottes, der Offenbarung. Wer darum vorgibt, ohne genaue Kenntnis der offenbarenden Sprache Gottes blos aus den Buchſtaben dieſer Sprache, aus Natur und Geſchichte, die Sache verſtehen und beurteilen zu können, würde ganz ähnlich handeln, als wenn der Kaiſer von China aus den Buchſtaben, womit die deutſche Literatur geſchrieben iſt, dieſe ſelbſt überſehen und ſogar verbeſſern wollte, ein Ballhorn im höchſten Sinne!

Aber was iſt denn die Sache, welche durch die Buchſtaben der jüdiſchen Geſchichte ausgeſprochen iſt? H. zieht aus dem M.ſchen Jeruſalem wieder eine Bemerkung hervor, die er zum Samenkorn einer fruchtbaren Wahrheit macht, daß nämlich alles menſchliche Wiſſen auf wenige Fundamentalbegriffe ſich einſchränken läßt, daß wie durch die immer wiederkehrenden, wenigen Buchſtaben alle Gedanken ausgedrückt werden, ſo auch durch wenige geſchichtliche Fakta, als durch das Alphabet der göttlichen Sprache, der ganze

*) Vrgl. S. 114. 131 ff. „Die ganze ſichtbare Natur iſt nichts als das Zifferblatt und der Zeiger; das ganze Räderwerk und das rechte Gewicht ſind Seine Winde und Feuerflammen.“ (VI, 113. vrgl. VI, 123.) „Natur und Erde, die unſer aller Mutter iſt, ſei Ihre Bibliothek und Lieblingsſtudium.“ VII, 265.

Inhalt der Menschengeschichte ausgesprochen wird. Wie, wenn die jüdische Geschichte dieses Alphabet wäre? „ein lebendiges, geist- und herzerweckendes Elementarbuch aller historischen Literatur im Himmel, auf und unter der Erden —, ein diamantner, fortschreitender Fingerzeig auf die Jobelperiode und Staatsplane der göttlichen Regierung über die ganze Schöpfung von ihrem Anfange bis zu ihrem Ausgange.“*) Die ganze Geschichte des Judentums ist Weissagung. Der Keimpunkt und das Entwickelungsgesetz der jüdischen Geschichte — ein dunkles Analogon kann man den übrigen Völkern vielleicht nicht absprechen — ist „das Ideal eines Ritters, eines Retters, eines Kraft- und Wundermannes, eines Goels, dessen Abkunft nach dem Fleisch, aus dem Stamme Juda, sein Ausgang aus der Höhe aber des Vaters Schoos sein sollte.“ Die ganze jüdische Literatur ist voll Winke und Blicke auf ihn, „auf die Zeichen des Widerspruchs in der zweideutigen Gestalt seiner Person . . . seiner Erhöhung aus dem Erdenstaube, eines Wurms bis zum Thron unbeweglicher Herrlichkeit,“ auf den Anfang und die Vollendung des ewigen Gottesreiches, auf den neuen Himmel und die neue Erde, da Gott alles in allem erfüllt. „Diese zeitlichen und ewigen Geschichtswahrheiten von dem Könige der Juden, dem Engel ihres Bundes, dem Erstgebornen und Haupt seiner Gemeinde, sind das *A* und Ω, der Grund und Gipfel unserer Glaubensflügel.“ „Unglaube in eigentlichem historischem Wortverstande ist also die einzige Sünde gegen den Geist der wahren Religion, deren Herz im Himmel und ihr Himmel im Herzen ist. Nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, die Gott von den Menschen fordert, besteht das Geheimnis

*) „Die jüdische Geschichte ist immer für mich die einzige Universalgeschichte gewesen, wie das Volk selbst ein Vorbild des Christentums sowol als des menschlichen Geschlechts. Hier liegt noch ein reiches Feld der Lästerung unserer unwissenden Hephästionen über das Judentum auszudreschen und auszuflegeln. Ein Wunder aller Wunder der göttlichen Vorsehung, Regierung und Staatskunst, mehr als Noahs Kasten und Loths Weib und Mosis brennender Busch, ist für mich jeder Jude.“ VI, 112.

der christlichen Gottseligkeit; sondern vielmehr in Verheißungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschen gethan und geleistet, nicht im vornehmsten und größten Gebot, das er aufgelegt, sondern im höchsten Gute, das er geschenkt hat: nicht in Gesetzgebung und Sittenlehre, die blos menschliche Gesinnungen und menschliche Handlungen betreffen; sondern in Ausführung göttlicher Thaten, Werke und Anstalten zum Heil der ganzen Welt." Was für Lehren und Rechte der menschliche Verstand und Wille aus diesen Gottesthaten formt, ist „verschieden nach den Elementen und Graden herrschender Aesthetik." (s. S. 356.) Sie können nicht blos irdisch und menschlich, sondern sogar teuflisch sein. Kirchen- und Schulwesen haben sich oft zu Creaturen und Misgeburten des Staats und der Vernunft gemacht, sich beiden oft ebenso niederträchtig verkauft, als selbige verraten; und Politik und Philosophie haben durch Aberglauben und Unglauben die Dogmatik mit ihrer Liebe und ihrem Hasse ärger gemishandelt, als Ammon die Schwester seines Bruders Absalom, d. h. durch scheinbare Liebe ihr Heiligtum geschändet und geraubt, und die so mishandelte mit Abscheu von sich gestoßen. Aber von diesen menschlichen Schwächen und Freveln werden die Gottesthaten nicht ungeschehen gemacht; diese sind und bleiben der ewig lebendige, bis zur Vollendung sich entwickelnde Kern des Christentums. — Ihn hätte selbst M. beim Dämmerschein seiner eigenen Grundsätze ahnen können. Er spricht nämlich von dem unendlichen Misverhältnisse des Menschen zu Gott und nennt trotzdem die Kirche eine öffentliche Bildungsanstalt, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott bezieht. Darin liegt ein logischer Widerspruch. Soll von Verhältnissen des Menschen zu Gott die Rede sein, so muß zuerst das unendliche Misverhältnis gehoben werden. Dies ist nur dadurch möglich, daß entweder der Mensch zur Gottheit sich erhebe, oder daß die Gottheit sich der Menschheit einlebe. Juden und Naturalisten versuchen das erstere, die einen, voll moralischen Aberglaubens, vermessen sich, ihre sittliche, die andern, voll vernünftigen Aberglaubens, ihre Denkkraft zur gött-

lichen Höhe zu erheben; aber wäre das möglich, so müßten sie selbst nicht von dem unendlichen Mißverhältnis des Menschen zu Gott sprechen. Darum ergreifen die Christen und Nikodemen als einzig vernünftiges Mittel der Ueberwindung dieses unendlichen Misverhältnisses den Glauben an die Thatsache: Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab.

Bezieht sich nach M. der Staat auf Verhältnisse des Menschen zum Menschen, so ist auch hier ein Misverhältnis, da die Philosophen, überhaupt die Jünger des Zeitgeistes sich zu Göttern der Erde creiren, und alle Kinder des Reichs, die sich nicht für Götter halten, naturgemäß zu Leibeignen deterioris conditionis stempeln, wiewol diese wenig nehmen und doppelt geben, was sonst kein Zeichen deterioris conditionis ist.

Nur ausschließende Selbstliebe kann den Menschen in seiner Einbildung zu solcher Götterhöhe über andere erheben. Aber welch jämmerliche Höhe! Der Erhabene kann den vergötternden Haufen nicht entbehren; sobald dieser nicht mehr vergöttert, hört der Gott auf. Wer aber „den Dienst seiner Heloten desto nötiger hat, je größer er scheinen will, — ein solches Wesen ist nichts als ein toter Gott der Erde."

Woher kommts, daß Juden, wie alte und moderne Heiden, sich göttlicher Kräfte voll dünken? Weil sie das, was Gott ihnen gegeben, in Undankbarkeit für ihr selbsterworbenes Besitztum halten, die Juden die göttliche Offenbarung, unsere Heiden ihr bischen Vernunft. Lassen ob dieser Letztere sich von ihren Geistesverwandten als Götter anbeten, gleichen sie nicht dem dummen, midasohrigen Lastträger heiliger Geräte in der Fabel, den um dieser willen der ihm verwandte Pöbel anbetete?! — Doch wenn das Christentum seinem Wesen nach die Götter der Erde zu Spott macht, so kann es von diesen natürlich kein ander Recht erwarten, als mit genauer Not gelitten zu werden. —

Staat, Kirche und Philosophie sind nach dem Bisherigen keine bloßen Begriffe, die durch Worterklärungen zu bestimmen sind; sie sind reale, historische Thatsachen. Moses ist für H. der Grundtypus des Staates, Aaron der Kirche, Mirjam,

beider Schweſter, der Philoſophie. Sie wurde, als ſie Moſe und Aaron gering achtete, und ſelbſt offenbaren wollte, ausſätzig. —

Staat und Kirche in der lebendigen Einheit zu erhalten, in der ſie ihrem Weſen nach ſtehen ſollten, iſt kein phariſäiſcher Rat, wie M. dem gerechten, weiſen und gütigen Beſcheide vorwirft, dem Kaiſer ſeinen Zinsgroſchen und Gott die Ehre zu geben. Vielmehr wurzelt der Verſuch, beide durch Theorien und Abſtraktionen auseinander zu reißen, in dem Verlangen, „als ein freies Naturaliſten-Volk, ohne Religion und Staat, den Stolz der Bettler und das Glück der Schelme auf Koſten des menſchlichen Geſchlechts nähren und genießen zu können.“ —

Hiermit meint H. ſeine Aufgabe gelöſt zu haben. Es folgt nur noch eine kurze Schlußrede auf den Trümmern „des philoſophiſch-politiſchen Jeruſalems.“ Er charakteriſirt darin kurz noch einmal das Weſen, die Wurzel und die Wirkung der modernen Weisheit und harrt dann in Frieden auf die noch zukünftige volle Ausreifung der Thaten und Gaben Gottes. —

Der Theoriſt — nicht M. allein — verflüchtigt das Chriſtentum zu einem Ebenbilde ſeiner Gedanken,*) während er ſelbſt nur ein Ebenbild, ein Glaubensbruder des heidniſchen, naturaliſtiſchen, atheiſtiſchen Fanatismus iſt. Mit andern Worten: die Vernunftreligionen der Philoſophen, ob ſie von dem Namen nach chriſtlichen, jüdiſchen oder heidniſchen Weiſen erzeugt ſind, ſind dem tiefſten Weſen nach alle einander gleich,**) ohne lebendigen Gott, denn wer den Sohn nicht hat, hat auch den Vater nicht.

---

*) Er macht uns ehrwürdige Geiſtliche, ſagt der Prediger in der Wüſte, zu ſeinen Handlungsbrüdern nach dem Fleiſch, und ſpielt damit zugleich auf die Behauptung M.'s an, daß Geiſtliche keinen Lohn nehmen ſollten; wenn ſie es thun, handeln ſie alſo jüdiſch. H. kommt noch einmal hierauf zurück, was ich aber, um die Darlegung des Gedankenganges nicht zu unterbrechen, im Texte unerwähnt gelaſſen habe.

**) (Vrgl. S. 303 ff.). Als H. Humes Dialogues concerning natural religion unter dem Namen eines Geiſtlichen in Schwaben überſetzen wollte, ſchrieb er an Herder: „Ich denke, dies iſt das beſte Argument für meine ehrwürdigen Landsleute und Amtsbrüder, welche Judentum und Chriſtentum zur

„Es ist betrübt, nicht zu wissen, was man selbst ist, und beinahe lächerlich, grade das Gegenteil von dem, was man will und meint, zu sein.“ Beides widerfährt jedem Theoristen, der aus Liebe zu seinen Einbildungen die Thaten Gottes verachtet, er sei nun Jude oder Grieche oder Philosoph à la Grecque. Das jüdische Volk — statt der Josefsträume der Universalmonarchie — verflucht wie Kanaan, unstät und irr; der Grieche seit viertausend Jahren in Erwartung einer königlichen, die Welt rettenden Wissenschaft, die noch kommen soll, und der moderne Philosoph, der mit dem Beschneidungsmesser der Abstraktion das Leben, das ihm freilich als Zopf erscheint, zu Gunsten vermeintlicher Wissenschaft fortrasirt, ist noch heute in Bezug auf den Urquell und die Fülle des Lebens so unwissend, wie die griechischen Weisen, und wartet voll abergläubiger Hoffnung von System zu System, „daß es dem Himmel gefallen möge, die Schmach seiner groben Unwissenheit wo nicht zu heben, doch wenigstens durch ein ander Evangelium als des Kreuzes zu erleichtern!“

Was ist die Wurzel dieser Erscheinung? Ist wirklich die Vernunft die Macht, wodurch die Philosophen, wie diese sagen, in der Unwissenheit fest und vom Christentum fern gehalten werden? H. antwortet teilweise mit M.'schen Worten, in deren leeren Schlauch er freilich einen andern Inhalt füllt. „Glauben und Zweifel wirken auf das Erkenntnisvermögen des Menschen, wie Furcht und Hoffnung auf seinen Begehrungstrieb;“ d. h. was der Mensch hofft, das begehrt er und daran glaubt er; was er fürchtet, das verwirft er, daran zweifelt er. Sein innerstes Wesen also gebiert seinen Glauben und seinen Zweifel, und diese regieren sein Erkenntnisvermögen. „Alle menschlichen Vernunftgründe bestehen entweder aus Glauben an Wahrheit und Zweifel an Unwahrheit, oder aus Glauben an Unwahrheit und Zweifel an Wahrheit.“ „Dieser (teils negative, teils positive) Glaube ist früher als alle Systeme. Er hat sie erst hervorgebracht; um ihn zu rechtfertigen, haben wir

natürlichen Religion, oder wie St. Luther sagt, die Sachen fein mit rauchen Worten fremd machen.“ (VI, 156.)

sie erfunden!" sagt der verehrungswürdige Freund des Herrn Moses Mendelssohn."

Und endlich die Frucht solcher Theorie? „Wenn der Verstand an Lügen glaubt und Geschmack findet, an Wahrheiten zweifelt und sie als eine lose Speise mit Ekel verschmäht: so ist das Licht in uns Finsternis, das Salz in uns kein Gewürz mehr — Religion reine Kirchenparade, Philosophie leeres Wortgepränge, verjährte Meinungen ohne Sinn, verjährte Rechte ohne Kraft. Zweifelsucht an Wahrheit und Leichtgläubigkeit des Selbstbetrugs sind daher eben so unzertrennliche Symptome wie Frost und Hitze des Fiebers." Von dieser Krankheit der Sele kurirt kein Mensch, auch kein Mendelssohn, wie dieser gesteht. — Es gibt nur ein Mittel: die lebendige Gabe, die Gott gibt. Sie ins Leben aufnehmen, durch sie das ganze Leben durchdringen lassen und in Ruhe warten, bis sie sich vollendet, bis der, den Gott der Welt gegeben hat, in Bälde und in Herrlichkeit kommen wird: — das allein lehrt an die Wahrheit glauben, an der Unwahrheit zweifeln!

IV. A—Ω.

Fliegender Brief
an
Niemand den Kundbaren,

die Entkleidung und Verklärung eines Predigers betreffend.

Die Eberhardsche, mit F unterzeichnete Rezension Golgathas und Schebliminis in der allgemeinen deutschen Bibliothek (63. B. 1 St. 1785)* hat dem Wüstenprediger zu dieser letzten Rede an Niemand den Kundbaren (s. S. 145 ff.) den Mund aufgethan.**)

*) Sie steht inmitten zweier andern eberhardschen Rezensionen, nämlich der Zöllnerschen Rezension von Mendelssohns Jerusalem und der philosophischen Betrachtungen über Theologie und Religion (von dem atheistischen Prediger Schultz.) Die zum Verständnis des fliegenden Briefes unentbehrlichen Stellen aller drei Rezensionen siehe B. VIII, 382 ff.

**) „Ein mäßiger Beifall, schreibt H. an Herder, ist mir lieber als ein verdächtiges, übertriebenes Lob. Aber an dem politischen Philister F. muß

Die Rezenſion nannte Kleid und Sprache des Predigers mehr eine Verkleidung als Bekleidung. Es lag, wie wir wiſſen, in des Magus klar erkanntem Weſen und Beruf, nicht in eigentlicher Geſtalt, ſondern umkleidet vor das Publikum zu treten, denn er war erſt Keim, nicht der Baum, erſt Knospe, nicht die Blüte, nur die zuſammengeballte Fauſt, nicht die geöffnete Hand, der Vorläufer, nicht der Erfüller. (S. 38. 72. 88. 356.) Die Entwicklung, die den verborgenen Inhalt aus dem dunkeln Schoße ans Licht herausführt, wartet auf die rechte Zeit. „Dieſe Ausführung, ſchreibt H. an Jacobi 8 Nov. 1786, als er ſchon lange am fliegenden Brief arbeitete, (G. S. 415) iſt noch immer zu unzeitig, für mich ſowol als für die öffentlichen Leſer. Beide haben noch nicht die Reife." Aber unmittelbar darauf heißt es weiter: „Wenn ich auch als hinkender Bote endige, was ich als Vorläufer angefangen, ſo wird mein fliegender Brief trotz aller widerſprechenden Modifikationen in der Form ſeinem Inhalte nach das bleiben, was er werden ſollte: Entkleidung meiner kleinen Schriftſtellerei und Verklärung ihres Zwecks, das verkannte Chriſtentum und Luthertum zu erneuern und die demſelben entgegengeſetzten Misverſtändniſſe aus dem Wege zu räumen und dem Drachen von Babel einige Küchlein von Pech, Fett und Haar, untereinander gekocht, in den Rachen zu werfen." (Vrgl. S. 81, 147 ff.) Demnach ſollte der fliegende Brief keineswegs eine Ausführung oder Entfaltung des reichen Keimes ſein, — H.'s Autorſchaft iſt und bleibt ein Samenkorn und darum auch bis ans Ende mit denſelben Hüllen wie im Anfange umgeben, — wol aber ſollte er die Triebkraft und das Ziel der ganzen H.'ſchen Schriftſtellerei beſtimmt ausſprechen. „Daß ich das verdeckte Gericht nun aufdecken werde, verſteht ſich von ſelbſt." (G. S. 179.) Alle Schriften H.'s von α bis ω, von der erſten bis zur letzten, ſie mögen den Weiſen von Athen, oder die menſchliche Sprache, den Buchſtaben h oder die kantiſche Philoſophie,

---

ich mich rächen mit einem Eſelskinnbacken. Das habe ich ihm beinahe geſchworen. Und ich will von meiner Autorſchaft eben ſo feierlich Abſchied nehmen, als ich vor 23 Jahren ſelbige angetreten habe." (VII, 299.)

Mendelssohn Aesthetik oder Religion oder irgend einen andern Gegenstand als Kleid tragen, zeugen ihrem Wesen und Zweck nach von dem *A* und Ω aller Dinge (vrgl. S. 62) und von seiner Lebensoffenbarung, und sollen den toten Götzen der Zeit, den menschlichen Dünkel und Wahn in jeglicher Gestalt, zu Spott und Schanden machen. Das sagt der fliegende Brief, und in diesem Sinne ist er eine Entkleidung (vrgl. S. 69.), doch nicht eine Entblößung, sondern Verklärung, darum „ein Schlüssel zu allen meinen verlorenen Blättern," wie H. sagt, (VII, 306), auch ein Mittel, „meiner eigenen Entkleidung und Verklärung immer näher und näher zu kommen." (G. S. 160.) Der fliegende Brief hat also einen doppelten Zweck, die stolzen Höhen niederzureißen und auf den, der *A* und Ω ist, deutlich hinzuweisen. „Gibt mir Gott Glück und Kräfte, mein Ideal, was in meiner Sele gährt, darzustellen, so sollen dem andächtigen Leser in Berlin die Haare zu Berge stehen vor meiner Gabe der Deutlichkeit, und sie sollen noch mehr über das Feuer als über den Rauch klagen. Aber es gehet mir auch, gleich als wenn die Kinder bis an die Geburt kommen, und ist keine Kraft da zu gebären. Jer. 27. Es soll ein wahrer tractatus theologico-politicus (Titel einer Schrift Spinozas) und totius medicinae idea nova gegen alle bisherige juristische, finanzistische und welsche Quacksalbereien in der Kunst, Menschen und Staaten zu regieren, sein. Die Großen dieser Erde, welche sich selbst ein Jerusalem nicht schämt anzurufen, um das Heil der Welt zu bewirken, sind eben die Mordbrenner und Verderber, welche Gott und Menschen täuschen, von denen also kein Heil zu erwarten ist. Ich habe auf diese heillosen Redefiguren schon, ich weiß nicht wo, (VI, 29), angespielt. Wenigstens will ich meinen hölzernen Arm so weit ich kann ausstrecken, um fähigen Köpfen den rechten Weg zu weisen." (G. S. 157.)

Auf die antizeitgeistige Natur des fliegenden Briefes, mithin seiner ganzen Autorschaft, kommt H. in den Briefen aus den letzten Lebensjahren oft und mit der Glut und Kraft eines Jünglings zu sprechen. „Ich nehme jetzt meine Abschiedsaudienz von Niemand dem Kundbaren, und der Kessel meines brauenden Gehirns

schäumt so entsetzlich, daß ich beide Hände nötig habe, den Unrat abzuschäumen und das Ueberlaufen zu verhindern. So was Panisches haben Sie weder gelesen, noch im Rabelais oder Tristam Shandy gefunden. — Es ist nicht mehr die Stimme eines Predigers in der Wüste, sondern des dreiköpfigen Höllenhundes Cerberus. Es ist eine wahre Feuertaufe, die über die Philosophen und Chaldäer in Babel regnen wird. Kein Jupiter Pluvius, wie in der Beil. der Sokr. Denkw., sondern ein Schwefelregen über Sodom und Gomorrha. Ich liege beinahe der Wut unter, die in allen meinen Adern pocht und tobt, und erschrecke vor meiner eigenen Kraft, die einem hitzigen Fieber ähnlich ist, und mir selbst nicht natürlich vorkommt." (G. S. 163)*) Etwas später: „An meinem Willen soll es nicht fehlen, daß die Philosophen, die allgem. deutschen Irrlehrer, Zeter über mich schreien, von der Zeder bis auf den Moos, der an der Wand wächset." (G. S. 174.) Wieder einige Wochen später: „Mein Plan ist ganz darauf angelegt, den Betrug der allgemeinen deutschen Baal und die heillose Politik der Kinder Belials gegen mein Vaterland und Deutschland zu Schanden zu machen. . . . Ich habe . . . nicht die Hand beinahe seit 8 Tagen an meinen fliegenden Brief wieder ansetzen können. Aber bei aller meiner Unthätigkeit und Ruhe wütet ein feuerspeiender Vesuv in meinem Gehirn und Nieren. Incedo per ignes." (G. S. 211). Etwa zwei Monate darnach: „Der erste Eindruck meines Ideals . . . war eine Cherubs-Gestalt mit einem flammenden Schwerte über das allgemeine deutsche Babel, wodurch ich wie begeistert wurde." (VII, 313.) Noch eine Stelle: „Ich arbeite, wie eine Schildkröte, und warte auf einen Adler zur Luftfahrt, um dem alten Aeschylus der allge-

*) Folgendes Wort an Fr. Buchholz aus dieser Zeit deckt die uns freilich längst bekannte Quelle dieses Ingrimms auf: „Alles, was jetzt die Philosophie über Gott und Natur schwatzt, kommt mir so abgeschmackt vor, ist mir so ekel, als das Gewäsche des Gesindes über ihre Herrschaft auf dem Fisch- oder Fleischmarkt." (VII, 329.) An Jacobi: „Erst müssen Sie mit dieser Familien-Angelegenheit fertig sein; alsdann denken Sie ans Publikum und den elendesten Teil desselben, das literarische und philosophische." G. S. 211.

meinen deutschen Bibliothek auf seinen kahlen Haarschädel zu fallen." (G. S. 182.)*) Das hier gebrauchte Bild leitet zugleich über zu der Erklärung des Titels: fliegender Brief. Alle Schriften H.'s sind nur wie „ein fliegendes Blatt", Hiob 13, 25 (VII, 121; II, 476), gering und unbedeutend vor dem Hauche dessen, welcher der Odem alles Lebendigen ist, schonungslos umhergetrieben vom Winde der Zeitmeinungen. Aber will eine höhere und stärkere Kraft sie zu ihren Mitteln gebrauchen, dann werden die kleinen, verachteten Blätter für den lästernden Goliath tötende Schleudersteine, verzehrende Motten und Maden für den rauschenden Stolz. (VII, 84.) Und nicht das allein. Sie fliegen, weil ihre Sele der lebendige Gotteshauch ist, weil der Glaube und die Liebe zu dem *A* und Ω ihnen Flügel geben (VII, 121), und nicht dädalische, wächserne, wie die metaphysischen Losungswörter sind. (s. S. 137. B. II. 137.) „Zur Ausführung gehören mehr als optische Täuschungen, mehr als Versuchungen, Flügel zum fliegen, wenn es ein fliegender Brief werden soll." (G. S. 222). Die H.'sche Autorschaft ist ihrem Jahrhundert entflogen, seinem Zauberbanne wie seiner Despotie, und schwebt, wie ein Brief aus einer andern Welt, hoch über ihm, lehrt damals und heute alle die fliegen, welche seinen Inhalt zu lesen verstehen und wird immerdar allen Kritikern entfliegen, die nicht lesen können.

Kaum ist eine Schrift dem Magus so sauer geworden wie diese letzte, die wie er sagt, „ein wahrer Benoni für meine alte Muse ist." (VII, 312.) Die Briefe jener Zeit sind voll von dieser Klage. Eine Stelle ist schon oben (S. 386) in einem andern Zusammenhange mitgeteilt. „Ich habe Pferde-Arbeit nötig, schreibt er an Herder, meine Ideen zu diluiren und sie potable zu machen." (VII, 316.) An denselben: „Ich bin ganz aus dem Conzept gekommen, ohne zu wissen, wie? Mein Ideal erschien wie ein Regenbogen, den ich mit Händen und Füßen zu erhaschen glaubte; noch kann ich nicht alles für optische Täuschung ansehen.

*) Dem Aeschylus soll eine von einem Adler in die Höhe geführte Schildkröte auf den Kopf gefallen sein und ihm dadurch den Tod gebracht haben.

Das Irrlicht soll mich nicht länger in Sümpfe locken, die grundlos sind. Das Thema meines fliegenden Briefs ist freilich ein aleae opus und so kitzlich, daß es meinem Pegasus nicht ganz zu verdenken, wenn er ein wenig scheu wurde und Winkelzüge machte, statt den graden Weg zu gehen. Mit meinem Unvermögen nimmt mein Mistrauen gegen mich selbst zu! *Ταλαίπωρος ἐγὼ ἄνθρωπος, τίς με σώσεται ἐκ τοῦ σώματος τοῦ θανάτου τούτου*; in diesem Nachhalle finde ich meinen höchsten und letzten Trost." (VII, 339 ff.) An Jacobi: „Zu ihrer Beruhigung melde ich Ihnen noch, daß meine Entkleidung wenigstens auf die Hälfte nichts taugt und von mir selbst verworfen ist*). . . . Ich habe mich von meiner Seite verbannt und beinah verflucht zu dieser Arbeit, auch noch in meinem letzten Brief an Herder einen körperl. Eid auf selbige gethan, damit durchzusetzen — und von der andern fühl ich die Schwierigkeit, sie zur Ruhe und ins Reine zu bringen, und daß ich mir Zeit lassen muß, behutsam zu Werke zu gehen und mich nicht zu übereilen, meinem Ungestüm nicht blindlings zu folgen, und auf die Schwäche meines Unterleibs Rücksicht zu nehmen, daß selbige nicht in die Höhe steige und Wolken in Erscheinungen der Juno verwandele. Alle dummen Schnörkel müssen fort, und das ganze muß eine Phalanx sein. Verzagen Sie also nicht, wenn meine Hände ermatten und so oft anfangen zu sinken im Streit gegen Amalek. Ich habe noch immer Hoffnung, *εἰς νῖκος τὴν κρίσιν* auszuführen. Er wird das glimmende Docht nicht auslöschen, noch das geknickte Rohr zerbrechen." (G. S. 203, vrgl. noch 185 u. 459 u. B. VII, 78 u. 124.) Als die Schrift noch weiter gediehen war, nannte er sie sogar „die lächerliche Fehlgeburt, womit ich meine Schriftstellerei beschließen wollte, aber nicht konnte." (VII, 376.) In Welbergen wollte er in Ruhe und Freude den Schluß ausarbeiten. Er ist früher von dem Leibe dieses Todes erlöst worden! —

Man sieht aus diesen Mitteilungen, und er gesteht es selbst, wie Ebbe und Flut immer bei ihm gewechselt hat. (G. S. 174.)

*) Die schon gedruckten und von H. verworfenen 3 Bogen, siehe B. VIII, 357 ff.

Aber man muß hierbei nicht das Wort vergeſſen, das er in eben dieſer Zeit an G. E. Lindner ſchrieb: „Ebbe und Flut iſt keine Erſcheinung kleiner Seen und Meere.“ (VII, 288.) Noch charakteriſtiſcher iſt bei der Liebesglut für ſein *A* und Ω und dem freſſenden Zorne gegen deſſen Feinde die Demut und Wahrheitsliebe, womit er das jüngſte Kind ſeiner Autorſchaft betrachtete. „Die Selbſt-Kritik meiner Arbeit iſt vielleicht mehr wert, als die Arbeit ſelbſt; nur Schade, daß jene weder geſchrieben noch gedruckt werden kann, wie ſich kein Zucker mit Zucker eſſen läßt.“ (VII, 316.)

Inhalt und Gedankengang des fliegenden Briefes iſt folgender:

Wie Einer, der die Jubelzahl ſilberner Hochzeitsfeier erreicht hat, blickt H. auf die 25 Jahre ſeiner Verbindung mit dem Publikum zurück. Schon der Erſtling ſeiner Autorſchaft, nur ein Embryo, fand unter den Stimmführern der Zeit ein Schickſal, daß er hätte rufen können: „So thut jeder Dekan auf einer Univerſität, als ob er Schriftſteller nach Gefallen behandeln könne.“ Es konnte nicht anders ſein. Denn es war die Zeit des Interregnums im Reiche der Wahrheit. Der König der Wahrheit war von denen, die das Anſehn hatten, abgethan, und ſie ſelbſt führten das Regiment, weil ſie beſſer wußten, was Wahrheit iſt, als der König derſelben. Für ſolch denkwürdiges Interregnum waren die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten das ſpezifiſche Heilmittel, weil ſie aus dem lügneriſchen Dünkel des Wiſſens zum lebendigen Bewußtſein jener ächten Unwiſſenheit führen, aus welcher Wahrheit und Weisheit geboren wird. Aber die heilſamen Pillen wurden von der Zeit nicht verſchluckt. Die Herrſcher der Zeit, die nach ihrem Ausdruck ſich einbilden, „zu wiſſen, woran ſie ſich zu halten haben,“ fuhren mit ihren „Saalbadereien“ fort, die das einemal die Galle, das andremal den Spott erregen müſſen. Zu Frommen derer, die noch nicht fertig ſind, vielmehr in Demut nach immer tieferer Gründung in der Wahrheit ſuchen, fragen und warten, ward der Denkwürdigkeiten-Schreiber auch ein — Saalbader von Beruf. (ſ. S. 68.) Wie nämlich Sokrates die Kunſt ſeiner Mutter auf geiſtigem Gebiete nachahmte (S. 155), ſo folgte der Magus ſeinem Vater, deſſen Beruf und einige Ehre es war, ein Bader zu ſein, d. h. ohne

Anſehen der Perſon, Geſtalt und Form alle zu entkleiden, nichts verſchleiert zu laſſen, Schmutz, Gebrechen und Wunden aufzudecken, damit ſie gewaſchen und gereinigt würden. Wenn die Herrſcher des Interregnums den, der *A* und *Ω* heißt, ſammt ſeinen Thaten und Worten unter ihre Kritik zwangen, ſo nahm H. gegen ſolche Kritik „zur Badewanne der Metakritik (vergl. S. 346.) ſeine Zuflucht.“ *) Mit unbeſtechlicher Billigkeit,**) die ihm, gleich ſeinem Vater, heiliger war als Ruf, Gunſt und Gewinn, und die Sele ſeiner

*) Zur Erklärung: „Herder will den Titel Saalbaderei nicht gelten laſſen, ſchreibt H. an Jacobi; nun ſo mögen ſie metakritiſche Wannchen heißen, die Füße, medios terminos progressus unſers aufgeklärten Jahrhunderts, zu waſchen.“ (G. S. 54.) An Herder ſelbſt ſchreibt er: „Sie wollen alſo nicht Saalbadereien — könnten es denn nicht Wannchen ſein, etwa metakritiſche oder ſonſt etwas? Meines ſel. Vaters Badewanne iſt mir ſo heilig, als dem alten Sokrates ſeiner Mutter Stul. Ich habe immer an einem alten, griechiſchen Epigramm, das Vater Hagedorn überſetzt hat, eine kindiſche Freude gehabt. Wie meine Muſe eine der barmherzigen Schweſtern iſt, ſo läuft der Inhalt aller meiner Blätter auf eine barmherzige Kunſtrichterei hinaus, aber ohne Anſehen der Perſon — beſtändig nur in einer Wanne.“ VII, 205. Im Brief an Jacobi vom 23. Jan. 1785, G. S. 54. ſteht auch das erwähnte Epigramm.

) In der Anmerkung deutet H. auf die reiche Fülle deſſen hin, was er in dies eine Wort zur Selbſtcharakteriſirung ſeiner Autorſchaft gelegt hat. **Aequitas est Rerum convenientia, quae in paribus causis paria jura desiderat, wie Cicero definirt. Die eine Seite des ganzen metakritiſchen Badegeſchäftes H.'s in allen ſeinen Schriften von *A*—*Ω* beſteht hiernach darin, daß er für die Geheimniſſe des Chriſtentums bei paribus causis auch paria jura verlangt und den überzeugenden Nachweis führt, mit welcher despotiſchen Willkür ihnen dieſe von der Zeitweisheit verweigert werden. Die andere Seite wird durch H.'s eigene Definition bezeichnet (VI, 31): „Billigkeit iſt ein Kind der Wahrheit — die alles poſitive in 1 (Symbol der Gottheit) — und der Gnade — die alles negative in 0 (Element des Univerſi!) auflöſt.“ In allen Erſcheinungen der Natur und Geſchichte ſucht er die Einheit, die verborgene Urwurzel, die geheime, göttliche Lebenskraft, die eigentliche Wahrheit der Dinge, und zeigt zugleich, daß das von dieſer göttlichen Einheit nicht Durchdrungene das Nichtige iſt, ein Nachweis, der freilich den Dünkel vernichtet, aber doch Gnade iſt, weil er allein zur Aufnahme der Gnade, d. i. des Lebens aus Gott willig und fähig macht.

Handlungen und Urteile, zog er in seiner Autorschaft wie in einer Badestube „den schlechtesten Mann und besten Kerl," einen Hierophanten und Exrektor und einen Lessing und Kant nackend aus, um sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, und sie dann alle mit jener einen Wäsche vom Unrat rein zu baden, von der Mal. 3, 2. geschrieben steht. Die Autorschaft H.'s und die Zeit ihrer Geburt ist demnach providentiell, denn in demselben Jahre 1759 entstand „eine geschlossene Innung von Philosophen, die zugleich schöne Geister und witzige Köpfe waren," in deren Zeitschriften, den Briefen, die neuste Literatur betreffend, und der allgem. deutschen Bibliothek, der Dünkel des Zeitgeistes zur vollsten Ausgestaltung kam, wogegen H. in seinen Pillen dem Jahrhundert das wahre Gegengift reichte. — Sieht er nach 25 Jahren auch noch nicht die volle Wirkung, vielmehr die Zeitweisheit über die Welt ihre Universaldespotie aufrichten, so weiß er doch, daß diese ganz gewis ebenso zu Schanden werden wird, wie der hohe, große, dicke Baum und der chaldäische Selbstherrscher, von welchem Daniel IV erzählt und zwar durch eben die Lebenskraft, welche das punctum saliens seiner, des Predigers Autorschaft ist. — Damit hat H. Inhalt und Zweck aller seiner Schriften charakterisirt: Sie sind ein großer, fortgesetzter Kampf gegen die verpestete Freundin*) und Buhlerin nicht Mendelssohns allein, sondern des Jahrhunderts, die ihrer Freunde Leben verbittert, „und dennoch so viele blinde Bewunderer, Liebhaber und Anbeter hinter sich hat." Und eben dies soll mit Ausschluß aller persönlichen Feindschaft — er setzt den beiden, mitten im Kampfe gestorbenen Gegnern Mendelssohn und Lessing ein schönes, inniges

*) So hatte Mendelssohn die Philosophie genannt. „Ach, sie war in bessern Jahren meine treuste Gefährtin, mein einziger Trost in allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens, und itzt mußte ich ihr auf allen Wegen ausweichen, wie einer Todfeindin: oder welches noch härter ist, sie scheuen wie eine verpestete Freundin, die selbst mich warnt, allen Umgang mit ihr zu vermeiden." (VIII, 38.) H. nannte deshalb Berlin, den Sitz der allgemeinen deutschen Bibliothek, eine Meuchelmörderin und verpestete Freundin aller Wahrheit und öffentlichen Wolfart, die sich mit dem Mark unserer preußischen Elendsknochen mästet. (VII, 303.)

Denkmal — bis ans Ende ſein „eigentliches Ziel“ bleiben, „die verpeſtete Freundin und Meuchelmörderin eines M. Mendelsſohn und Nathan L. mit ihrem Bogen aus ihrem Köcher zu verfolgen, und zugleich die Hausehre und Krone meines Vaterlandes an Preußens Paraſiten (S. 310) und Sykophanten zu rächen,“ und zwar dadurch, daß er den Vernunft-Theorien die geſchichtlichen, wenn auch mit menſchlichen Thorheiten und Gräueln umnebelten Thaten Gottes entgegenſetzt. —

Dies allgemeine Los, Weſen und Ziel der H.ſchen Autorſchaft wiederholt ſich in beſonderer Weiſe an Golgatha und Scheblimini, was nach dem bisherigen Exordium nun weiter ausgeführt wird. Und da G. und Sch. „der wahre Inhalt der H.ſchen Autorſchaft“ (G. S. 368) iſt, dient dieſe Ausführung wieder zur Entkleidung und Verklärung derſelben.

Der Rezenſent Golgathas, „der blaſende Mitlauter F,“ thut es jedem Dekan einer Univerſität und Fakultät zuvor, Schriftſteller nach Gefallen zu behandeln. Er hängt den Prediger in der Wüſte wie eine Schlange in die Mitte zwiſchen zwei arme Sünder, die ſich, wie er, an M.s Jeruſalem vergriffen haben, ohne zu fragen, ob er in ihre Mitte paßt. Auf Grund der erſten Rezenſion macht es H. augenſcheinlich, daß die Selbſtglorifikation des Zeitgeiſtes über die vollkommene Deutlichkeit und den leichten, lichtvollen Zuſammenhang ſeiner Vernunft-Theorien ein Hohn und Spott, mindeſtens ſehr verdächtig iſt, und geißelt zugleich, zwar nur mit einem, aber einem kräftigen Hiebe die allgemeine Narrenſucht des weiſen Jahrhunderts, „über ein Buch zu ſchreiben, ohne den Verſtand deſſelben erreicht, geſchweige überholt zu haben,“ was doch „ſchwerlich ein guter Beweis ſeiner Geſchicklichkeit und vortrefflichen Geſinnungen ſein kann“, deren es marktſchreieriſch ſich rühmt.

Die andere Rezenſion ſammt der rezenſirten Schrift, dem offenen materialiſtiſchen Bekenntnis eines Predigers im Amte, offenbart den innerſten Kern der geläuterten Vernunft-Religion. Er iſt nicht ein Kampf gegen verſteckten Papismus und Jeſuitismus, — dieſen Kampf hat H. ſelbſt längſt geführt, und bewieſen, daß der Vernunft-Papismus und Despotismus dem römiſchen in Nichts

nachsteht, — er ist Atheismus und Materialismus. Also „auch diese Sache scheint sich — H. gebraucht des blasenden Mitlauters Worte — unter Denkenden von allen Nationen einer Verklärung und Entkleidung zu nähern, die durch einige Schwierigkeiten gehindert zu werden *scheint*, welche keine gänzlich verdachtlose Oeffnung der Gedanken zulassen," womit St. Paulus 2 Thess. II, 3—12 genau stimmt.

Inmitten dieser beiden Rezensionen steht die Kritik Golgathas und Scheblimini's. Der blasende Mitlauter gesteht, daß er das H.sche Buch nicht verstanden habe, wie viel weniger, muß man hinzufügen, das Golgatha und Scheblimini selbst. Aber in adlerstolzem Fluge fährt er über dasselbe her. Solchen aufgeblasenen Interregnums-Herrschern tritt der König der Wahrheit und darum auch sein Prediger und Vorläufer in niedrigster, unscheinbarster Gestalt, als Motte und Made (Hos. V, 12—17), entgegen. Mehr ist nicht nötig; denn jene führen selbst durch ihre eigene Kritik das Gericht über sich. Wenn sie das Buch nicht lesen können (S. 313), wie können sie es verstehen! Wenn sie es dennoch kritisiren, so werden sie, die A B C-Schützen, durch ihre vermessenen Kriteleien den verjährten Despotismus der Zeitmeinungen eilender vereiteln, als ein Wurm jenes Schattengewächs, das in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb. (Jon. 4, 6. 10.) Zwar ist Wahrheit, ohne Freiheit sie auszubreiten, ein vergrabener Schatz, eine verschlossene Quelle; „Freiheit aber ohne Wahrheitsliebe unrecht Gut in eines Gottlosen Hause, ein feindseliger geringer Epha (Mich. 6, 10), der stupidesten Schalkheit und sublimsten Bosheit Pallium und Palladium!" Und diese Wahrheitsliebe fehlt dem blasenden Mitlauter nicht nur, sondern dem ganzen, selbsttönenden Jahrhundert, denn was sie in ihren Systemen bewundern, eben dasselbe wird dem Prediger in der Wüste und dem ganzen Christentume zur Sünde angerechnet. Das ganze verurteilte Golgatha und Scheblimini nämlich besteht fast nur aus Stellen des gepriesenen Jerusalems (s. S. 359), noch mehr, mit den eigenen Vorder- und Hauptsätzen Mendelssohns ist sein Jerusalem in Trümmer gelegt, und auf eben denselben Sätzen die Gottesstadt aufgebaut, wie dies der eigen-

tümliche Charakter der ganzen H.schen Autorschaft, die vorhin genannte aequitas seiner metakritischen Bäder ist. Diese geborgten Geräte und Gefäße geben der Autorschaft des Magus allerdings ein ärmliches Ansehen, aber auch sein **Herr** bedurfte zu seinem Aufzuge einer geborgten Eselin. — Sie sind nicht die Sele und die Absicht seiner Autorschaft, sie sind die typische Einkleidung, wodurch sich die Absichten und Gesinnungen offenbaren oder verraten. In der Hamannschen Form haben viele Kinder des Jahrhunderts ein urkräftiges Genie anerkennen müssen; wenn sich der Wüstenprediger entkleidet und in seiner eigentlichen Gestalt und Bedeutung als Vorläufer und Bahnbrecher des Königs, der dem Interregnum ein Ende machen wird, öffentlich zeigt, muß er daher fürchten, noch unkenntlicher, noch mißfälliger zu werden, weil und so lange der Zeitgeist herrscht und seine Kinder sich in ruhiger Sklaverei halten lassen. — Dieselbe Eigenheit haben alle vorigen Schriften H.'s an sich, wie der Mitblasende bemerkt, und H. in seinem Sinn bestätigt. Darum wird auch in allen 333 Briefen die neuste Literatur betreffend und den 63 Zwillingsbänden der allg. deutsch. Bibl. immer mit derselben Verachtung von H.'s Schriften geredet, während er sich zu allen seinen „böotischen" Kindern als zu Wegweisern zu dem *A* und Ω hier noch einmal feierlich bekennt.

Je absichtlicher H. alieno ingenio, aber suo judicio geschrieben hat, je getreuere Gegenbilder der teils gegebenen, teils genommenen Vorbilder alle seine Schriften von den Wolken an sind, desto mehr hätte man nach dem ihm Eigenen als nach dem Schlüssel des Verständnisses suchen müssen. Aber wie immer so haben bis zuletzt die Schatzmeister, welche den Schlüssel zu allen Schatzhäusern des Zeitgeistes besitzen, den Bart des H.'schen Schlüssels abgebrochen, so daß Schloß und Thüre zu den Schätzen seiner Autorschaft, insbesondere des Golgatha nicht aufgeschlossen werden können. Der Schlüssel liegt im Titel, welcher der Keim, das minimum des Senfkorns jeder H.'schen Schrift ist, woraus diese sich zur Lebensgröße entwickelt und „alles wieder in denselben genetischen Typum zurückführt." Am Eingang ist ein solcher Titel ein mikrokosmischer Same, aus dem die Schrift wie aus

der Gebärmutter hervorbricht, beim Ausgang erscheint er in der Gestalt einer Frucht, welche außer der Fülle eigener Substanz die Hülle neuer Generationen ähnlicher Gewächse innigst verschließt und bewahrt. Den Titel von Golgatha und Scheblimini hat der blasende Mitlauter freventlich beschnitten, denn er hat die beiden Motto aus der h. Schrift fortgelassen; das betrachtet H. als einen Typus der wichtigern Thatsache, daß der verurteilende Kunstrichter den eigentlichen Keimpunkt der H.'schen Autorschaft, die Offenbarung Gottes, ausschneidet, nach welcher Frevelthat freilich nur Hülsen übrig bleiben. Und doch hätte der Rezensent an dem Motto sehen können, daß Golgatha nicht nach philosophischen Lorberen, sondern einem andern Ziele strebt. Wären nicht die Thaten und Worte Gottes die Zeugungs- und Ueberzeugungskraft des Wüstenpredigers gewesen, so würde er mit seiner schweren Zunge, ohne Feuer des Goldschmiedes, noch Seife der Wäscher (Mal. 3, 2) es nie gewagt haben, wie ein Elias und Johannes dem Banne des Zeitgeistes sich entgegenzuwerfen, „die enorme windige Loquacität babylonischer Pyrgotekten zu reizen, und die Mauern einer punischen Palmstadt im Monde durch das stille, sanfte Sausen einer Persiflage ohne Sturm und Erdbeben in den Staub zu werfen." Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel, ist allezeit das Bekenntnis der Vorläufer des Königs der Wahrheit. Auch der Magus hat in seinen Schriften, zuletzt in Golgatha nur gereicht, was ihm durch Gottes Offenbarung gegeben ist. Wenn man diese Lebenskraft in seinen Schriften nicht achtet, so muß man den grünen, herben Pelz seiner Autorschaft für die Nuß ausgeben und dem süßen Kerne natürlich ein sehr böses Geschrei machen.

Vom Titel seiner Autorschaft wendet sich H. zum Titel der Mendelssohnschen, um die Bedeutung dieser wie jener dadurch weiter aufzuschließen. Warum heißt M.'s Schrift Jerusalem, die doch eine unwiderbringlich zerstörte Stadt ist? Hat der Philosoph ohne philosophischen Beweis eine künftige Wiedergeburt Jerusalems geglaubt? Sie hätte besser Samaria geheißen, weil die Samariter sich wie Mendelssohn eine Theorie von der wahren Religion

machten, d. h. durch die Ausreißung des pulsirenden Herzens eine Leiche schufen, ein nebelhaftes Etwas, so daß sie selbst nicht wußten, was sie anbeteten. Und dennoch ist der Mendelssohnsche Titel ebenso charakteristisch wie der Hamannsche. Denn Kopf wie Schultern des Titels: Jerusalem, Judentum, religiöse Macht, sind aus objektiven Begriffen, aus historischen Realitäten zu Nebelgebilden subjektiver Theorien umgeformt, zu dienstfertigen Kunst-, Kraft-, Losungs- und Flick-Wörtern, und eben dies ist Wesen und Zweck des ganzen Buchs wie aller Vernunft-Religion, welche die lebendigen Quellen göttlicher Ratschlüsse und Thaten verläßt und die durchlöcherten Cisternen und Legenden menschlichen Unsinns und Aberglaubens blindlings vorzieht. Wer sich nicht der Geschichte unterwirft, sondern die Theorien seines Kopfes für Wahrheit und Wirklichkeit hält, kann die in unsern h. Urkunden offenbarten außerordentlichen Schicksale Jerusalems oder die zeitlichen Geschichtswahrheiten der h. Stadt nicht erkennen, so handgreiflich sie sein mögen. Denn „durch die geschminkte Weltweisheit einer verpesteten Menschenfreundin ist die unserer Natur tief eingeprägte Liebe des Wunderbaren und Spannader aller poetischen und historischen Kräfte in einem skeptischen und kritischen Unglauben aller Wunder und Geheimnisse erschlafft. Eine gewaltthätige Entkleidung wirklicher Gegenstände zu nackten Begriffen und blos denkbaren Merkmalen; eine willkürliche, eigenmächtige Transsubstantiation abstrakter Zeichen und Formeln, ätherischer Theorien und Visionen . . . haben den genium seculi dergestalt desorganisirt, daß er seiner zehn innern Sinne und äußerlichen Werkzeuge nicht mehr mächtig ist."

Diesem Doppelfrevel der verpesteten Menschenfreundin, der modernen Philosophie, muß (das war wie in allen Schriften so auch im Golgatha H.'s letztes Ziel) die verhaßte Evidenz der Thatsachen entgegengestellt werden. Die Evidenz ist vorhanden. Denn „Jerusalems letzte Heimsuchung ist eine der allerbewährtesten Begebenheiten; die Grenzen ihrer Epochen unterscheiden sich in der ganzen Staats- und Kirchengeschichte mit einer solchen optischen Größe und Klarheit, welche alle Jahrhunderte welscher Pseudo-

propheten, zeitlicher Evangeliſten minorum gentium und chambellans du jour in weichen Kleidern zu Ammen- und Kinder-Märchen verdunkelt.“ Die bisherige, abſolut verbürgte Geſchichte Jeruſalems, das unbeweglich fortdauernde Zeichen und Wunder der über die weite Welt zerſtreuten und doch ſich erhaltenden außerordentlichen Volks- und Menſchenrace ſind „Hypothek und Bürgſchaft von dem bisher noch verſiegelten Schatze der Gnaden- und Segensverheißungen, womit Himmel und Erde ſchwanger gehen, daß die Erfüllung neuer künftiger, außerordentlicher und transſcendenter Offenbarungen zwar nicht begucket und betaſtet, aber wenigſtens durch einen Geruch ihrer Wahrſcheinlichkeit antizipirt und vermittelſt eines neuen, reinen geiſtlichen Senſoriums geglaubt und gefaßt werden kann.“

Solche Realitäten werden im M.'ſchen Jeruſalem und der ganzen modernen Anſchauung durch das Schatten-Taſchenſpiel außerordentlicher erdichteter und ergrübelter Ideen für die leichtgläubigen Kinder des Zeitgeiſtes erſt vernünftig und ſchmackhaft gemacht. — Hätte man nicht Grauen vor dem geheimnisvollen Leben, ſo würde die Evidenz der Thatſachen bald die grauen Theorien überwinden. Nun aber wird durch die Furcht vor dem Leben und die Luſt an Vernunft-Idolen die reichſte Thatſache in einen logiſchen Syllogismus, eine lächerliche Fledermaus verwandelt.

Aber Worte ſind und bleiben Worte und werden durch keine Philoſophie zu Realitäten. Mit demſelben Namen können die entgegengeſetzteſten Dinge bezeichnet werden. Das Wort: „Pharao wird dein Haupt erheben“, war für den einen Gefangenen Wiederherſtellung in ſeine alte Würde, für den andern das ſchmählichſte Todesurteil. So bezeichnet Jeruſalem die gerichtete und verlorene Stadt, aber auch „die Goldberge und Diamantenhügel einer längſt erwünſchten und erwarteten Zukunft.“ Eben daſſelbe gilt — das liegt im Hintergrunde — von allen Schlag- und Flickwörtern des Zeitgeiſtes, von denen das Mendelsſohnſche Jeruſalem und das Jahrhundert voll iſt. Solche Worte und Theorien, „gefrorene Schneeflocken geflügelter Beredſamkeit“, ſind ein Blendwerk däda-

lischer Sophisterei, gemachte Flügel, mit Wachs zusammengeleimt,*) keine naturwüchsigen Flügel, die zum Himmel tragen, sondern in die Tiefe stürzen. Dennoch bezaubern sie die Mitwelt, einmal weil sie mit dem Heiligenschein des Jahrhunderts umgeben sind und alles verheißen, was die Zeit begehrt: kosmopolitischen Frieden, das schönste Morgenrot eines neuen Jubeltages für die ganze Menschheit, sodann weil sie mit der Majestät eines Despoten sich für unantastbare Grundsätze ausgeben. Selbst die Kirche läßt sich von ihnen beherrschen, weil dieselben Grundsätze und Materialien in den Werkstätten und Warenlagern der allerchristlichsten Dogmatiker und Diktatoren protestantischer Kirchen neuen Stils mit frecher Stirn feil liegen. Auch die eignen Genossen müssen den Despotismus des Meisters metaphysischer Losungsworte fühlen. Denn „den äußersten Betrug spielte der Fuchs seinen eigenen und Nathans Freunden, den unenthaltsam klaffenden Spürhunden des katholischen Pabsttums und Jesuitismus. Weder der blinde schlafende Homer allemannischer Schädelstätte noch seine Gesellen und Burschen ließen es sich träumen, daß hinter dem ausgehängten Schilde das höchste Ideal und Kapitolium des welschen und römischen **Solipsismus** .. und der ganze theologico-politico-hypokritische Sauerteig eines in den Eingeweiden grundverderbter Natur und Gesellschaft gährenden Machiavellismus und Jesuitismus mit der Arglist und Allmacht des alten kleinen Gottes Kupido lauschte und sein Spiel mit den Susannenbrüdern und Belialskindern unsers erleuchteten Jahrhunderts trieb."

Dieser Solipsismus der modernen Weisheit dekretirt: die größte geschichtliche Thatsache, das Christentum, ist nichts als ein Phänomen religiöser Macht, folglich ist seine Herrschaft „eine zufällige Usurpation, deren Wirklichkeit keine andere Quelle hat als den veränderlichen, periodischen Willen einer unbe-

*) „Die Schutzschrift eines metaphysischen Losungswortes, die Empfehlung neuer concinnarum et ingeniosarum ineptiarum (wie Bacon sich irgendwo ausdrückt) in der Natur- und Sittenlehre gibt dem Namen unserer jüngsten Scribenten oft Flügel, wenigstens wächserne." (II, 137.)

kannten Macht und ihrer veränderlichen Launen." Ihm, dem Solipsismus, dem besten Willen und der reinen Vernunft des Zeitgeistes, gebürt die vollkommene, ausschließliche Herrschaft im Reiche des Geistes, der Wahrheit, denn der König, „das Ebenbild und sichtbare Gleichnis des allein anbetungswürdigen Geistes", ist von ihm tot geschlagen. Auf dem Verdienste dieser Heldenthat beruht das vollkommene Erbrecht des erledigten Thrones. So meint Jerusalem, so meint die moderne Philosophie. Aber die Verwerfung dessen, in welchem das Leben und das Licht erschienen ist, zertrümmert die erträumte Herrschaft. Gleichwol gehen den theoretischen Träumern die Augen nicht auf, wenn selbst die Trümmer um ihre Füße liegen. Der Wahn ist unbesiegbar. „Blieb, fragt H. mit bitterem Spotte, blieb nicht Theodor im Schuldturme ein König in Corsika?"

Alles das ist wenigstens nichts Neues! rühmt der Theorist und spottet der Magus ihm nach, nichts Neues für die, welche Virtuosen darin sind, sich dupiren zu lassen, in deren Ohren die ruhmredigen Weisheitssprüche des eben so abergläubischen als despotischen Zeitgeistes wie Sphärenharmonie klingen. Es ist die alte, fort und fort sich wiederholende Erfahrung: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden." Wer Augen hat, die Thatsachen zu sehen und zu prüfen, sieht es hier und in der ganzen Geschichte der Spekulationen reiner Vernunft und des besten Willens: „Das Selbstlob fleischlicher Vernunftaugen ist eine höchst schädliche Fliege." (vrgl. S. 291.) So lange die Vernunft sich für gesund und sehend hält, wird und muß sie eine schwärmende Liebhaberin der Finsternis bleiben. Das Licht und Recht des Geistes und Herzens liegt nicht in dem Geblüte guter Willensmeinung, noch im reinen Sinn des Purismus (S. 345), noch in der Uebereinstimmung mit den Zeitideen, sondern in dem, der das Leben ist, das Leben gibt, das Leben von Verderben erlöst, das Leben zur Vollendung führt.

Damit hat der Wüstenprediger das A und Ω seiner Botschaft, den Inhalt und Zweck seiner 25jährigen Autorschaft ausgesprochen. Seine Botschaft hat sich bis heute als Thatsache bewiesen und wird sich

als Thatsache beweisen. Vor ihr werden alle natürlichen Widersacher und Erbfeinde des Christentums entblößt und entselt. Der Prediger hofft, durch seine Autorschaft wenigstens soviel auch bei den Kindern des Zeitgeistes zu erreichen, daß sie nicht mehr unbesehen alle Schreibereien derer, die in der Zeit ein Ansehen haben, für baare Münze ansehen, und man erkenne, daß für unsere durch Unenthaltsamkeit erschöpfte Preßfreiheit nicht zwar eine gewaltsame Kritik, wie der Schriftgelehrten ihre, wol aber eine gewaltige nötig ist, welche er mit den metakritischen Badereien seiner Autorschaft auszuüben sich berufen wußte.

Wie der Erbauer des theoretischen, zermalmten Jerusalems, so werden alle seine Brüder, wenn sie es auch nicht bedenken, doch zugeben, daß man weder den Namen Jerusalem, noch auch irgend einen andern Namen, der Kraft- und Flickwort der Zeit geworden ist, wie Wahrheit, Freiheit, Vernunft, Toleranz u. s. w. „zum Fluchen, Zaubern, Lügen und Trügen misbrauchen" darf, wie es gang und gebe ist, und zwar darum nicht, weil sie alle die Stadt und Burg eines großen Königs sind. „Diesem Könige, — und hier beginnt H. sein schon zu Anfang mitgeteiltes, erhabenes, klares und ihn verklärendes Schwanenlied, — diesem Könige, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist (Hiob 36, 26) ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht." (s. das weitere S. 4.)

Seine Zunge und Hand soll verdorren, wenn er ein ander Lied singt und schreibt als von diesem Könige. Gibt es Schriftsteller, die Systeme wie die Spinnen und Theorien wie die Vögelnester bauen, die nach dem Befehl des Zeitgeistes für den Geschmack und die Aufklärung des Publikums mit automatischer Industrie und dem Instinkt der Insekten wie emsige Bienenschwärme arbeiten, so hat er nie gewünscht, mit der Ehre solcher verklärten Oelgötzen überkleidet zu werden. Er kann am Schlusse seines Kampfes gegen den Zeitgeist und für seinen König mit Hiob fragen: „Hab ich mir grauen lassen vor der großen Menge oder hat mich die Verachtung der Freundschaft abgeschreckt?" Und sollte auch dieser Kampf ihm Hagelsteine und Pechfackeln der Kritiker bereiten, so weiß er, daß von jeher „die blasenden Mitlauter der Volksstimme

ebenſo ſtark in ihrer barmherzigen Toleranz mit den Geſinnungen eines Jeſus Barrabas ſympathiſiren, als ihre ſtrenge Handlungs-Gerechtigkeit mit den göttlichen Gerichten über unſchuldige Nazarener wetteifert."

Aber mag auch ihm und ſeinem Golgatha wie ſeinem Könige ein letztes Golgatha bereitet werden: Golgatha iſt das Panier des Chriſtentums. Dem Golgatha folgt Scheblimini! Da liegt die Kraft des einzigen über alle Namen erhöhten Namens, welcher das alleinige Heil für das menſchliche Geſchlecht iſt, „der einzige Schlüſſel des vom unſichtbaren Nichts durch alle Aeonen des den Sinnen allgegenwärtigen Weltalls bis zur Auflöſung deſſelben ſich ſelbſt entwickelnden, vollendenden, in Geiſt und Wahrheit verklärenden Problems und Rätſels." Ihm iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden! Er iſt bei uns alle Tage bis an der Welt Ende.

Keine Furcht im Kampfe gegen die Feinde dieſes Königs! Golgatha muß jedem werden, der ſein Streiter iſt im Leben und in der Autorſchaft, aber aus dem Golgatha ſtammt Scheblimini, aus der irdiſchen Dornen- die himmliſche Sternenkrone (ſ. S. 362)

Inzwiſchen werden die Apoſtel und Propheten des Zeitgeiſtes den Haufen jener, deren Organ zur Auffaſſung des wahren Lebens verſchnitten iſt, durch aufgewärmte Märchen und Fündlein immer maſſenweiſe auf ihre Seite bringen.

Golgatha und Scheblimini, Chriſtentum und Luthertum waren alſo über ein Vierteljahrhundert die beiden Gegenſtände der geheimen Autorſchaft H.'s, die er freilich vor den Augen der Samariter, der Philiſter und des tollen Pöbels zu Sichem zudeckte. Jetzt auf einmal ſind dieſe beiden Gegenſtände durch den Zauberſtab der Modegöttin in eine Helena verjüngt, um die ſich Trojaner und Griechen katzbalgen. Die verſchiedenen Heerlager der Zeitmeinungen, ſie wollen alle die ächten, geläuterten Chriſten und Lutheraner heißen, weil die ihnen eigentlich gebührenden Namen der metaphyſiſchen „Katholiken und Jeſuiten, der intoleranten Schweizer und religiöſen Gottſchedianer und Klotzianer (für unſere Zeit kann

man dieſelben Namen oder zeitgemäß verjüngte gebrauchen) dem Sprachgebrauch der modernen Geſetzgeber und Tyrannen des Geſchmacks nicht behagen. — —“

Das ſind des Magus letzte Worte! —

Wer ist Hamann?

„Die Lektion eines Rezensenten ist kaum Beurteilung, höchstens Geschicklichkeit, was er gelesen hat, recht aufzusagen." (VII, 85.) Wenn ich diese Geschicklichkeit auch nicht in dem Maße bewiesen habe, wie ich selbst wünsche, so wird doch, hoffe ich, am Schlusse meines Buches ein oder der andere Leser auf dieselbe Frage, die ihn zu Anfang stumm machte, eine klare und getroste Antwort bereit haben.

Noch einmal: Wer ist Hamann?

Manches Wort der Hieroglyphensäule ist auch jetzt noch für mich wie meine Leser gleich einer verhüllenden Wolke, von der man nicht weiß, was sie in ihrem Schoße trägt; aber die eigentliche Schatzkammer des mitternächtlichen Magus ist aufgeschlossen und zeigt uns gediegenes Gold: „Jetzt sieht man das Licht nicht, das in den Wolken helle leuchtet; wenn aber der Wind weht, so wirds klar; von Mitternacht kommt Gold. (Hiob 37, 21. 22.) — —" II, 455.

Was ist das Gold, das uns von Mitternacht her gekommen ist?

„Wie die Lustseuche den Gebrauch des Merkurs zum herrschenden Hilfsmittel eingesetzt hat . . . : also hat das Verderben der Schriftsteller und Leser das Amt der Kunstrichter eingeführt" (II, 381.), und also hat die herrschende Sucht, zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat, den Herrn seiner Werke bewogen, einen Mann uns zu schenken, welcher den Grundsatz: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden" durch die „Kraft der Anwendung" zum Meduſenhaupt für die vergötterte Zeitphilosophie und zum Samenkorn einer neuen

Weisheit und Wissenschaft, welche die älteste ist, gemacht hat. Hamann ist also für sein und unser Jahrhundert ein **medicamentum specificum**, wie Sokrates für die Athener.*)

So viel unser Aeon auch weiß und entdeckt hat, es gibt für ihn noch unentdeckte Länder. Sie werden, als unbekannte, zufolge einer allgemeinen menschlichen Beschränktheit von ihm auch für unbebaute und wüste Gebiete gehalten, sollte das eigene, bekannte Land auch eine dürre Heide, das fremde, unbekannte ein Paradies sein. Hamann hat das Unphilosophische dieses Dünkels mit solcher Energie blos gelegt, daß, wer klug ist, „ein unbekanntes Land nicht länger für eine unangebaute Wüstenei" (II, 129) ansehen, sondern mit weiser Bescheidenheit sagen wird: Ich kenne das Land nicht, denn ich bin nicht heimisch darin. Seinem Sterne folgend, hat der Magus sein Leben den „Entdeckungen unbekannter Länder" (vrg. S. 132. II, 389) gewidmet. Das Land, das er sucht, ist kein fremdes. Es ist das Heimatsland des Geistes. Aber der Zeitgeist hat es verlassen, und rasch ist es ihm in solchem Maße fremd geworden, daß es für ihn neu entdeckt werden muß. —

Dieses unbekannte Land ist das geheimnisvolle, unbeguckte, unbetastete Gebiet, wo die Quellen, die Brüste des Lebens gefunden werden, „an denen Himmel und Erde hängt, dahin die welke Brust sich drängt," es ist das Leben selbst in seiner Ganzheit und Einheit, von dem, wie ein diesem Lande Entflohener gerufen hat, trotz aller Philosophie und Anatomie du nicht mehr verstehst als das Vieh, das Leben von seiner absoluten Fülle an bis hinab zur untersten Faser und wieder hinauf bis zur Verklärung in das Bild des Menschensohnes. In diesem Lande liegt „alle Wirkenskraft und Samen;" dort braucht man nicht „mit Worten kramen."

---

*) „Des Sokrates Beruf, die Moral aus dem Olymp auf die Erde zu verpflanzen, und ein delphisches Orakelsprüchlein in praktischen Augenschein zu setzen, kommt mit dem meinigen darin überein, daß ich ein höheres Heiligtum auf eine analogische Art zu entweihen und gemein zu machen gesucht, zum gerechten Aergernis unserer Lügen-, Schau- und Maulpropheten." (V, 48.) Vrgl. S. 164.

Dieſes Land hat Hamann für ſein vernünftiges und äſthetiſches Jahrhundert neu entdeckt, die Wiſſenſchaft von ihm ausgebreitet und fähigen Köpfen und Herzen den Weg zu ihm gezeigt. „Alles iſt göttlich. . . . Alles göttliche iſt aber auch menſchlich; weil der Menſch weder wirken noch leiden kann, als nach der Analogie ſeiner Natur, ſie ſei eine ſo einfache oder zuſammengeſetzte Maſchine, als ſie will. Dieſe communicatio göttlicher und menſchlicher idiomatum iſt ein Grundſatz und der Hauptſchlüſſel aller unſerer Erkenntnis und der ganzen ſichtbaren Haushaltung.“ (IV, 23.)

„Die Füglichkeit unſerer Religion mit allen unſern Neigungen, Trieben und Bedürfniſſen unſerer Natur, dieſe genaue Beziehung ihrer Wahrheiten und Entdeckungen mit unſern größten Mängeln und kleinſten Unvollkommenheiten ſowol, als mit unſern höchſten und überſteigendſten Wünſchen iſt eine Quelle ungemein fruchtbarer und entzückender Betrachtungen, und nächſtdem ein überzeugender Beweis, daß ſie mit der Natur Einen Urheber hat. So wie der ganze Plan der Natur auf die äußerlichen, körperlichen Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe gegründet iſt, ſo der ganze Plan der Gnade auf die Natur, die Mängel und geheimen Anſprüche unſerer Sele, unſers unſterblichen Geiſtes. Kurz, alle die Wolthaten, die ich durch die Schöpfung zu meinem zeitlichen Leben genieße, ſind nichts als Schattenbilder der ungleich höheren Wolthaten, die meine Sele in der Erlöſung zum geiſtlichen Leben empfängt und genießt. Die Sele kann ſo wenig ohne Glauben leben, als der Leib ohne die Güter der Natur. Dies iſt das wahre Licht und das einzige, worin die Religion von uns angeſehen werden ſollte; dann würden wir bald von ihrer Göttlichkeit und Notwendigkeit überzeugt ſein.“ (VIII, 6.)

Die Form der Hamannſchen Autorſchaft iſt nicht blos originell und genial, ſie iſt durchaus einzigartig. So hat nie kein Menſch geredet. „Alle meine Opuscula, bekennt er (V, 48), machen zuſammengenommen ein alcibiadiſches Gehäus aus.“ (Vrgl. S. 165. 168.) Aber der Inhalt iſt kein neuer, iſt die ewige, alte Wahrheit, das kündlich große Geheimnis, das uns vertrauet iſt, in dem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis.

Von Eigenem ist nichts hinzugefügt, keine Verbrämung noch Umräucherung weder durch eigene Philosophie noch Theosophie und Intuition, weder durch Mystik noch Dogmatismus und Dialektik. „Jedermann hat sich über die Façon des Satzes oder Plans aufgehalten, und niemand an die alten Reliquien des kleinen lutherischen Katechismus gedacht, dessen Schmack und Kraft allein dem Pabst- und Türkenmord (dem Despotismus des Aberglaubens und Unglaubens, des guten Willens und der gesunden Vernunft) jedes Aeons gewachsen ist und bleiben wird." (V, 48.) Diese alten Reliquien sind das Ziel, das Leben und dessen Lust und Leid ist die Schule seiner Autorschaft, wie er dürr heraussagt, „und, fährt er fort, Ziel und Schule meiner Autorschaft sind mir köstlicher als alle Zufälligkeiten derselben." V, 50. Darum wird man auch immer durch die Zufälligkeiten sich hindurcharbeiten zu dem bleibenden, köstlichen Kerne. Seine Versicherung wird sich erfüllen: „Jedermann gibt zuerst guten Wein, und wenn die Gäste trunken werden, alsdann den geringen. Dies ist der Lauf der Welt, auch der Wandel gemeiner Schriftsteller. — Oeffentliche Ergötzlichkeiten hingegen, an denen der Geist der Religion Anteil nimmt, behalten den guten Wein bis ans Ende und verwandeln die unschmackhafte Eitelkeit dieses Lebens in ein Mahl von Fett, von Mark, — in ein Mahl von reinem Wein, darin kein Hefen ist, — wo der Becher überläuft und Wollust uns tränkt, nicht mit Tropfen, sondern als mit einem Strome. — Die evangelische Wahrheit darf also vor dem Ostracismus nicht erröten, mit dem die Lieblichkeit, das Salz und Gewürz ihrer Redensarten aus Gesellschaften von bestem Ton verbannt werden." (II, 239 ff.)

In allen Gesellschaften vom besten Zeitgeisttone, den wissenschaftlichen, ästhetischen, politischen und lustigen, gelten bis auf den heutigen Tag die evangelischen Wahrheiten als unwissenschaftliche, unpolitische, langweilige Redensarten. Wenn irgend Jemand, so hat H. bewiesen, daß in diesen „Redensarten" Salz und Licht, Kraft und Leben, Weisheit und Wissenschaft verborgen liegt, daß das Wort aus Gottes Munde die ewige Wahrheit und Wesenheit der Dinge ist. „Die Weisheit muß sich rechtfertigen

laſſen von ihren Kindern!" Er hat auch bewieſen, daß die ſtolzen Worte der Anbeter des guten Willens und der geſunden Vernunft „Redensarten" ſind, „leere Schläuche", „ein Ballet hinkender Hypotheſen" (II, 243), hohle Begriffe, „aus deren Extremitäten und Exkrementen, dem Magen und Willen der Dinge zuwider, viel Phosphorus herausgeſtriegelt werden kann, vermittelſt einer populär (auch ſpekulativ und dialektiſch) philoſophirenden Sprache, deren Kunſtzeichen weit abſtrakter, biegſamer und ſchlüpfriger ſind, als der Laconismus und stilus atrox poetiſcher Bilderſchrift." (VI, 456.)

„Dingen Namen zu geben, iſt ein Prärogativ der menſchlichen Natur." (III, 68.) Aber daß dieſes königliche Prärogativ, ebenſo wie das Regal, Münzen zu ſchlagen, durch die, welche ſich über alle Schatzkammern der Weisheit und Wiſſenſchaft geſetzt dünken, geſchändet iſt und wird, darüber öffnet H. die Augen. Laut und ohne Furcht ſpricht er es aus, daß Leute, die ſolches thun, Falſchmünzer im Reiche der Wahrheit ſind. Sollen wir ihren Despotismus noch länger dulden? jene unwürdige Herrſchaft nicht brechen, welche „der Philoſoph über den Zuſammenhang der Dinge durch Namen und die Willkür ſelbige zu münzen," ſich anmaßt? (II, 191.) Das Eine wenigſtens werden wir begriffen haben, daß es „ein großes Wagſpiel iſt, Körper durch Schatten und Sachen durch Wörter anzuzeigen." (IV, 61.)

„Und weiter laßt uns nicht mit **Worten** ſpielen!" (IV, 62.) „Unſere Philoſophen reden wie Alchymiſten von Schätzen der Fruchtbarkeit, wiewol nach ihren Aeckern und Weinbergen zu urteilen, ſollte man ſchwören, daß ſie nicht Unkraut von Weizen, Trauben von Dornen, noch Feigen von Diſteln zu unterſcheiden wiſſen. Sie ahmen jenem Gaukler nach, welcher das Vacuum ſeiner Taſche für den ſchönen, großen, ſtarken Geiſt ausgab, der, wenn es möglich wäre, ſelbſt die Elus verführte. Die Verwirrung der Sprache, wodurch ſie aber verführen und verführt werden, iſt freilich eine ſehr natürliche Zauberei automatiſcher Vernunft, der es wenig koſtet, ſich in einen Stern der erſten Größe zu verklären, beſonders für Schälke von gleichartiger Blindheit!" (IV, 31.)

Da dieſe ſelbſtverklärten Sterne erſter Größe Meiſter in der hypokritiſchen Kunſt ſind, himmelſchreiende Zweifel an der eigenen Majeſtät, für welche letztere ſie nur ſtumme Beweiſe führen, zu unterdrücken (II, 389), ſo iſt der Magus, welchen der Stern zu ſeines Königs Majeſtät geführt hatte, in die angenehme Notwendigkeit gedrängt worden, dem Modegeiſte ſeines Jahrhunderts durch Zweifel räuchern zu können. (IV, 48.) Und noch immer gehen Zweifel an der Mode-Wahrheit, himmelſchreiende Zweifel, die nicht zu unterdrücken ſind, von dem Magus aus und machen, wie ihn, jeden Nachfolger zu einem ebenſolchen Anbeter des guten Willens, der geſunden, reinen Vernunft und ihres ſklaviſchen Publikums, als Jehu des Baal (III, 31), von deſſen königlichem Fanatismus man einen genauen Bericht im zweiten Buche der Könige findet. (X, 18—20.)

Noch haben alle Zweifel die Mode-Wahrheit nicht von ihrem Thron im Buſen der Zeitgenoſſen geſtürzt. Noch umſchwärmen ſie viele Legionen Mietlinge, die ſchreiend verſichern, daß ſie mit ihren Augen die Klarheit ihrer Göttin geſchaut, in ihrem Angeſichte Wahrheit geleſen und für ſie von den Elias-Geiſtern Feuerregen erduldet haben. Aber „die Unverſchämtheit der Mietlinge wird Niemanden überreden, daß ihre Brillen die Gabe zu leſen und die Stelle der Augen vertreten, noch daß ihre Brandmarke Narben der Tapferkeit bedeuten können; unterdeſſen duldet man die Misbräuche der Zeitungsſchreiber im Reiche der Gelehrſamkeit, wie man die Zeichen der Tagwählerinnen in den Kalendern beibehält, weil der gemeine Mann ihrer nicht entbehren kann.“ (II, 382.)

Wir können und wollen ihrer entbehren. Wir haben den Stern geſehen und ſind nicht mehr gewillt, Irrlichtern nachzulaufen. Der Stern führt uns zu dem Könige, welcher dem Interregnum (S. 389) und allen Uſurpatoren ein Ende machen wird mit dem Geiſte ſeines Mundes. Uns macht er frei, und die Er frei macht, die ſind recht frei, denn **in Ihm iſt das Leben und das Leben iſt das Licht der Welt!**

Beilage I.

Die hier nicht erklärten kleineren Schriften und Recenſionen Hamanns

wird jeder, welchem ich ein Wegweiſer zum Verſtändnis der Haupterzeugniſſe der Hamann-ſchen Autorſchaft geworden ſein ſollte, mit den vorhandenen Hilfsmitteln ſich ſelbſt aufzuſchließen im Stande ſein. Der Zuſammenhang, in dem ich einzelne Stellen aus dieſen Schriften angeführt habe, wird dem eingehenderen Selbſtſtudium vielleicht einige nicht ganz unnütze Winke geben. Darum laſſe ich anhangsweiſe ein Verzeichnis dieſer Schriften folgen mit Angabe der Seitenzahl, wo Stellen aus ihnen in dieſem Wegweiſer angeführt ſind.

1. **Beilage zu Dangeuils Anmerkungen.** 1756. Hamanns Werke B. I, 1. Eigentliche Bedeutung dieſer Schrift S. 55 Anm. — Selbſtcharakteriſirung Hamanns S. 14. 18. 20. 55. 101.
2. **Kindliches Denkmal.** Juli 1756. (II, 329.) S. 21.
3. **Bibliſche Betrachtungen.** März 1758. I, 49. S. 107 ff. 109 Anm. 113 ff. 118—123; 125—127; 130—132; 135. 136.
4. **Gedanken über meinen Lebenslauf.** April 1758; I, 149. S. 13 ff ; 107 ff.
5. **Brocken.** Mai 1758. I, 125. S. 110. 114—116. 119. 124. 130. 133. 134. 136. —
6. **Zugabe zweener Liebesbriefe an einen Lehrer der Weltweisheit, der eine Phyſik für Kinder ſchreiben wollte.** (Kant.) 1759. II, 443. S. 161 Anm. 204 Anm. 219 Anm. 260 Anm.
7. **Vermiſchte Anmerkungen über die Wortfügung in der franz. Sprache.** Oktober 1760. II, 133. S. 93. — 148 ff. Anm. 202 Anm. 398 Anm.
8. **Klagegedicht in Geſtalt eines Sendſchreibens über die Kirchenmuſik.** Januar 1761. II, 161. S. 30. 35. 81. 82. 89. 90. 201 Anm. 224.
9. **Franzöſiſches Project einer nützlichen, bewährten und neuen Einpfropfung.** Ueberſetzt nach verjüngtem Maßſtabe. Juli 1761. II, 175. S. 82.
10. **Lettre néologique et provincaile sur l'inoculation du Bon Sens.** 1761. II, 345. S. 81 Text u. Anm.
11. **Gloss Philippique.** 1761. II, 357. S. 233 Anm.
12. **Näſchereien in die Dreßkammer eines Geiſtlichen im Oberland.** Januar 1762. II, 237. S. 405.
13. **Schriftſteller und Kunſtrichter,** geſchildert in Lebensgröße, von einem Leſer, der keine Luſt hat, Kunſtrichter und Schriftſteller zu werden. Mai 1762. II, 377. S. 3. 208 ff. Anm. 260 Anm. 313 Anm. 314 Anm.
14. **Fünf Hirtenbriefe, das Schuldrama betreffend.** Jan. 1763. B. II, 413. S. 36 und 37. — 216 Anm.
15. **Hamburgiſche Nachricht, Göttingiſche Anzeige, Berliniſche Beurteilung der Kreuzzüge des Philologen.** Recenſion, 1763; II, 451. S. 74. 184. 185 Anm. 186. 187 63 Anm. 200 ff. 365 Anm.

16. **De la Nature par Robinet.** Recenſion. Februar 1764. III, 241. S. 27. 28.
17. **Vernunft- und ſchriftmäßige Gedanken von den Lebenspflichten der Chriſten, von Arnold.** Recenſion. März 1764. III, 249. S. 28. 333.
18. **Zwo Recenſionen nebſt einer Beilage, betreffend den Urſprung der Sprache.** März 1772. IV, 6. S. 202 Anm. 252 Anm.
19. **Des Ritters von Roſencreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menſchlichen Urſprung der Sprache.** April 1772. IV, 21. S. 202 Anm. 220 Anm. 230 Anm. 252 Anm. 365 Anm.
20. **Philologiſche Einfälle und Zweifel über eine akademiſche Preisſchrift.** October 1772. IV, 37. S. 202 Anm. 220 Anm. 229 Anm. 252 Anm. 285 Anm. 326.
21. **Lettre perdue d'un Sauvage du Nord.** März 1773. IV, 149. S. 81 Anm.
22. **Aug. Ludw. Schlözers Vorſtellung einer Univerſalhiſtorie. Anzeige.** Januar 1774. IV, 373. S. 222 Anm.
23. **Die Taufe der Chriſten.** Anzeige. Januar 1774. IV, 379. S. 261 Anm. 262 Anm.
24. **Fragment eines Programms oder Zuruf von der Eule.** Anzeige der deutſchen Gelehrten-Republik von Klopſtock. 1775. IV, 426. S. 259 Anm.
25. **Ueber den Stil.** 1776. IV, 451. S. 78. 80. 87 und 88.
26. **Zwei Scherflein zur neueſten, deutſchen Literatur.** März 1780. VI, 23. S. 240 und 241 Anm. 390 Anm. 2.
27. **Recenſion der Kritik der reinen Vernunft.** 1781. VI, 44. S. 324. 327. 334.

Beilage II.

Zur Titel-Photographie.

Hier noch die nötige Aufklärung über die Titel-Photographie. Sie iſt nach dem Original-Oelbilde gemacht worden. Von der Entſtehung und Geſchichte deſſelben erzählt Hamann dem Herrn F. C. von Moſer, der ihn zuerſt Magus im Norden und ſich Laienbruder genannt hatte, im Briefe vom 1. Dez. 1773 Folgendes:

„Auf den Handel in potto zu kommen, ſo betrifft ſelbiger den Autor ſelbſt, und zwar in effigie am öffentlichen Pranger. Ich traue dem treuherzigen Laienbruder ſoviel chriſtliche Barmherzigkeit gegen das Werk ſeiner Hände, den Magum im Norden, zu, als Rizpa, die Tochter Aja, und der König David nach 2 Sam. 21 an den Gebeinen Saul und Jonathan erwieſen. Die ganze geheime Geſchichte iſt folgenden Inhalts: Eine der ſeltſamſten Leidenſchaften, die ſich aus einer Hölle auf Erden für mich in einen irdiſchen Himmel verwandelt, trieb mich von meiner fruchtloſen Wallfart zu einer noch weit fruchtloſeren, nach Curland, und ich war im Begriff, dem wirkſameren und bei mir vorzüglich lebhaften Grundgeſetze der Selbſterhaltung alles aufzuopfern. Vor dieſer letzten Reiſe hatte ich den frommen und etwas kindiſchen Einfall, mich für meinen ſel. Vater ſo treu als möglich abmalen zu laſſen in puris naturalibus mit einer mir unentbehrlich gewordenen Macht (1 Cor. 11, 10) auf meinem von Jugend auf kahlen Haupte.*) Meine treue Hamadryade, die Mutter meiner lieben Kinder, hatte Befehl, dieſes

*) „In eben dem Hauſe (einer Prieſter-Wittwe, mit deren Söhnen der junge H. unterrichtet wurde) hatte ich nebſt meinem Bruder das Unglück, von einem Kinde angeſteckt zu werden, das mit einem giftigen Ausſchlag geboren worden war und von dem es nicht geheilt werden konnte, ſondern jung ſtarb. Die beſetzten Hüte, die wir hatten, dienten unſchuldiger Weiſe dem Kinde zur Verſuchung, ſich mit denſelben zu bedecken. Wir haben beide ſehr lange und zu großer Beſchwerde unſerer ſeligen Mutter daran ausgehalten. Gott iſt ſo gnädig geweſen und hat uns beide davon geheilt. . . Ich trage ein Zeichen von meiner Geneſung von dieſem Ausſatz an meinem kahlen Haupte, wo die Haare nach dem Rand, worin der Hut daſſelbe einſchließt, völlig ausgefallen ſind. Sie ſchwuren aus und die Wurzeln derſelben waren voll Eiters, der Geſtank unerträglich, den ſich meine ſelige Mutter nicht verdrießen ließ, unſertwegen mit Thränen öfters über unſere Schmerzen und Unart auszuſtehen.“ (I, 164.)

Bild an meine Schlafstelle aufzuhängen.*) Bei meiner letzten Heimkunft nach meines seligen Vaters Tode machte auf dieses Gemälde der jetzige Lotteriedirektor Kanter, als mein doppelter Gevatter, gewaltthätigen Anspruch, welches mir sehr ähnlich sein soll, außer daß ich nach 7 Jahren, wie man sagt, schöner, jünger und frischer geworden. Dieser treulose Verleger, wie alle seine Brüder, (ohngeachtet ich in meinem Leben mit keinem einzigen im eigentlichen Verstande gehandelt) hat anstatt seines eigenen Schlafkämmerchens, wofür ich bestimmt war, mich in seinem Laden, der der größte in ganz Norden ist, am höchsten Balken aufhängen lassen, wo sich alle Welt über den armen Sünder im Hemde mit verbundenem Kopf aufhält, ohne zu wissen, wie ich dazu gekommen, in der Attitüde eines Narren oder Malefikanten in unserm großen Kanterischen Laden aufgehangen zu werden. — Wenn Ew. aus laienbrüderlicher Prädilektion mir die gnädige Erlaubnis erteilen wollen, mit dem Kanterschen Buchladen wegen des Magi in effigie einen Handel zu schließen: so sollen sie dabei nicht so sehr übervorteilt werden, als bei unserm in Bernstein eingefaßten Insektenkram bisweilen geschehen mag. An dem künftigen Schicksal dieses Originals ist nichts gelegen; es sehnt sich blos nach seiner Erlösung von dem hiesigen Pranger, wo es Jedermann zum Spektakel hängt. Für ein Dutzend preußische Thaler will ich in einem ganz andern Bilde mit allen Pontificalibus eines nordischen Magi prangen, und im ganzen Kanterschen Buchladen soll von Nichts die Rede sein, als von der wunderbaren Metamorphose des hiesigen armen Sünders im Hemde mit verbundenem Kopf."

In Folge dieses Briefes bat Moser den Freund H., das Bild für ihn anzukaufen. H. sandte es mit einem Briefe vom 27. Februar 1774 an Moser ab: „Noch denselben Sonntag Invocavit, der mir so merkwürdig als der letzte erste Advent bleiben wird, habe ich, (für einen Verleger, wie ich den Handel hier einkleiden mußte, mit zwei Friedrichsd'or viel zu reichlich) beikommenden Ecce! glücklich losgekauft und ausgelöst, der unter seinem Nasenbrücker, wünsch ich, wohlbehalten das Ziel seiner Wallfart erreichen möge."

Im Jahre 1775 brachte Kanter, der voller Neuigkeiten von einer Reise zurückgekehrt war, den Magus durch Vorzeigung eines Bildes fast außer Fassung. Es war eine Holzschnitt-Copie des früher im Kanterschen Laden aufgehängt gewesenen Oelbildes. H. meinte in dem Holzschnitt eine Karrikatur zu sehen, weil das Bild ihm Eselsohren zu haben schien; er witterte darin eine Verspottung von Seiten der Nicolaiten. Der Aerger verursachte ihm eine schlaflose Nacht. In einem etwa 4 Wochen später geschriebenen Briefe meldet er, daß er seines Irrtums inne geworden sei: „Ich habe gestern mit genauer Not Lavaters physiogn. Fragmente bei mir zu Hause durchzusehen bekommen und nicht ohne Augen- und Selenweide. Meine Vision wegen des Ohrs und der alberne Verdacht, daß es eine Erfindung hiesigen Orts wäre, was mir wie ein Pfeil ins Gehirn und Herz geschossen war, und wozu ich durch einen Zusammenfluß kleiner Umstände verleitet wurde, die sich verschworen hatten, mich in den Irrtum zu stürzen, hat mir einige grausame Tage gemacht."

Das Original kam schon bald aus Mosers wieder in H's eigenen Besitz. Letzterer gab ihm in seinem Bücher- und Schlafsaale über der Thüre neben Luthers Bilde seinen Platz. Er erzählt dies in einem Briefe vom 18. Mai 1777 an Herder, in welchem er seine ganze, kleine Häuslichkeit beschreibt: „Liebster Gevatter, Landsmann und Freund, da hängen Sie über meinem Bett in effigie zwischen Kaufmann und Lavater. Grade über zwischen zwei Fenstern ein altmodischer Spiegel und unter demselben Ihr kleiner Mohrenkopf auf rothem Grunde, zwischen zwei Kupferstichen von Stahlbaum, deren einer den Heiland beim Brodbrechen, und der andere die Flucht nach Egypten vorstellt. Beim Eintritt in diesen Saal fällt einem die ganz mit Büchern bekleidete, breite Wand in die Augen. Ein Sopha, auf dem Kaufmann sich manche lange Stunde gestreckt hat, ist mitten unter den Büchern angebracht und steht der Thüre gegenüber. Ueber dieser hängt Dr. Martin Luther in einem feinen Rahmen und zur Seite das ärgerliche Bild mit dem Eselsohre, dessen geheime Geschichte Ihnen bekannt ist; unter demselben das Motto zu meinem Autornamen:

---

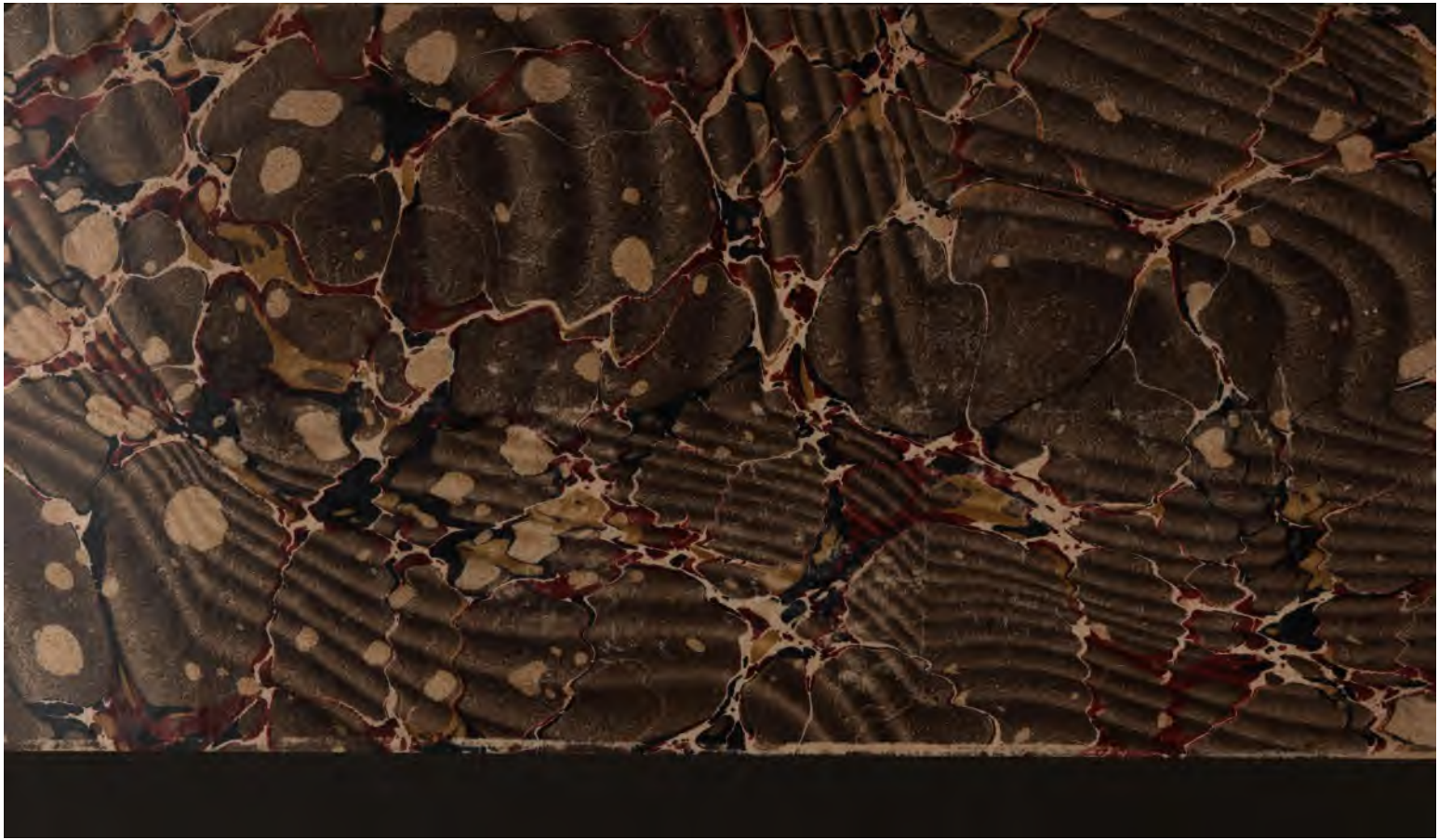
*) An den Vater selbst schrieb er aus Mietau, 20. Juni 1765: „Um mich nicht zu vergessen, gönnen Sie meinem Bilde seinen Platz an dem bestimmten Orte und segnen Sie wenigstens meinen Schatten."

Allzuklug sind seine Lehren,
Allzuklug ist dumm,

von der Hand des großen Schreibkünstlers La-Roche, der auf seiner Reise nach Riga ertrank. Dieser Bücherſaal ist zugleich das Schlafzimmer für mich und meinen Sohn. Nebenbei schläft die Hausmutter mit den Töchtern. Noch eine Stube, zur Seite, für den Schemen meines armen Bruders. Dies sind die Gelegenheiten alle in meiner königlichen Wohnung, die von vorn eine herrliche Aussicht nach dem Pregel und der Friedrichsburg, und von hinten nach den Gärten, der Wiese und der Stadt von einer, und dem Felde von der andern Seite hat u. s. w."

Im Jahre 1825 ging das Bild in den Besitz Friedrich Roths über, des Herausgebers von H's Schriften. Als er einmal gefragt wurde, ob die Person mit dem rothgewürfelten Tuche um den Kopf seine Frau Schwiegermutter sei, hängte er vor Aerger das Bild in sein Schlafzimmer über das Bett. Nach seinem Tode erhielt es seine Tochter Pauline, verehelichte von Dollmann in München, die nun auch heimgegangen ist. Bei dieser Freundin habe ich das Original gesehen. Sie hat auf meine Bitte mir im Mai 1867 eine Photographie machen lassen, von der sie schreibt: „Wenn Ihnen die Photographie zu weich, einer „Frau Schwiegermutter" zu ähnlich vorkommen sollte, so bemerke ich dabei, daß der Retoucheur die Risse der Oelfarbe mit großer Kunst entfernen mußte und dabei vielleicht ein klein wenig von den markirten Zügen mit wegputzte. Ich konstatire aber, im Vergleich mit dem Originale, die vollkommenste Gleichheit der Umrisse und des ganzen Ausdrucks. Ein freudiger Ausruf der Bewunderung entfuhr mir unwillkürlich, als ich das über alles Erwarten wohlgelungene Abbild zu Gesicht bekam." Nach dieser Photographie in groß Quart ist die kleine, diesem Wegweiser zum Magus beigegebene angefertigt, die natürlich jener größeren nicht gleichkommt. —

Verbesserung einiger Druckfehler.

Seite	74	Zeile	13	von	oben	lies	oder	statt	odes.
„	76	„	3	„	„	„	das	„	des.
„	91	„	1	„	„	„	ut	„	ot.
„	162	„	3	„	unten	„	vorstellt	„	voreſtllt.
„	206	„	1	„	oben	„	Berliner	„	Berlienr.
„	245	„	11	„	„	„	muß	„	uß.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03009 6633